This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

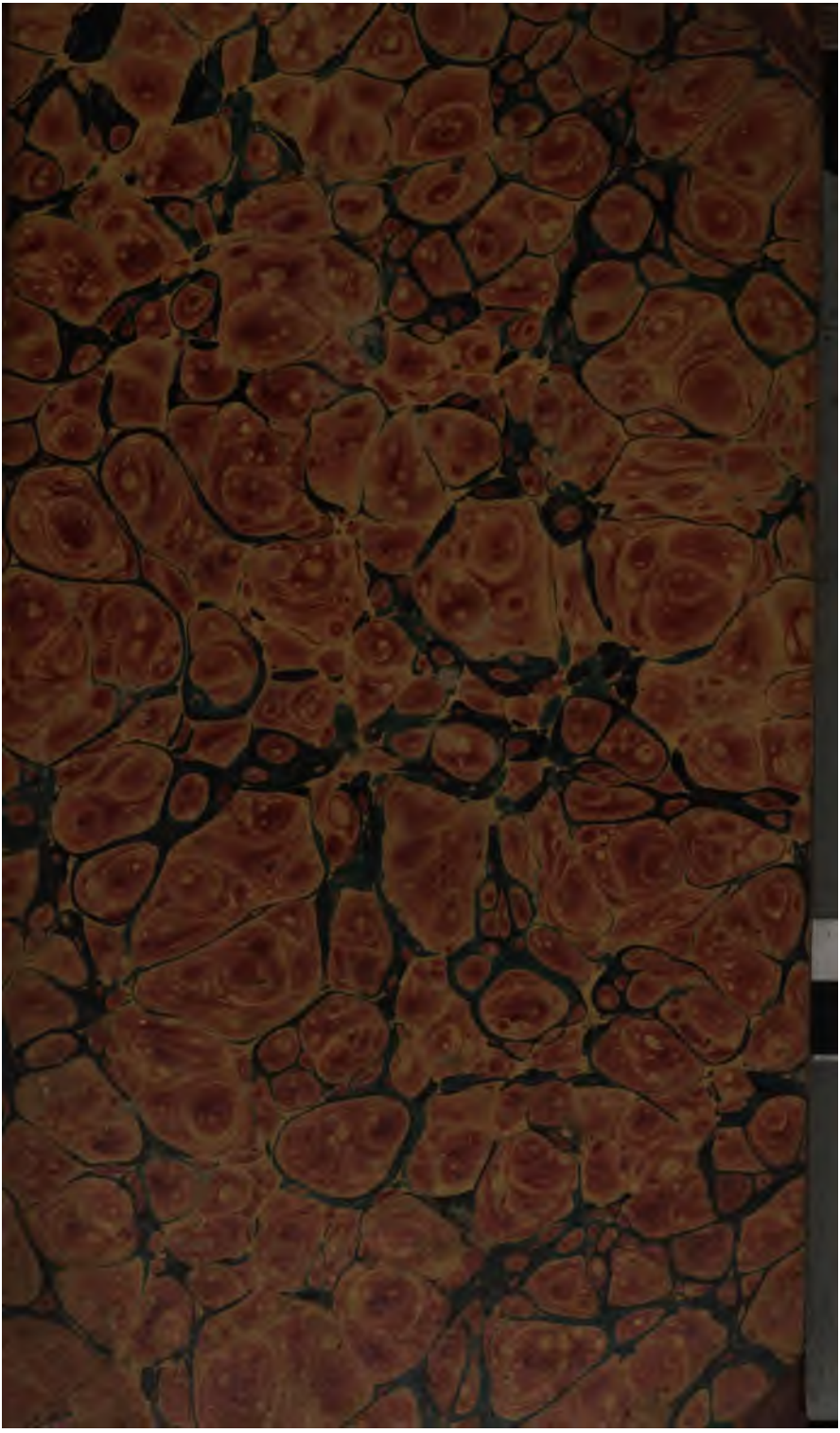
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

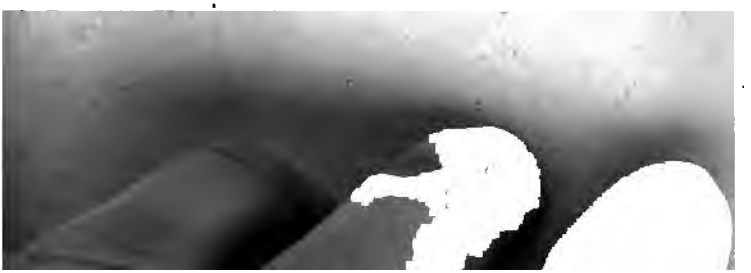
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



600086398/



Geſchichte
der
Religion Jeſu Chriſti.

Von
Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,
fortgeſetzt
von
Friederich v. Kerz.

Drei und zwanzigſter Band.

Mainz 1832,
Adminiſtration der Simon Müller'ſchen Buchhandlung.

110. a. 205.

600086398/

600086398/

Geſchichte
der
Religion Jeſu Chriſti.

Von
Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

Fortgeſetzt
von
Friederich v. Kerz.

Fortſetzung zehnter Band.

Mainz 1832,
Adminiſtration der Simon Müller'ſchen Buchhandlung.

Geſchichte
der
Religion Jeſu Chriſti.

Von
Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,
fortgeſetzt
von
Friederich v. Kerz.

Drei und zwanzigſter Band.

Mainz 1832,
Adminiſtration der Simon Müller'ſchen Buchhandlung.

110. a. 205.

Des
zweiten Zeitlaufes
zwanzigster Zeitraum.

Von dem Concilium Quinisextum 692, bis zu dem Tode des heiligen Bonifacius, Apostels der Deutschen 755.

I.

1. Die von Ewigkeit in dem Gedanken Gottes gelegene, von unendlicher Weisheit und Liebe geordnete, und von der Allmacht in Jesu Christo gegründete und befestigte Kirche ist kein von Menschenhänden errichteter irdisch geschmückter Tempel; sie gleicht nicht einem, irgend einem Nationalruhm geweiheten Prachtdenkmal, an welchem der, stets weiter fortschreitende, menschliche Kunstsinn, in jeder höhern Entwickelungs-Periode der Kunst und des Geschmackes, immer noch Etwas zu verschönern oder zweckmäßiger zu ordnen, hie und da neue Verzierungen hinzuzufügen, oder andere davon hinwegzunehmen sich allenfalls könnte berechtiget finden. So ver-

schieden die Gedanken der Menschen von jenen der Gottheit; so verschieden sind auch ihre Werke von jenen der Allmacht. In der Kirche des Sohnes Gottes, in diesem göttlichen Gebäude sind alle Steine von dem heiligen Geiste selbst gezählt, alle Theile von Ihm berechnet, und alle Pfeiler und Säulen von der Hand der Allmacht gesetzt; selbst die kleinsten Verzierungen sind nicht ohne tiefe, mystische Bedeutung, und jedes Einzele, wie unbedeutsam es auch dem profanen Auge scheinen möchte, ein durchaus wesentlicher Bestandtheil des, jetzt zwar noch immer etwas verhüllten, aber am Ende der Tage in überschwänklicher Klarheit sich offenbarenden Reiches Gottes. In diesem auch nur den kleinsten der Steine verrücken wollen, ist unbegreiflicher, an Wahnsinn grenzender, weil gegen den heiligen Geist selbst sich empörender Frevel; und eben so rein und vollkommen, als dies große Werk unendlich erbarmender Liebe Gottes aus den Händen Jesu und seiner Apostel hervorging, muß und wird es auch, trotz aller Wandelbarkeit der Zeiten und Menschen, unverändert und unverrückt bis an das Ende aller Tage bleiben, bis zu jenem seligen Augenblicke nämlich, wo Christus, die Sonne ewiger Gerechtigkeit, bei seiner zweiten Ankunft, den ganzen Inhalt seiner, seinen Auserwählten gegebenen Verheißungen erfüllen wird.

2. Aber einen der ersten und wichtigsten Pfeiler in der Kirche Jesu zu untergraben, und nach und nach völlig zu zerstören, hatten, wie wir gesehen, die auf dem Concilium im Trullos versammelten schismatischen Bischöfe *) den frevelhaftesten

*) Nicht mit Unrecht bezeichnen wir die, auf dem Concilium Quinisextum versammelten Bischöfe, wenigstens den größten Theil derselben als Schismatiker, denn

aller Verſuche gewaget; daß derſelbe ihnen nicht gelingen würde, war vorauszuſehen; aber da jetzt das Oberhaupt der Kirche und die geſammte abendländiſche Chriſtenheit die von den Orientalen gefaßten, die Reinheit der Kirche ſo ſehr befleckenden Beſchlüſſe mit Unwillen verwarfen; ſo ward nun auch das bisherige, alle Kirchen gegen Aufgang und Niedergang mit der römiſchen Kirche ſo harmoniſch vereinigende Band auf immer zerriſſen. Zwar wußte der römiſche Stuhl mit ſeiner gewöhnlichen Weisheit und ſchonungsvollen Milde, ſogar durch mancherlei, ſelbſt von den Canons und Satzungen der Kirche abweichende Conceſſionen, wenigſtens dem Aeußern nach, ein förmliches Schisma auf einige Zeit noch zu entfernen; aber in der That und dem Weſen der Sache nach, hatte dennoch leider die unſelige Kirchentrennung jetzt ſchon begonnen, und in der ſtufenweiſen Entwickelung des ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten kundgegebenen Strebens der Patriarchen von Conſtantinopel, den auf dem vorherrſchenden Anſehen des römiſchen Stuhles beruhenden, und in allen Gemüthern tief gewurzelten Grundſatz der Einheit zu zerſtören, um ihren Patriarchenſtuhl mit jenem des Apoſtelfürſten auf gleiche Höhe zu ſtellen, war nun offenbar durch das ſogenannte Concilium Quiniſextum der größte, und für alle Zeiten entſcheidende Schritt geſchehen *). Aber immer mehr trübte

als bald darauf der Monotheliſmus, von einem der vielen jetzt ſchnell aufeinander folgenden Emporkömmlingen begünſtiget, ſein Haupt auf das Neue wieder zu erheben ſchien, bekannten ſich ſogleich wieder viele von jenen Biſchöfen ganz laut und ohne Scheu zu dieſem, obgleich erſt vor einigen Jahren von der geſammten Kirche einſtimmig verdammten ketzeriſchen Wahn.

*) Der Keim der, ſchon in dem Laufe der frühern Jahrhunderte, ſich immer mehr kundgebenden Schelſucht

Finsterniß gehüllt, ketzerischer Wahn unter ihnen umher, warf, sobald er sich nur mächtig genug fühlte, seine schwarze Hülle ab, und suchte das reine Licht des Glaubens, wie solches in den abendländischen Kirchen leuchtete, nun vorsätzlich, so viel er nur vermochte, in den morgenländischen Kirchen zu

---

Titels eines allgemeinen Patriarchen und in noch andern, bald mehr bald minder wichtigen Thatsachen, deren sich der aufmerksame Leser aus den frühern Bänden dieser Geschichte erinnern wird, und unter welchen unstreitig der sinnlosen, tollkühnen und ärgerlichen Verdammung des Pabstes Honorius der erste und oberste Rang gebührt. Da aber bei allem dem die Orientalen bald zu der Ueberzeugung gelangen mußten, daß der Glaube an das, auf den deutlichen und unmittelbaren Verordnungen Jesu Christi selbst beruhende, über alle andere Stühle vorherrschende Ansehen des römischen Stuhles in der ganzen übrigen Christenheit zu tiefe Wurzeln gefaßt, zu fest und unerschütterlich gegründet sey *); so blieb ihnen, das von Stolz und Ehrgeiz gesetzte Ziel zu erreichen, kein anderes Mittel, als eine förmliche, bejammernswerthe Trennung von der römischen Kirche, diesem, von Jesu selbst bezeichneten Mittelpunkt der steten und vollkommenen Einheit des Reiches Gottes auf Erden; und zur Verwirklichung dieser unseligen Tendenz war nun unstreitig durch das Concilium Quinisextum einer der schwersten, bedeutendsten, aber daher auch entscheidendsten Schritte geschehen.

---

*) Daß Christus in ganz deutlichen, bestimmten Ausdrücken dem heiligen Petrus und mithin auch dessen Nachfolgern einen Vorrang vor den übrigen Aposteln und deren Nachfolgern, und mit diesem Vorrange auch eine noch weit höhere Weihe ertheilt habe; dies wird nicht nur von dem Wahrheit liebenden Hugo Grotius, sondern auch von noch mehrern, nicht minder aufrichtigen protestantischen Theologen freimüthig zugestanden.

talischen Kirchen. Unter allen Formen schlich, in

---

dersetzten, sondern nach und nach ganz willig sich ihnen fügten, so errangen auch endlich die Patriarchen von Constantinopel vollkommen ihren Zweck. Ihre Abhängigkeit von dem römischen Stuhle verkannten sie zwar jetzt noch nicht; aber wie lästig dieselbe ihnen sey, bewiesen sie bei jeder, sie mit dem römischen Stuhl in nähere und lebhaftere Geschäftsberührung führenden Gelegenheit. Einen noch größern Aufschwung erhielt der Ehrgeiz der griechischen Patriarchen nach dem Untergang des abendländischen Kaiserthums. Constantinopel war jetzt die einzige, ausschließliche Hauptstadt des noch immer von allen andern Nationen angestaunten römischen Reiches; als Mittelpunkt des Handels dreier Welttheile, war sie wegen ihres unermeßlichen Reichthums und ihrer ungeheuern Bevölkerung unstreitig die erste Stadt der materiellen Welt. Zudem schmeichelte das Phantom einer allgemein römischen Welthetrschaft noch immer der Eitelkeit der längst schon sich Ost-Römer nennenden Griechen; und der alten ehrwürdigen Roma ward endlich sogar die Schmach, einige Zeit lang unter dem Scepter barbarischer Könige sich beugen zu müssen. In allen diesen Beziehungen war nun freilich das in dem blendenden Schimmer unermeßlichen Reichthums und weltlicher Hoheit strahlende Constantinopel, an politischer Bedeutsamkeit, weit über die immer mehr verödende, bald von Barbaren unterjochte, bald von ihnen, und raubsüchtigen Exarchen geplagte Stadt an der Tyber erhaben; und die Patriarchen, die ohnehin im Glanze der stolzen, volkreichen Kaiserstadt sich so gerne sonneten, und die kirchliche Hierarchie nur mit Weltsinn und fleischlichen Augen betrachteten, glaubten sich nun ebenfalls berechtiget, ihren Patriarchenstuhl um einige Stufen zu erhöhen und ihn dem, in dem politisch gesunkenen Rom errichteten Stuhle des heiligen Petrus gleichzustellen. Ueberzeugende Belege dazu finden wir nun in einer ganzen Reihe bis dahin ungewöhnlicher Erscheinungen, wie z. B. in dem ganzen Betragen des Patriarchen Acadius, ferner in der Usurpirung des

Häreſien erzeugende und den Untergang des ganzen byzantiniſchen Reiches vorbereitende Schisma herbeiführten. — In ihrer gegenwärtigen Jammergeſtalt gleicht die griechiſche Kirche einem, von ihrem lebendigen Stamme abgehauenen Zweige; zuſehends verdorret und erſtirbt ſie; zeuget aber ſelbſt durch ihr langſames Hinſterben nur deſto lauter und ſprechender für die Heiligkeit der allein wahren, daher unwandelbaren, weil von Jeſu Chriſto auf den Felſen Petrus gegründeten, apoſtoliſch-römiſchen Kirche.

II.

1. Bald nach Beendigung des Conciliums Quiniſextum war der Patriarch Paulus geſtorben, und auf dem Patriarchenſtuhle ihm Callinikus, Prieſter und Schatzmeiſter der Blackernerkirche gefolgt. In der vollen Ueberzeugung, daß der heilige Pabſt Sergius die Beſchlüſſe der Synode von Trullos durchaus nicht genehmigen würde, wandte der neue Patriarch ſich an den Kaiſer, ihn beredend, die Unterſchrift des Pabſtes auf alle, und wenn es nöthig ſeyn ſollte, ſelbſt gewaltſame Weiſe zu erwirken. Juſtinian, der keinen Begriff davon hatte, daß auch die Macht eines Kaiſers ihre Schranken habe, übernahm ſehr willig den Auftrag ſeines Patriarchen, ſchrieb eigenhändig an den Pabſt, ſuchte ihn durch Schmeicheleien und Lobeserhebungen zu bethören, und ſandte ihm ein, von ihm ſelbſt, und zwar mit der, blos bei ſehr feierlichen Gelegenheiten zum ausſchließlichen Gebrauch kaiſerlicher Majeſtät, aus Zinober verfertigten Tinte unterſchriebenes Exemplar ſämmtlicher Verhandlungen des Conciliums. Daſſelbe war

auch von den drei Patriarchen, von Constantinopel, Alexandrien und Antiochien und den übrigen Bischöfen und Prälaten des Conciliums unterzeichnet. Zwischen der Unterschrift des Kaisers und jener des Patriarchen von Constantinopel war ein großer Raum offen gelassen, mit den Worten: locus sanctissimi Papae romani. Als man dem Pabste das Exemplar überreichen wollte, verschmähte er, es anzunehmen; verbot auch ausdrücklich seiner Geistlichkeit, es zu lesen und schrieb in wenigen Worten an den Kaiser, daß er eher bereit sey zu sterben als offenbare Irrthümer, Abweichungen von den apostolischen Satzungen und gottlose Neuerungen zu unterzeichnen und durch seine Unterschrift zu bekräftigen.

2. Ueber die Weigerung des Pabstes, das Concilium zu bestätigen, gerieth der, an schrankenlose Willkühr gewöhnte Kaiser in heftigen Zorn. Um dem Pabste ein schreckendes Zeichen seiner Ungnade zu geben, ließ er den Bonifacius und den Bischof Johannes von Porto, zwei päbstliche Räthe verhaften und nach Constantinopel führen. Aber Sergius wankte nicht; verwarf alle fernern, von dem Kaiser ihm gemachten Anträge, und wiederholte in einem Schreiben an denselben die ihm schon gegebene bestimmte Erklärung, daß er nämlich lieber alles dulden und leiden, als offenbare Irrthümer durch das Ansehen des heiligen Petrus bekräftigen wolle. Die Wuth des tollen Despoten kannte nun keine Schranken, und das nämliche Loos, welches sein Großvater Constans dem heiligen Pabste Martin bereitet hatte, sollte nun auch dem Pabste Sergius zu Theil werden. Justinian sandte den Zacharias, seinen Protospatarius *) nach Rom, mit dem

*) Die Würde eines Protospatarius an dem byzan-

Befehle, sich der Person des Pabstes zu bemächtigen, und denselben gefangen nach Constantinopel zu senden. Der Exarch von Ravenna erhielt die Weisung, nöthigen Falls die gesammte bewaffnete Macht dem Zacharias zu dessen fernern Verfügung zu überlassen.

3. Aber den fluchwürdigen Frevel, der nun abermals an der geheiligten Person des Oberhaupts der Kirche begangen werden sollte, vereitelte jetzt sichtbar die Hand der Vorsehung. Noch vor der Ankunft des Protospatarius in Rom war schon der Zweck seiner Sendung in Italien ruchbar geworden. Des Sergius anerkannte Heiligkeit, seine himmlische Sanftmuth und Milde hatten ihm alle Herzen gewonnen; nicht nur die Römer und alles Volk in den römisch-italienischen Provinzen, sondern auch das Heer in Ravenna und den übrigen Städten zitterten ob der, dem Pabste in Rom drohenden Gefahr. Unter der Besatzung in Ravenna brach zuerst der Aufstand aus. Sämmtliche Truppen verließen tumultuarischer Weise die Stadt und eilten nach Rom, um die Person des heiligen Vaters zu schützen. Zacharias war kaum in Rom angekommen, als ihm gemeldet ward, daß das ganze Heer theils aus Ravenna, theils aus der Pentapolis, feindlich gegen Rom anrücke. Der Protospatar ließ sogleich die Stadt-Thore schließen; aber eine Cohorte aus Ravenna erstürmte das Peters-Thor, und das ganze Heer drang nun in die Stadt. Jetzt floh Zacharias in den Lateran, warf sich dem Pabst zu Füßen, flehete um dessen Schutz und drang bis

---

tinischen Hofe entspricht ungefähr der heute zu Tage an den europäischen Höfen bestehenden Würde eines Oberst-Stallmeisters.

tend in ihn, augenblicklich alle Thore und Eingänge des Laterans sperren zu lassen. Dies geschah. Aber gerade dadurch wurden die Soldaten nur noch mehr erbittert. Es verbreitete unter ihnen sich das Gerücht, man habe den Pabst in der verflossenen Nacht heimlich aus Rom entführt. Wüthend und unter den gräßlichsten Verwünschungen gegen den Kaiser und dessen Protospatar stürmte nun das ganze Heer in wilder Unordnung gegen den Lateran. Die Soldaten droheten, den ganzen Palast sammt der Kirche unverzüglich dem Erdboden gleich zu machen, wenn man nicht allsogleich die Thore öffnete und den heiligen Vater ihnen zeigte. Zacharias, der vor Schrecken alle Besinnung verloren hatte, verkroch sich unter das Bett des Pabstes. Sergius suchte ihn zu trösten, verhieß ihm volle Sicherheit seiner Person und seines Lebens, befahl hierauf die Thore des Palastes zu öffnen und zeigte sich dem Heere. Unter den geräuschvollsten Freudensbezeugungen und den frohesten Zurufungen der gesammten Militz, wie des indessen zahllos herbeigeströmten Volkes ward der heilige Vater empfangen. Es war dem Pabste ein leichtes, die Gemüther jetzt wieder zu besänftigen; als er aber die Soldaten ermahnte, nun auch wieder zur Ordnung und in ihre Standquartiere zurückzukehren, erklärten sie ihm in den ehrerbietigsten Ausdrücken einer unbegränzten Anhänglichkeit an seine geheiligte Person, daß sie hierin seinen Wünschen sich nicht fügen könnten, sondern fest entschlossen wären, so lange der treulose Grieche in Rom anwesend seyn würde, ebenfalls allda zu bleiben, um das Oberhaupt der Kirche zu schützen, dessen Palast Tag und Nacht zu bewachen. Auf Verlangen des Pabstes nichts gegen den Protospatar zu unternehmen, versprachen die Soldaten, daß, wenn derselbe noch am nämlichen Tage Rom ver-

Häreſien erzeugende und den Untergang des ganzen byzantiniſchen Reiches vorbereitende Schisma herbeiführten. — In ihrer gegenwärtigen Jammergeſtalt gleicht die griechiſche Kirche einem, von ihrem lebendigen Stamme abgehauenen Zweige; zuſehends verdorret und erſtirbt ſie; zeuget aber ſelbſt durch ihr langſames Hinſterben nur deſto lauter und ſprechender für die Heiligkeit der allein wahren, daher unwandelbaren, weil von Jeſu Chriſto auf den Felſen Petrus gegründeten, apoſtoliſch-römiſchen Kirche.

II.

1. Bald nach Beendigung des Conciliums Quiniſextum war der Patriarch Paulus geſtorben, und auf dem Patriarchenſtuhle ihm Callinikus, Prieſter und Schatzmeiſter der Blackernerkirche gefolgt. In der vollen Ueberzeugung, daß der heilige Pabſt Sergius die Beſchlüſſe der Synode von Trullos durchaus nicht genehmigen würde, wandte der neue Patriarch ſich an den Kaiſer, ihn beredend, die Unterſchrift des Pabſtes auf alle, und wenn es nöthig ſeyn ſollte, ſelbſt gewaltſame Weiſe zu erwirken. Juſtinian, der keinen Begriff davon hatte, daß auch die Macht eines Kaiſers ihre Schranken habe, übernahm ſehr willig den Auftrag ſeines Patriarchen, ſchrieb eigenhändig an den Pabſt, ſuchte ihn durch Schmeicheleien und Lobeserhebungen zu bethören, und ſandte ihm ein, von ihm ſelbſt, und zwar mit der, blos bei ſehr feierlichen Gelegenheiten zum ausſchließlichen Gebrauch kaiſerlicher Majeſtät, aus Zinober verfertigten Tinte unterſchriebenes Exemplar ſämmtlicher Verhandlungen des Conciliums. Daſſelbe war

auch von den drei Patriarchen, von Conſtantinopel, Alexandrien und Antiochien und den übrigen Biſchöfen und Prälaten des Conciliums unterzeichnet. Zwiſchen der Unterſchrift des Kaiſers und jener des Patriarchen von Conſtantinopel war ein großer Raum offen gelaſſen, mit den Worten: locus sanctissimi Papae romani. Als man dem Pabſte das Exemplar überreichen wollte, verſchmähte er, es anzunehmen; verbot auch ausdrücklich ſeiner Geiſtlichkeit, es zu leſen und ſchrieb in wenigen Worten an den Kaiſer, daß er eher bereit ſey zu ſterben als offenbare Irrthümer, Abweichungen von den apoſtoliſchen Satzungen und gottloſe Neuerungen zu unterzeichnen und durch ſeine Unterſchrift zu bekräftigen.

2. Ueber die Weigerung des Pabſtes, das Concilium zu beſtätigen, gerieth der, an ſchrankenloſe Willkühr gewöhnte Kaiſer in heftigen Zorn. Um dem Pabſte ein ſchreckendes Zeichen ſeiner Ungnade zu geben, ließ er den Bonifacius und den Biſchof Johannes von Porto, zwei päbſtliche Räthe verhaften und nach Conſtantinopel führen. Aber Sergius wankte nicht; verwarf alle fernern, von dem Kaiſer ihm gemachten Anträge, und wiederholte in einem Schreiben an denſelben die ihm ſchon gegebene beſtimmte Erklärung, daß er nämlich lieber alles dulden und leiden, als offenbare Irrthümer durch das Anſehen des heiligen Petrus bekräftigen wolle. Die Wuth des tollen Despoten kannte nun keine Schranken, und das nämliche Loos, welches ſein Großvater Conſtans dem heiligen Pabſte Martin bereitet hatte, ſollte nun auch dem Pabſte Sergius zu Theil werden. Juſtinian ſandte den Zacharias, ſeinen Protoſpatarius *) nach Rom, mit dem

*) Die Würde eines Protoſpatarius an dem byzan-

lassen würde, sie ihn frei und ungekränkt wollten abziehen lassen. Zacharias ließ sich dies nicht zweimal sagen, packte eiligst seine Sachen zusammen, und zog noch vor Untergang der Sonne, seinen Weg durch die entlegensten und am wenigsten bevölkerten Straßen der Stadt nehmend, schmählich von Rom ab.

4. Für den gegenwärtigen Augenblick war nun zwar der Pabst gerettet, aber für die Zukunft viel Aergeres von der Rachsucht des jetzt doppelt beleidigten und erzürnten Tyrannen zu befürchten. Indessen war auch diese Furcht ungegründet; denn Justinian hatte jetzt den ersten Akt seines Lebens ausgespielt. Der dem Leser schon bekannte allgemeine Aufstand in Constantinopel machte den Greueln des Despoten ein Ende, stürzte ihn von dem Thron, und erhob den Feldherrn Leontius auf denselben. Ruhig und ungekränkt blieb nun der Pabst in Rom; aber dafür wanderte Justinian ohne Nase und mit abgeschnittenen Ohren in die Verbannung nach Cherson.

5. In dem allgemeinen Rufe der Heiligkeit starb endlich Pabst Sergius im September des Jahres 701. Er war im wahren Sinne der Vater der gesammten Christenheit, aber vorzüglich der Vater aller Bedrängten und Nothleidenden. Jeder Unglückliche fand bei ihm Rath, Schutz und Hülfe; und nach dem Beispiele so vieler andern seiner heiligen Vorgänger kannten ebenfalls auch seine Milde und Freigebigkeit gegen die Armen keine Grenzen. Eben so besorgt war dieser heilige Pabst auch, daß die Feier des öffentlichen Gottesdienstes stets mit der ihr geziemenden äußeren Pracht umgeben wäre. Der baufällige Zustand vieler Kirchen und Kapellen in

Rom war daher ein vorzüglicher Gegenstand seiner Aufmerksamkeit; er ließ sie auf seine Kosten ausbessern, verschönern, zum Theil erweitern, mit Marmorplatten auszieren und machte ihnen eine Menge prächtiger Geschenke an goldenen und silbernen Gefäßen, Rauchfässern, seidenen Vorhängen, Teppichen. ꝛc. Vorzüglich war es die, den beiden heiligen Aposteln Petrus und Paulus geweihete Kirche, die er noch mehr, als die andern mit Geschenken bereicherte; unter vielen andern herrlichen Gaben schenkte er derselben auch eine schwere, goldene Patene mit einem, in der Mitte angebrachten und aus lauter edeln Steinen zusammengesetzten Kreuz, zwanzig Pfund an Gewicht. — Dem Pontificale romanum zu Folge war es auch dieser gottselige Pabst, welcher zuerst verordnete, daß unter der heiligen Messe bei der Brechung der consecrirten Hostie das: agnus Dei, qui tollis peccata mundi etc. von dem Priester und dem Volke dreimal sollte gesungen werden. Veranlassung zu dieser Verordnung gab höchst wahrscheinlich ein auf dem Concilium Quinisextum gemachter höchst alberner Canon, durch welchen für die Zukunft verboten ward, unsern göttlichen Erlöser unter dem Bilde eines Lammes an der Seite des großen Täufers vorzustellen. Unstreitig ein sehr sonderbarer Canon! Hatten denn jene Bischöfe vergessen, daß, als dem erhabenen Seher auf Pathmos in himmlischen Gesichten hohe Offenbarungen zu Theil wurden, ihm auch ein Lamm gezeiget ward, welches von Anbeginn erwürgt zu seyn schien, dennoch lebte, und auf einem Throne stand, vor welchem alle Mächte des Himmels ihre Kronen auf die Erde warfen, und ausriefen: dem Lamme auf dem Thron allein gebührt Macht, Lob, Preiß und Ehre in alle Ewigkeit? — Zu Folge noch einiger andern Verordnungen dieses Pabstes gingen von

„nicht erlauben wirst Du,
„daß deine Heilige sehe die Verwesung.

Den Tag, an welchem Maria von der Erde schied, bezeichnet die Kirche mit dem Wort assumtio, ein Ausdruck, trefflich gewählt, weil er sich eben so wohl blos auf die Aufnahme Mariens heiliger Seele, als auch auf die Aufnahme derselben in Verbindung mit Ihrem verklärten heiligen Leibe sich anwenden läßt. — Ueber die Frage von der unbefleckten Empfängniß Mariä, wodurch, wie wir schon bemerkten, zugleich auch jene von der Himmelfahrt beantwortet wird, ward zu einer gewissen Zeit in der Kirche heftig gestritten; aber sehr bemerkenswerth ist es bei diesem Streit, daß unter der ganzen glänzenden Schaar der, von dieser Zeit an, in jedem Jahrhundert die Kirche verherrlichenden Heiligen es auch nicht einen Einzigen gab, welcher je gegen die Behauptung der Unbefleckheit geschrieben oder gesprochen hätte. Unsere heilige Kirche wollte hierüber zwar nicht entscheiden, aber auch nicht gänzlich verstummen, und Sixtus IV. gab in dem Jahre 1476 eine Constitution, in welcher er von der Empfängniß der unbefleckten, hochheiligen Jungfrau spricht; aber mit solcher Behutsamkeit, daß man mit Bestimmtheit den Sinn nicht angeben kann, den er mit dem Wort unbefleckt verbindet; indessen genehmiget der heilige Vater doch in seiner Constitution sowohl die Messe, als auch das Brevier de Conceptione immaculatae Virginis. In einer andern, 7 Jahre nachher (1483) von eben diesem Pabste gegebenen Constitution erklärt sich derselbe schon etwas deutlicher; er eifert mit apostolischer Strenge gegen die Gegner der Vertheidiger der Unbefleckheit, besonders gegen solche Gegner, die jene, welche behaupten, immaculatam Dei Genitricem absque *originalis peccati macula* conceptam esse, einer Sünde beschuldigen, und sogar mit dem Namen Ketzer sie zu brandmarken sich erkühnen; in harten Worten rüget er eine solche Frechheit, und droht ihnen mit schweren Strafen welche sie sich in Zukunft durch dergleichen Schriften zuziehen würden. Excommunicationis poenam eo ipso incurrant, a qua ab alio quam a romano Pontifice, nisi in mortis articulo,

nequeant absolvi. Zugleich verbietet jedoch in dieser Constitution Sixtus IV. auch den Vertheidigern jener, der hohen Würde der Mutter des Allerhöchsten so sehr ziemenden Behauptung, ihre Gegner blos aus diesem Grunde als solche zu betrachten, welche durch eine Irrlehre von der Kirche getrennt zu werden verdienten. Diese beiden Constitutionen führt das tridentinische Concilium in seiner fünften Sitzung wörtlich an, und Paul V. gab in dem Jahre 1616 eine Constitution, in welcher er die beiden erstern auf das Neue bestätigte. Aber in dem Jahre 1622 erschien endlich das, gewiß zahllosen zarten und frommen Seelen höchst willkommene Decret Gregors XV., welches einmal für allemal, und zwar unter der Strafe der Suspension und sogar Excommunication, verbietet, die Meinung: die Mutter unsers göttlichen Erlösers sey in der Erbsünde empfangen worden, auf der Kanzel, dem Katheder, oder in öffentlichen Schriften zu behaupten *). — Aus allem diesem ergiebt es sich mit nicht hinwegzuräsonnirender Klarheit, daß unsere heilige Kirche die Behauptung: immaculatam Dei Genitricem absque originalis peccati macula conceptam esse, von jeher ungleich mehr begünstigte, als die derselben entgegengesetzte Meinung; und der gelehrte Pabst Benedict XIV. erklärt ganz unumwunden in seinem Buche de Festis B. V., daß die Kirche, obgleich sie die Lehre von der, von jeder Mackel der Erbsünde unbefleckten Empfängniß noch nicht zu einer allgemein bindenden Glaubenswahrheit habe erheben wollen, sich dennoch ungleich mehr zu derselben hinneige, als zu der ihr entgegengesetzten Meinung, welche auch ohnehin dem wahren, in den Abgrund göttlicher Erbarmungen sich ahndungsvoll versenkenden Geiste des ächten Katholicismus durchaus nicht zusagt. — — Viele Dinge,

*) Diese vier Constitutionen findet man, nach dem ganzen Umfange ihres Inhalts, in der zu Cöln 1727 erschienenen Ausgabe sämmtlicher Verhandlungen des tridentinischen Conciliums.

die zu wissen, es nicht gerade zu unserm Heile nothwendig ist, liegen jetzt noch unter dem Siegel göttlicher Wahrheit unsern Augen verschlossen; aber ihre Erkenntniß wird einst die Wonne unserer Seligkeit vermehren. Auch hier scheint es, daß, so wie ein jungfräulicher Schleier das ganze Leben der Holdseligen, von ihrer Geburt bis zu ihrem Tode, verhüllt, sie daher nur selten in dem Evangelium uns gezeigt wird, und dann schnell wieder, gleich einem Blitze, unsern sehnsuchtsvollen Blicken entschwindet, es Gott ebenfalls gefallen habe, daß ein geheimnißvoller Vorhang auch die, schon bei Gründung der Welt Ihr ausschließlich bestimmte, jeden andern erschaffenen Glanz weit überstrahlende Herrlichkeit einstweilen noch verhüllen soll; und so gehörte demnach die ganze Fülle jener höhern, der huldvollen Mutter unsers göttlichen Erlösers zu Theil gewordenen Begnadigung für jetzt noch zu den Geheimnissen des Himmelreichs. Indessen gab es doch in unserer Kirche große und heilige Männer, wie z. B. Bernardus, Ignatius, Xaverius u. a. m., die von der Wahrheit jener, die jungfräuliche Mutter unsers Herrn in ihrer höchsten und reinsten Glorie darstellenden Lehre einer unbefleckten Empfängniß sich vollkommen überzeugt fühlten, ihre Ueberzeugung der Welt kund thaten und solche, wenn man es von ihnen gefordert hätte, sogar mit ihrem Blute besiegelt haben würden. Daß dieses nicht Selbsttäuschung war, dafür bürgt uns ihr ganzes heiliges Leben; es bürgen uns dafür ihre Schriften, ihre Thaten, und die Wunder, durch die Gott selbst ihnen hier auf Erden schon Zeugniß gab. Woher kam ihnen also diese lebendige, feurige, in ihre ganz Denk- und Empfindungsweise übergegangene Ueberzeugung? Wahrhaftig nicht durch Bücher-Weisheit und schulgerechte Syllogismen; aber von einem Strahl göttlichen Lichtes in ihrem Innern erleuchtet, ahndeten, schauten, faßten und ergriffen sie vielleicht, was nur in dem Innersten seines Heiligthums ein reines, demüthiges, von Liebe verzehrtes Gemüth bisweilen mit kindlicher Einfalt zu ahnden, zu schauen, zu fassen und zu ergreifen gewürdiget wird. — — Möchte doch täglich

6. Endlich gelang es auch dem heiligen Pabste Sergius, das wegen der drei Kapitel, in der Hälfte des vorhergegangenen Jahrhunderts, entstandene Schisma zu tilgen. Gewissermaßen war dasselbe schon so ziemlich von selbst erstorben; denn von den Zeiten Pabstes Pelagius I. (555) bis jetzt hatten sich die Bischöfe von Toscana, Ligurien und andern, den Longobarden unterworfenen, italienischen Provinzen sich nach und nach mit dem römischen Stuhle wieder vereint, und nun waren es blos der Erzbischof von Aquileja und dessen Suffraganbischöfe, welche, der Anerkennung des fünften ökumenischen Conciliums von Constantinopel sich weigernd, noch in dem Schisma beharrten. Aber auch dieser letzte Ueberrest eines anfänglich aus ziemlich verzeihlichen Vorurtheilen entstandenen, aber nachher offenbar blos durch den Eigensinn dünkelhafter Bischöfe, in der Kirche so lange fortgesetzten Aergernisses ward jetzt gehoben. Von dem heiligen Vater gründlich belehrt und öfters ermahnt, berief der damalige Patriarch Petrus von Aquileja ein Concilium zusammen, und nun ward dem heiligen Sergius der Trost, daß sämmtliche auf diesem Concilium versammelte Bischöfe die 3 Kapitel verdammten, und die, von dem Pabste Vigilius in Constantinopel gehaltene Synode, als ein rechtmäßiges ökumenisches Concilium anerkannten.

7. Die Kirche verehrt Sergius als einen Heili-

---

jeder fromme Katholik, mit den Worten des himmlisch-schönen Breviers, zu der eben so huldvollen als glorreichen Mutter des erneueten, in dem kostbaren Blute Jesu rein gewaschenen Menschengeschlechts demuthsvoll emporrufen: Dignare me laudare te Virgo sacrata!

gen, und feiert sein Andenken jährlich am 9. September. Während den 13 Jahren und 8 Monaten, in welchen dieser Pabst der Kirche vorstand, weihete er sieben und neunzig Bischöfe verschiedener Provinzen, und sandte dem heiligen Bretouald, dem ersten, auf den erzbischöflichen Stuhl von Canterburi erhobenen Angelsachsen das Pallium nach England. In den letzten Jahren seines Pontificats kam auch der heilige Wilfried zum vierten oder fünftenmale wieder nach Rom, um gegen eine, in England abermals gegen ihn erhobene Verfolgung, bei dem Stuhle des heiligen Petrus Schutz und Hülfe zu erflehen. Die Schicksale dieses heiligen, in seinem Vaterlande lange mißkannten, unterdrückten und selbst von einem nicht minder gottseligen Bischofe hart verfolgten Bischofes sind zu merkwürdig, als daß wir unsere Leser etwas näher damit bekannt zu machen, uns noch länger zu zögern erlauben dürften. In dem heiligen Wilfried erblicken wir das schöne Bild einer unerschütterlich fest in Gott gegründeten, nur nach dessen allerheiligsten Willen forschenden, ihm in Allem gänzlich ergebenen, und daher auch in allen, selbst den widrigsten Verhältnissen stets heitern, über alles Irdische erhabenen Seele. Bevor wir jedoch einen kurzen Abriß des Lebens dieses Heiligen entwerfen, ist es nothwendig, den geschichtlichen Faden der Verbreitung und Befestigung des Christenthums in den angelsächsischen Reichen, den wir in dem siebenten Bande *) dieser Fortsetzung auf einige Zeit aus den Händen legen mußten, auf das neue jetzt wieder zu ergreifen.

*) Man sehe in dem 7. Band dieser Fortsetzung den 20. Abschnitt.

III.

1. Der Baum des Lebens, welchen der heilige Augustinus, unter der Leitung Gregors des Großen, in dem Jahre 597 auf der südlichen Küste von England pflanzte, den nachher der heilige Laurentius, Mellitus, Justus, Paulinus und mehrere andere theils aus Rom, theils aus Irland und Gallien dahin gekommene heilige Missionäre so sorgfältig begossen und pflegten, verbreitete gegen das Ende der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts, seine fruchtbringenden Zweige beinahe schon über die ganze angelsächsische Heptarchie. Bisher, wie wir gesehen, waren es größtentheils fromme Fürstinnen, deren Gott sich als Werkzeuge bediente, um seiner heiligen Lehre in diesen Ländern Eingang zu verschaffen. Durch sanfte, blos dem Evangelium eigene Tugenden machten sie zuerst ihre königlichen Gatten auf die Schönheiten des Christenthums aufmerksam, streueten unvermerkt evangelischen Saamen in die Gemüther derselben, machten solche empfänglich für den Unterricht und die Predigten frommer Missionäre, zogen durch Geduld und inbrünstiges Gebet einen Strahl des göttlichen Lichtes auf sie herab, und geleiteten so nach und nach die Könige und deren Völker, an dem Bande heiliger Liebe, zu der Quelle des Heils. In fünf Fürstenthümern war auf diese Weise jetzt schon das Christenthum verbreitet, und nur in den beiden Reichen Mercia und Sussex war das todte Gebein von dem Hauche Gottes noch nicht belebt, und der große Gekreuzigte denselben noch ein unbekannter Gott. Aber auch diesen Völkern schlug jetzt die Stunde der Erbarmung; und nun ward

abermals eine edle Fürstentochter auch für Mercia's Einwohner die Bötin des nahenden Heils *).

2. In diesem Reiche herrschte noch immer der gewaltige Penda, ein Heide und der Schrecken seiner Nachbarn **); er strebte nach der Würde eines Oberkönigs, oder vielmehr nach der Alleinherrschaft über die ganze, über der Insel verbreiteten Heptarchie. Der Zorn des Allerhöchsten, wie es schien, lag in der Kraft dieses Heiden, und in dem Kampfe mit ihm hatten schon fünf Könige, welche seinen Anmaßungen sich widersetzen wollten, Reich und Leben verloren. Unter diesen befand sich auch der heilige Oswald, König von Northumberland ***), auch

*) Des ehrwürdigen Beda's Geschichte (Historiae ecclesiasticae gentis Anglorum Libri V.) ist wieder unsere einzige und zuverlässigste Quelle. Beda, dem sein Zeitalter den Beinamen *venerabilis* gab, blühete gegen das Ende des siebenten und im Anfange des achten Jahrhunderts. Seine Geschichte beginnt mit den Zeiten Julius Cäsar, und schließt mit dem Jahre 731. Auch Lingard in seiner Geschichte Englands, in der Periode der angelsächsischen Könige folgt demselben beinahe ausschließlich als seinem zuverlässigsten Führer, bis er in dem so eben erwähnten Jahre ihn zu verlassen, und andern Geleitsmännern zu folgen gezwungen ist.

**) Unter den Staaten der Heptarchie war das Königreich Mercia, dem der Fluß Mersey diesen Namen gab, unstreitig das beträchtlichste; es begriff die gesammten mittlern Landschaften von England, und gränzte an alle übrigen Königreiche der Heptarchie; die Hauptstadt war Leicester.

***) Unter dem angelsächsischen Königreiche Northumberland — besser Northumbrien — welches seinen Namen von seiner nördlichen Lage jenseits des Humbers erhalten hatte, muß man sich nicht die heu-

er war in dem Treffen bei Winwick auf dem Masserfeld (642), als ein Opfer der Eroberungssucht Pendas gefallen; aber der tapfere, eben so fromme als weise König fiel nicht blos als ein Held, sondern starb auch selbst auf dem blutigen Schlachtfelde und mit dem Schwert in der Hand noch den Tod eines Heiligen; denn als sein Heer schon zu weichen begann, und er endlich selbst tödtlich verwundet zu Boden sank, war das Wohl seines Volkes die einzige, ihn in den letzten Momenten seines Lebens noch ängstlich beschäftigende Sorge, und wahrhaft beseelt von den erhabensten Gesinnungen christlicher Selbstaufopferung vergaß er sein eigenes Mißgeschick, und flehete laut blos für das Seelenheil seiner ihm zur Seite schaarenweise darnieder stürzenden Streiter; sein letzter Odemzug war ein Erguß feuriger Nächstenliebe, und der Nordhumbrier Dankbarkeit hat die letzten Worte des sterbenden Oswalds in einem Sprüchwort der Nachwelt hinterbracht.

3. Der übermüthige Sieger ließ dem erschlagenen König den Kopf und beide Arme abhauen, und als Trophäen seines Sieges an hohen, auf dem Schlachtfelde errichteten Pfählen aufstecken. Aber in Erfüllung ging nun auch des heiligen Aidans vor mehreren Jahren ausgesprochener fromme Wunsch. Als dieser gottselige Bischof nämlich einst Zeuge war, mit welcher christlichen Milde König Oswald seine reichen Gaben unter den Armen austheilte: ergriff er dessen Rechte, drückte sie an seine Brust, und rief begeistert aus: „möchte diese

---

tige Grafschaft Northumberland vorstellen; zwar begriff es diese Landschaft, aber nebst derselben auch die Landschaften Lancaster, Cumberland, Westmoreland, York und das Bisthum Durham.

Hand doch nie verweſen*)!“ — Erſt nach einem Jahre wurden jene blutigen Trophäen wieder herabgenommen, und auch jetzt fand ſich nicht die mindeſte Spur der Verweſung an jener, von dem heiligen Biſchofe einſt geſegneten Hand. Als koſtbare Reliquien wurden des getödteten frommen Königes beide Arme ſammt dem abgeſchlagenen Haupt nach der königlichen Burg von Bamborough gebracht; aber der Körper ward in der Kirche des berühmten Kloſters Bardenei in der Grafſchaft Lincoln begraben. Viele Jahre hindurch wehete über dem Grabe Oswalds deſſen königliches Panier von Purpur mit Gold geſtickt, und lange Zeit wallten unaufhörlich ergraute und geprüfte Krieger zu dem heiligen Grabhügel, beteten auf demſelben, fühlten ſich begeiſtert bei dem Anblick der heiligen Oriflamme des königlichen Märtyrers, und zogen dann mit erhöhetem Muth und verdoppelter Heldenkraft in den Kampf. Die Stätte, auf welcher Oswald gefallen war, verherrlichte Gott durch vielfache Wunder, und ſelbſt die Erde, wovon noch lange nach dem Tode des Heiligen, das weit umher wohnende Volk kleine Vorräthe mit nach Hauſe nahm, äußerte wunderbare Kräfte in Heilung mancherlei Krankheiten Die Kirche zählt König Oswald den Heiligen bei, und feiert auch jetzt noch deſſen Andenken jedes Jahr am 5. Auguſt. — Nicht immer unumwölkt zeigt ſich die des Einzelen, wie ganzer Völker Schickſale lenkende Hand der Vorſehung; aber eben daher iſt auch demüthige Beſchränkung des menſchlichen Urtheils in Allem, was ſich auf die unerforſchlichen göttlichen Rathſchlüſſe bezieht, eine der heiligſten

*) Nach einer andern Leſeart: Möge dieſe Hand nie altern! Die obige ſcheint natürlicher, mithin auch die richtigere zu ſeyn.

Pflichten des denkenden, nach den Wegen Gottes forschenden Christen. Warum mußte der eben so tapfere, als weise, wahrhaft heilige, für das ewige wie zeitliche Wohl seines Volkes so zärtlich besorgte, und daher es auch stets so sehr beglückende König Oswald, und zwar im Kampfe für die gerechteste, heiligste aller Sachen unterliegen, und der entseelte Leichnam des erschlagenen gottseligen Königes dem gewaltthätigen, heidnischen Penda, zuerst ein Gegenstand wilden Hohnes und dann eine schauerliche Trophäe seines in einem höchst ungerechten Kriege errungenen Sieges werden? — — Möge man doch ja nicht darüber grübeln; uns genüge es zu wissen, daß in der unermeßlichen geistigen, wie materiellen Welt, auch nicht das Mindeste ohne Zulassung Gottes geschehen kann, und daß das mütterliche, liebvolle Auge der Vorsehung auch unaufhörlich über ihrer ganzen grenzenlosen Schöpfung segnend waltet. Würde in solchen Fällen ein Strahl des göttlichen Lichtes plötzlich die, uns umgebende Finsterniß erhellen; o! wie freudig ergriffen würden wir dann nicht auch da, wo unsern umnachteten Verstand vielleicht bange Zweifel quälten, vor dem nunmehr unsern Blicken aufgeschlossenen Abgrund unendlicher Weisheit, Gerechtigkeit und erbarmender Liebe, in staunender Anbetung darniedersinken.

4. Nicht lange weilte Penda mit seinem siegenden Heere in Nordhumbrien. An der festen, ganz nahe an dem Meere gelegenen Burg Bamborough scheiterte zum erstenmal des Heiden bisheriges Kriegsglück. Als er durch Sturm das Schloß nicht gewinnen konnte, sann er auf ein anderes Mittel, das aber auch so ganz den erbarmungslosen Charakter des wilden Kriegers bezeichnet. Eine Menge, weit und breit umher liegender Dörfer und

Flecken ließ er dem Erdboden gleich machen, alle dadurch gewonnenen Baumaterialien, alles Holzwerk, sammt allen Geräthschaften der unglücklichen Einwohner herbeiführen, mancherlei brennbaren Stoff hinzufügen, den ganzen ungeheuren Vorrath in hoch aufgethürmten Haufen in einem halben Kreise um die Burg herumstellen, und sobald der Wind von der Landseite sich erhob, in Brand stecken. Menschlichem Ansehen nach war jetzt die Burg verloren; jeder Weg der Rettung war den geschreckten und geängstigten Einwohnern abgeschnitten; auf der einen Seite das Meer, und auf der andern eine ungeheure Feuermasse, deren sprühende Funken sammt ganzen Feuerbränden der immer heftiger wehende Wind schon auf das Schloßdach und die Dächer der hinter der Mauer stehenden Häuser trieb. Aber wie von einem Geiste beseelt, stürzen sämmtliche Burgbewohner in die, von dem frommen König Oswald erbaute Schloßkirche; nur da suchten sie jetzt Hülfe, wo allein noch Hülfe und Rettung zu finden waren. Allmächtig war von jeher die Kraft des Gebetes. Plötzlich drehet sich jetzt der Wind; ein furchtbarer Orkan erhebt sich von der Meeresseite, treibt die Flammen von der Burg zurück, und unter dichten, die Luft verfinsternden Wolken von Dampf und Rauch gerade gegen das feindliche Lager hin. Geschreckt und bestürzt fliehen die Soldaten aus ihren Zelten; in wenigen Augenblicken gerathen diese in Brand, und das ganze Lager, sammt allem Gepäcke, und der ganzen bisher gemachten Beute werden ein Raub der Flammen. Der Stolz der Sieger war nun gedemüthiget, und unmuthsvoll zog Pendo mit seinem Heere wieder nach Hause.

5. Gleich nach dem Abzug der Mercianer traten die Edeln Northumbriens zusammen und wähl-

ten des erschlagenen Oswalds Bruder zu ihrem König *). Oswio, so hieß derselbe, obgleich kein Heiliger, war doch ein edler, selbst wahrhaft frommer Fürst, und in jeder Hinsicht des Thrones nicht unwürdig. Aber durch Pendas letzten verheerenden Zug und die schreckliche Niederlage der Northumbrier war jetzt ihre Macht gebrochen, und obgleich auch Oswio den Titel eines Bretwalda (Oberköniges) annahm; so war es doch nur ein leerer Name, und dem furchtbaren Penda vermochte er nicht zu widerstehen. Um also dem Schicksale seines Bruders zu entgehen, suchte Oswio auf alle Weise, seinen übermächtigen Gegner sich zum Freunde zu machen. Er schickte ihm eine Menge der kostbarsten Geschenke, ließ in den ehrerbietigsten Ausdrükken ihn seiner unwandelbaren Freundschaft und treuen Anhänglichkeit versichern, sandte ihm sogar seinen zweiten Sohn Ecfried als Geisel und, um beide Königshäuser auch durch Bande des Blutes und der

*) Eine Wahl im eigentlichen und strengen Sinne des Wortes war es nicht; sondern vielmehr eine bloße Anerkennung, welche jedoch der Thronbesteigung vorangehen mußte. Uebrigens wird es der Aufmerksamkeit der Leser bisher schwerlich entgangen seyn, daß, obgleich die Königswürde auf die männlichen Nachkommen des regierenden Hauses forterbte, dies doch nicht in gerader Linie nach dem Recht der Erstgeburt geschah. War der Sohn des verstorbenen Königs noch minderjährig, oder abwesend; so bemächtigte sich der Bruder des Verstorbenen, oder ein anderer Prinz des königlichen Hauses, der Herrschaft, ward anerkannt, und bestieg einen Thron, den er nun auch seiner Seits selten wieder seinen Söhnen hinterließ. Daß diese übel geordnete und durch keine festen Gesetze bestimmte Thronfolge viele innere Unruhen zur Folge haben mußte, versteht sich von selbst; auch wurden sehr oft höchst unpolitische, das ohnehin kleine Reich nur noch mehr schwächende Länder-Theilungen dadurch herbeigeführt.

Natur desto inniger mit einander zu vereinigen, begehrte er Pendas Tochter Cyneburga für seinen ältesten Sohn Alfried zur Gemahlin. Es gelang dem Oswio, den wilden Penda diesmal zu besänftigen. Freundlich nahm derselbe die Geschenke an, fühlte sich geschmeichelt durch die, ihm gemachten Anträge, und Alfried, der indessen ebenfalls an den Hof von Mercia gekommen war, reißte bald darauf als Cyneburgas Gemahl mit derselben wieder zu seinem Vater nach Northumbrien zurück.

6. Auch Penda hatte einen Sohn, Namens Peada; es war ein sanfter, gutmüthiger Jüngling, dessen noch unverdorbenes Herz jedem Eindruck des wahrhaft Schönen und Erhabenen sich willig aufschloß; obgleich an Gemüthsart von dem Vater ganz verschieden, war er doch dessen Liebling; und erst unlängst hatte Penda ihm mit dem Titel eines Königs das kleine Reich der Mittel-Angeln *) übergeben. Das neue Familienverhältniß zwischen Northumbrien und Mercia ward nun die Veranlassung einer Reise, die Peada gleich in dem folgenden Jahre dahin machte, um seine Schwester und deren Gemahl zu besuchen. Alfried und Peada waren ungefähr in gleichem Alter, und in ihren jetzigen frohen Tagen unbefangener Jugend knüpfte sich nun bald zwischen beiden Jünglingen das schöne Band eines unauflöslichen Freundschaftsbündnisses. Aber Alfried hatte eine Schwester, Namens Alchfleda, und diese stand gerade jetzt in der ersten vollen Blüthe jugendlicher Schönheit; ihrer äußern Wohlgestalt entsprach vollkommen die innere Schöne ihrer Seele, und der gefühlvolle Peada blieb bei dem Anblick so vieler

*) Die Bewohner der südlichen Provinzen von Mercia wurden Mittel-Angeln genannt.

Reize nicht unempfindlich. Sein Auge, das, gleichsam von Alchfredas Schönheit geblendet, so oft er die Prinzessin sah, furchtsam und bescheiden zurückfloh, entdeckte ihr bald, was in dem Innern ihres königlichen Gastes vorging; sie vermied daher, so weit der Anstand es erlaubte, seine Gesellschaft, und schien keineswegs seine Gesinnungen erwiedern zu wollen. Zum Vertrauten seines Geheimnisses machte endlich Peada seinen treuen Alfried, und dieser übernahm nun die Rolle des Vermittlers zwischen der Schwester und dem Freund. Aber Alchfreda war eine Christin; und das Christenthum ertheilt, wenigstens in allen, nur einigermaßen bedeutenden Fällen, Jedem, der es wahrhaft mit Mund und Herz bekennt, und zwar vom Niedrigsten bis zum Größten, stets eine ganz besondere, nur den Bekennern Jesu eigene, würdevolle Haltung. Mit einer, von ihrem zarten Alter kaum zu erwartenden Festigkeit, erklärte also auch jetzt Alchfleda ihrem Vater, wie ihrem Bruder, daß sie eine christliche Jungfrau sey, und daher ein Abgötterer nie ihr Herz, mithin auch nie ihre Hand erhalten werde. Niemand war nun unglücklicher, als Peada; er wünschte ein Christ zu seyn, und hatte doch nicht den Muth, es zu werden. Aber auch jetzt kam wieder Alfried den, mit jedem Pulsschlage wankenden Entschlüssen seines Freundes hülfreich entgegen. Er brachte ihm nach und nach einige Begriffe von der Schönheit und Erhabenheit des Christenthums bei, bat ihn hierauf mit der Zudringlichkeit der zärtlichsten Bruderliebe, sich, sey es auch nur zu Befriedigung einer gewiß nicht tadelnswerthen Neugier, die Lehren der Christen vortragen zu lassen, nur einstweilen etwas näher mit denselben sich bekannt zu machen; sein Wille werde ja dadurch nicht gefesselt, seiner freien Entschließung dadurch keine Schranke gesetzt. Der folgsame Peada hörte auf die Bitten seines Freundes,

und hatte nun das Glück, daß der etwas herbe, aber doch gottselige Bischof Finan, welcher dem heiligen Aidan auf dem bischöflichen Stuhle von Lindisfarne gefolgt war, sein Lehrer und Führer ward.

7. Den Verstand von den Wahrheiten des Christenthums zu überzeugen, vermag jeder in der Wissenschaft des Heils nur einigermaßen gegründete Lehrer; aber das Herz zu Gott zu bekehren, zu machen, daß dem Verstande nicht nur die Wahrheiten der Religion Jesu einleuchten, sondern daß auch die Gluth ihrer Liebe das Herz entzünde; dies vermag nur die Gnade von Oben. Aber auch diese fehlte nicht bei dem Unterricht, den jetzt Peada genoß; der Geist aller Wahrheit segnete die Worte des Lehrers, und bereitete das Gemüth des stets gläubiger werdenden Schülers im Stillen zu immer noch höhern Wahrheiten vor. Mit jedem Tage erweiterte sich also jetzt bei Peada der Kreis seiner Begriffe, und mit jedem Tage ward sein Herz immer noch mehr entzückt von den Schönheiten und Tröstungen der Religion; aber über alle Begriffe freudig, und gleichsam schon siegend über alle künftigen Schrecknisse des Todes, erhob sich das Herz des Prinzen bei der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, und von der namenlosen Wonne der mit Gott innigst vereinten seligen Geister. Peada fuhr von seinem Sitze auf, und betheuerte dem Finan, daß, wenn es auch keine Alchfleda gäbe, er sogar ihre Hand nicht erhalten sollte, er dennoch jetzt fest entschlossen sey, ein Christ zu werden; flehentlich bat er nun den Bischof, die Zeit seiner Prüfung zu verkürzen, und den Augenblick zu beschleunigen, wo er, getaucht in die Quelle des Heils, als ein künftiger Bürger des neuen Jerusalem wieder aus derselben hervorgehen würde. Da Finan von der Auf-

richtigkeit der Bekehrung des heidnischen Prinzen sich überzeugt fühlte; so nahm er keinen Anstand, dessen brennendes Verlangen zu erfüllen. In der Kapelle eines, nahe bei der, von den Römern einst gegen die Pikten erbauten langen Mauer, gelegenen königlichen Palastes ward also Peada an dem gleich darauf folgenden Sonntage getauft, mit ihm zugleich auch sein ganzes Gefolg, sammt der kleinen Schaar Krieger, welche er ebenfalls mit sich nach Northumbrien gebracht hatte.

8. Alchfleda zögerte nun nicht länger mehr, den Peada mit ihrer Hand zu beglücken. Die Neuvermählten verließen bald darauf den Hof von Northumbrien; aber Peada nahm vier Geistliche mit sich, und zwar nicht blos zur Pflege des Gottesdienstes an seinem Hofe, sondern vorzüglich damit auch seinem Volke die Lehren des Christenthums geprediget würden; und daß seine, wenige Tage vor seiner Taufe dem Bischofe von Lindisfarne gemachte Betheurung auch damals wirklich seinem Herzen entquoll, bewies nun der glühende Eifer, mit welchem er für das Seelenheil aller seiner Unterthanen besorgt war. Nicht ohne Gründe fürchtete zwar anfänglich Peada, daß sein Vater wegen seiner Bekehrung ihm zürnen, wohl gar der Einführung des Christenthums große Hindernisse setzen möchte; aber bald schwand auch diese Besorgniß. Penda verlangte den Inhalt der Lehre der Christen kennen zu lernen, ward von der Schönheit der christlichen Moral ganz bezaubert, blieb aber demungeachtet leider ein Götzendiener, erlaubte jedoch allen seinen Unterthanen, Christen zu werden, nahm fremde Missionaire in seinem Lande freundlich auf, gestattete ihnen Kirchen zu erbauen, hörte selbst ihnen oft gerne zu und gab ihnen wiederholte Beweise seines königlichen Wohlwollens; kurz

gegen alle Erwartung begünstigte und beförderte jetzt der gefürchtete Heide Penda selbst die Verbreitung des Christenthums; äußerte sein Wohlgefallen, wenn die Edeln seines Reiches es annahmen, und entflammte sogar in Zorn gegen jene, von welchen er hörte, daß sie Christen geworden, und dennoch die Gebote des Christenthums nicht zur Richtschnur ihrer Handlungen machten. „Wie ist es möglich," rief er dann gewöhnlich aus, „einen Gott glauben, dessen Allmacht anerkennen, und dennoch dessen Geboten und Satzungen widerstreben *)!" Penda, wie man sieht, war ein

*) Die stets von Liebe zu Gott glühende, und daher auch stets im Lichte höherer Erleuchtung wandelnde heilige Theresia sagte: „Keinen Gott glauben ist offenbarer Wahnsinn; aber einen Gott glauben und dennoch, dessen Gebote verachtend, Ihm trotzen ist der höchste Grad unbegreiflichen Wahnsinnes." — In der That scheint es auch, daß nur der matte, blos historische, gleichsam nur neben dem Menschen stehende, und nicht, wie es seyn sollte, das Grundwesen seiner geistigen Natur ausmachende Glaube an Gott die einzige Quelle aller menschlicher Verirrung und Verkehrtheit sey; denn wie wäre es möglich, daß derjenige, welcher an einen allmächtigen, allgegenwärtigen, allwissenden Gott wahrhaft glaubte, mithin vollkommen überzeugt wäre, daß dessen allsehendes Auge auch die verborgensten Falten seines Herzens durchschaue, dessen unendliche Weisheit auch jede seiner Handlung auf der Wagschale ewiger Gerechtigkeit abwäge, und daß derselbe eben so furchtbar sey in seinen Gerichten, als glorreich und herrlich und unbegreiflich in allen seinen Werken; wie könnte ein solcher leben, als wenn es keinen Gott gäbe? wie wäre es möglich, daß nicht bei jeder groben Verirrung der, alle Gebeine zermalmende Gedanke, daß des Ewigen Auge jetzt zürnend auf ihn herabblicke, dessen strafender Arm vielleicht sich schon ausstrecke, um ihn furchtbar und rettungslos zu ergreifen; daß

verständiger Heide, mithin vollkommen überzeugt, daß jene, welche ihrem Gotte nicht treu sind, auch

---

sagen wir, dieser schauerliche Gedanke ihn nicht alsogleich wieder aus seinem so schreckbar gefährlichen Schlummer erwecken müßte, und er trotz dieser seiner lebendigen Ueberzeugung dennoch unbesorgt und ruhig seinen Lüsten fröhnen, und singend und lachend und wohlgemuthet, gleich einem Berauschten, auf dem Wege des Verderbens immer noch weiter taumeln, und so einem, unter dem heftigsten Sturm der tobenden, völlig entzügelten Elemente, auf dem Mastkorb des Schiffes schlafenden Matrosen gleichen wollte? Eine der gefährlichen Selbsttäuschungen, womit der Mensch in seinem Sündenschlafe sich ruhig einzuwiegen sucht, ist, wie wir wohl wissen, der leider in Schriften und Reden nur zu oft ausgesprochene Gedanke, daß der unendliche Gott viel zu groß und zu erhaben sey, als daß er sich um alle Erbärmlichkeiten der schwachen, auf einer äußerst beschränkten Kugel sich herumtreibenden Menschen sehr bekümmern sollte; ihre Peccatillen — mit diesem Worte sucht man gewöhnlich das Scheusliche auch der gröbsten Vergehungen zu mildern — blos zu bemitleiden, aber nicht sie mit Strenge zu strafen, sey allein seiner unermeßlichen Würde angemessen. Auf einen Gott, wie Philosophen hie und da ihn sich schufen und noch schaffen, mag alles dies wohl anwendbar seyn; aber nicht auf den Gott, der durch Moises, durch den Mund so vieler Propheten des alten Bundes, und endlich durch seinen eingebornen Sohn sich seinen Menschen kund gab; in Beziehung auf diesen, allein wahren Gott ist jenes Räsonnement nicht nur Uebermaß des Unsinns, sondern sogar auch lästernder Frevel. — Daß von der Wirksamkeit und Kraft eines solchen lebendigen, stets und überall die Nähe Gottes fühlenden Glaubens nicht nur große, von Gott besonders begnadigte Heiligen, sondern auch gewöhnliche, jedoch fromme, wahrhaft gläubige Christen vollkommen überzeugt waren, darüber liefert uns die christliche Geschichte des, an großen biographischen Zügen, so reichen Mittelalters eine Menge überraschender Beweise. Ludwigs

nie ihren Königen treu seyn werden. Auf diese Weise machte das Christenthum in diesem Theile der Insel immer größere Fortschritte, und als nachher auch große politische Ereignisse und Veränderungen die Verbreitung desselben noch mehr begünstigten, ward in kurzer Zeit der Glaube an den Gekreuzigten, und dessen Verheißungen, wo nicht der allgemeine, doch wenigstens bei weitem vorherrschende Glaube im ganzen Königreiche.

---

des Heiligen fromme Mutter Blanka pflegte beinahe täglich ihrem Sohne zu sagen: „Erinnere Dich stets, „mein Sohn, daß es in der Welt kein Unglück „geben kann, als blos die Sünde; und lie„ber wollte ich Dich jetzt gleich, trotz meiner, dir be„kannten grenzenlosen mütterlichen Zärtlichkeit, todt „ausgestreckt auf einer Bahre liegen sehen, als je „verfahren müssen, daß Du in dieses Unglück gefallen „seyst.“ Blanka war eine wahre Christin; aber eben weil sie dies zu seyn das Glück hatte, war sie auch eine der größten Fürstinnen. Mit Weisheit beherrschte sie Frankreich während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, zügelte, so oft es nöthig war, mit fester Hand den Uebermuth der Großen, und übergab ihrem Sohne das Reich, in seinem Innern ungleich beruhigter und blühender, als sie es bei dem Antritt ihrer Vormundschaft gefunden hatte. — Mit Recht preißt und krönt unsere heilige Kirche Glaube, Hoffnung und Liebe als die drei ersten und erhabensten Tugenden. Fides, spes et charitas, diese holden, unzertrennlichen Töchter des Himmels sind selbst ein schönes, wenn gleich unvollkommenes Bild der allerheiligsten Dreifaltigkeit; denn auch der Glaube trug von Anbeginn die Hoffnung in sich und erzeugte sie, und die Liebe, dem Glauben entquellen und von der Hoffnung genährt, knüpft zwischen Beiden das ewige, sie innigst vereinigende Band; und wo diese drei fehlen, da erscheinen auch sogleich, wie wir leider jetzt sehen, alle Zeichen einer eintretenden Fäulniß in der geistigen, wie physischen Welt.

9. Ungefähr nicht gar zwei Jahre vor Königs Oswalds Tod war auch Edwald, König von Kent gestorben und sein, an Einsicht und Frömmigkeit den Vater beinahe noch übertreffender Sohn Erkombert ihm auf dem Throne gefolgt. Bisher war es noch keinem der angelsächsischen christlichen Könige eingefallen, zur Einführung und Beförderung des Christenthums in ihren Staaten, sich auch ihrer weltlichen Macht zu bedienen; nur auf dem Wege der Ueberzeugung, auf welchem sie selbst in die Kirche gelangt waren, wollten sie auch ihre Völker dahin führen. Erkombert war der erste, welcher diese Richtschnur verlassen zu müssen glaubte. Mit höchst unbedeutender Ausnahme waren Kents sämmtliche Einwohner Christen; nur äußerst wenige hingen hartnäckig noch altem abgöttischen Wahne an, übten abergläubische Gebräuche, erregten großes Aergerniß durch heidnische Sitten, und schienen, weil den allgemeinen Glauben der Nation anfeindend, auch dem Staate nicht minder gefährlich. Den Starrsinn dieser Wenigen, welche der belehrenden und bittenden Stimme der Kirche wie ihrer Fürsten geflissentlich Ohr und Herz verschlossen, und mitten unter einem christlichen Volke, dennoch hartnäckig und verstockt bei dem Heidenthum beharrten, durch die Gewalt weltlicher Gesetze zu brechen, hielt Erkombert nicht nur für erlaubt, sondern selbst dem zeitlichen Wohl seines Staates vollkommen entsprechend. Durch königliche Edicte ward also jede öffentliche wie häusliche Ausübung heidnischen Gottesdienstes unter schweren Strafen verboten; alle Ueberreste des ehemaligen Heidenthums wurden von Grunde aus zerstört, jeder Stein, jede Ruine, welche irgend eine Rückerinnerung an alten abgöttischen Aberglauben hervorrufen konnten, in dem ganzen Reiche vertilget, und endlich auch nicht minder harte Züchti-

gungen gegen jene verhängt, welche, zeitlicher Vortheile wegen, sich äußerlich zu der christlichen Kirche bekannten, aber dennoch deren Geboten und Satzungen sich nicht unterwarfen. Manche unaufrichtige Bekehrung war zwar jetzt die nothwendige Folge dieser Zwangsmittel, aber unstreitig ward dadurch doch, da Erkombert es an Gründung mehrerer Klöster, christlichen Schulen und Erziehungshäuser nicht fehlen ließ, für das Heil der zunächst aufblühenden Generation desto zweckmäßiger und kräftiger gesorgt.

10. Reiner, als in irgend einem Theile von Britannien, flammte jetzt in dem Königreiche Kent die Leuchte des Christenthums. Der König selbst war ein hervorleuchtendes Beispiel der Frömmigkeit, sein ganzes Privat- wie Regentenleben vollkommen nach den Präcepten des Evangeliums, und aus dem Kreise seiner Familie gingen mehrere die englische Kirche verherrlichende Heilige hervor. Zwar war an Klöstern für Männer und Frauen, und besonders an christlichen Erziehungsanstalten für das zärtere Geschlecht jetzt schon in England kein Mangel; aber wegen der vielen großen, in Wort und That kräftigen Männer, welche die Kirche Galliens hervorgebracht hatte, und wegen ihrer lebendigen, durch die vielen, nach England gesandten Missionaire, bewiesenen, warmen Theilnahme an der Bekehrung der angelsächsischen Reiche, strömte jetzt unaufhörlich eine Menge neu bekehrter und eben daher größtentheils desto eifriger Angelsachsen nach Frankreich, um dort, unter der Leitung gottseliger und erleuchteter Bischöfe und Aebte, die anfänglich so rauh scheinende Bahn evangelischer Vollkommenheit zu betreten. Auch Erkomberts Tochter Fartongate und noch eine andere Prinzessin aus dem königlichen Hause, Namens Adalberge, weiheten ihr

Leben in jungfräulicher Reinheit dem Herrn, gingen nach Frankreich, und nahmen in dem Kloster von Marmoutier den Schleier. Beide wurden nachher Aebtissinnen dieses Klosters, und nach ihrem Tode von der Kirche den Heiligen beigezählt. In Ansehung der Erziehung, die man Töchtern aus den vornehmern Classen in Frankreich damals zu geben, sich schon ganz besonders angelegen seyn ließ, waren die Klöster von Marmoutier, Chelles und Andilly die vorzüglichsten und selbst in dem entfernten Auslande berühmt. Von der Bildung, die man den jungen Pensionairs hier gab, war lebendiges, nicht todtes Christenthum die Grundlage; aber unwiderstehlich ist die Macht der Schönheit, wenn Tugend ihr zur Seite steht, und Sanftmuth und Sittsamkeit ihre steten Begleiterinnen sind; und welchen wohlthätigen Einfluß die, in solchen christlichen Bildungsanstalten erzogenen Töchter nachher auf das Herz ihrer Gatten hatten, wie sie nach und nach den wilden und rohen Character der Nation immer mehr schmeidigten, und endlich ihr segensvoller Einfluß nicht blos auf den engen Kreis ihrer Familien, sondern oft selbst sich über das ganze Staatsregiment erstreckte: dies werden wir in der Folge aus manchen der schönsten biographischen Züge, nicht unwürdig, selbst in einer allgemeinen Geschichte aufgenommen zu werden, sattsam ersehen. — Nie war klösterliche Einsamkeit eine, bald möchten wir sagen, blos egoistische, frucht- und zwecklose Abgeschlossenheit von der Welt; an dieser ihrem wahren Wohl nahmen, obgleich von ihr getrennt und ihr entfremdet, dennoch der Männer- wie der Frauen-Klöster fromme Bewohner stets den wärmsten und thätigsten Antheil; anfänglich durch Urbarmachung ungeheurer, öder und wilder Länderstrecken, durch immer steigende Verbesserung der Landescultur, durch

christliche Sorgfalt für Arme und Nothleidende, zarte Pflege der Kranken, und gastfreundliche Aufnahme müder, des Schutzes und der Hülfe bedürftiger Pilger; etwas später durch ihre vielen, die literarischen Schätze des Alterthums für uns abschreibenden Hände, und endlich durch ihren, mit dem herrlichsten Erfolge gekrönten Fleiß in eigener Pflege wahrer Wissenschaft und Kunst, wie überhaupt aller, nach und nach hervorsprossenden Zweige der menschlichen Erkenntnisse *). Das stille Wirken der einsamen Klosterbewohner entschwand nicht selten den Blicken der Zeitgenossen, um so mehr jenen der Nachwelt; aber die sichtbaren und fühlbaren Spuren davon findet der aufmerksame Geschichtforscher in dem ganzen, durch ihre Predigten und Schriften, durch ihre Thaten, ihren Wandel und ihre Beispiele immer mehr erleuchteten,

*) Es gibt eine wahre und auch eine falsche Wissenschaft. Die erstere leitet auf geradem Wege unmittelbar zu Gott, die andere führt auf labyrinthischen Pfaden des Truges von Gott hinweg. Die erstere ist demüthig, und lehret bescheidenes, demuthvolles Mißtrauen in eigene Kraft; die andere blähet auf, traut sich Alles zu, maßt sich Alles an, und will am Ende Gott selbst gleich seyn. Die erstere bauet auf, sucht daher das Bestehende zu erhalten, und erkennt mit Dank das von frühern Zeiten auf sie gekommene Erbe; die andere ist blos zerstörend, reißet Alles ein, tritt Alles mit Füßen, und zieht den ganzen gesammelten Reichthum verflossener Jahrhunderte in den Schlund trostloser Verneinung hinab. Die erstere endlich ist eine Tochter des Himmels, daher eine stete Begleiterin, ja wohl Dienerin der Religion, und wird dadurch eine wahre Wohlthäterin der Menschheit; die andere ist ein Erguß der Hölle, und vermählt mit dem schreckbaren Absolutismus des empörendsten Stolzes, wird sie für die gesammte Menschheit eine Geißel.

humaniſirten, von dem Geiſte des Chriſtenthums und chriſtlicher Geſinnung beſeelten, und in allen ſeinen Verhältniſſen lebhaft durchdrungenen Mittelalter; kurz, für die Religion waren Klöſter eine Zierde, für die Kirche eine Stütze, für die Welt eine Wohlthat, und der leidenden Menſchheit eine, ſie tröſtende, ihr ſtets offen ſtehende Zufluchtsſtätte. Was eine endloſe Reihe frommer Ordensmänner leiſtete, vermochten freilich Gott geweihete Jungfrauen in ihrer noch weit ſtrengern Abgeſchiedenheit nicht zu leiſten; aber demungeachtet wurden dennoch auch ſie wahre Wohlthäterinnen der Menſchheit, und erwarben durch ihre trefflichen Erziehungsanſtalten, und ſorgſame, zarte Pflege weiblicher Jugend, ſich nicht minder große Verdienſte um die Welt, den Staat und jeden geſellſchaftlichen Verein; und, obgleich zwiſchen hohen Kloſtermauern eingeſchloſſen, und der Welt völlig entſagend, ſtanden ſie dennoch mit derſelben, gleich allen, ſelbſt in den entfernteſten Einöden wohnenden, heiligen Anachoreten und Einſiedlern, durch ihr ununterbrochenes, das Heil aller Menſchen umfaſſendes Gebet, in dem lebhafteſten und wirkſamſten Verband, beſonders mit Jenen, wie entfernt dieſe auch ſeyn mochten, die, gleich ihnen, an den Herrn glaubten, auf Ihn hofften, Ihm feſt vertrauten, und in der innigſten Verbindung mit Ihm hienieden ſchon die Wonne der Seligen empfanden. Das beinahe ununterbrochene Gebet Gott geweihter Jungfrauen und frommer, den Weltfreuden abgeſtorbener Mönche war gerade das feſte Band, das ſie an die Welt, und die Welt wieder an ſie knüpfte; denn dies Gebet war in den Klöſtern ein Geſchäft des wirklichen Lebens, und gewiß für Staaten und Völker und die ganze Menſchheit ungleich produktiver, als jedes andere nur gedenkbare Geſchäft. Die Früchte jenes hei-

ligen Geschäftes kann man freilich nicht betasten, nicht berechnen und in statistischen Tabellen eintragen, wie allenfalls den Gewinn von Fabriken und Manufakturen. Wäre es uns aber nur einen Augenblick gegönnt, in die geheimnißvollen Protocolle der, die Schicksale der Welt lenkenden Vorsehung zu schauen; welches dankbare Erstaunen müßte uns nicht ergreifen, wenn wir dann sehen würden, welchen überschwenklichen Segen Jahrhunderte hindurch die in den Klöstern zum Himmel erhobenen, reinen Hände auf ganze Länder und Völker herabfleheten, wie oft sie die, gleich Gewitterwolken heranziehenden Gerichte Gottes zertheilten, die strafende Rechte des Höchsten wendeten, und auf die frevelnde Stadt oder das sündige Volk auf das Neue wieder des Ewigen erbarmende Blicke herabzogen. In einem, ganz in der Materie versunkenen Zeitalter, das alle seine Kräfte blos in irdischem Streben zersplittert, und daher keinen andern Werth, als den Geldwerth kennt, vermag man freilich nicht der Klöster höhere Verdienste zu würdigen, und dem unseligen Geist unserer jetzigen Zeit davon sprechen zu wollen, wäre gerade so, als wenn man einem Unglücklichen, der verdammt wäre, nie lieben zu können, und daher nie noch auch nur einen einzigen sympathetischen Pulsschlag gefühlt hätte, einen Begriff von den beseligenden Gefühlen der Liebe beibringen wollte. Wenn aber das Unheil, das aus der völligen Aufhebung und Zerstörung dieser stillen Sitze des Friedens, nämlich jenes Friedens, den einst Jesus Christus und seine Apostel der Welt anboten, für die Menschheit nothwendig hervorquellen muß, und zum Theil schon hervorgequollen ist, wenn dieses am Ende gar noch in gleichem Verhältniß stehen müßte mit dem Segen, den sie ehemals den Völkern brachten; o, wehe dann jenen Län-

dern, in welchen an den sonst geheiligten, blos Gott und dem Heil der Menschen geweiheten Stätten wir jetzt überall Nichts, als den Greul, nicht vandalischer, sondern wahrhaft dämonischer Verwüstung erblicken!

IV.

1. In der politischen Geschichte beinahe aller Völker sind es gewöhnlich blos Leidenschaften, Verbrechen und blutige Catastrophen, welche den interessantesten Theil derselben ausmachen. So auch in der Geschichte der angelsächsischen Heptarchie. Die zarten Familienbande zwischen Northumbrien und Mercia vermochten nicht den wilden, nach Eroberungen dürstenden Geist Pendas auf lange Zeit zu fesseln. Nicht blos die leere Würde eines Bretwalda, auch die wirkliche, überall unbeschränkt gebietende Macht eines Oberkönigs über das ganze Reich waren das Ziel seiner Wünsche. Jede Geburt seines Ehrgeizes hatte das Glück bisher stets mit Erfolge gekrönt. Mercia stand auf dem Gipfel seiner Größe. Penda war bei weitem der mächtigste Fürst in England, und mehrere sowohl angelsächsische als brittische Könige folgten, gleich Vasallen, dem Rufe ihres gefürchteten Gebieters. Ein allgemeines Aufgebot ließ er jetzt in seinem ganzen Reiche, und an alle von ihm abhängige Könige ergehen, bewaffnet und wohl gerüstet sich an einem gewissen Tage um die königliche Hauptfahne zu versammeln.

2. Das Gerücht von Pendas kriegerischen Vorbereitungen verbreitete sich bald über die ganze Insel; und für den scharfsichtigen Oswio blieb der Zweck

dieſer furchtbaren Zurüſtungen nicht lange ein Geheimniß. Um das, gegen ihn ſich aufthürmende Ungewitter abzuleiten, ſandte er dem Penda eine Menge Geſchenke und zwar, nach dem Verhältniß der damaligen Zeit, von ganz ungeheurem Werthe, wiederholte auch auf das neue die Betheurung einer unbedingten Folgeleiſtung in Allem, was der König von Mercia von ihm verlangen würde. Aber trotzig wieß diesmal Penda alle ihm gemachten Anträge zurück, ließ die erhaltenen Geſchenke unter die Anführer der Hülfstruppen vertheilen, und erklärte, daß Northumbrien jetzt aufhören müſſe, ein ſelbſtſtändiges, unabhängiges Königreich zu ſeyn.

3. Nach menſchlichen Anſichten war Oswio jetzt rettungslos verloren; auf der ganzen Inſel fand er auch nicht einen einzigen Bundesgenoſſen, und ſelbſt ſein Neffe Oidilwald, (Ethelwald) König von Deira, war, durch die imperiöſen Zeitumſtände gezwungen, mit der ganzen Macht ſeines kleinen Reiches zu Pendas Heer zu ſtoßen. Aber auch dieſer Abfall beugte nicht Oswios und ſeines Sohnes Alfreds Muth. Die Verzweiflung gab ihnen neue Kräfte, und an der Spitze eines kleinen, aber von dem nämlichen Geiſte beſeelten Heerhaufens, zogen nun Beide dem, mehr als zwanzigmal ſtärkern Feinde kühn entgegen. Bei Winwidfield ſtießen beide Heere auf einander. Oswios Krieger waren feſt entſchloſſen, alle mit den Waffen in der Hand zu fallen, und der einzige Gedanke, der ſie jetzt beſchäftigte, war blos, ihr Leben dem Sieger um einen ganz ungeheuern Preis zu verkaufen. Die Nacht, welche dem entſcheidenden Treffen voranging, durchwachten Oswio und ſein Sohn Alfred im Gebete, und Erſterer that das feierliche Gelübde, daß, wenn der Vorſehung allmächtiger Arm ihn dem Rachen

seines Feindes entreisen würde, er seine jüngste, jetzt noch keine zwei Jahre alte Tochter Aelfleda, für ihr ganzes Leben dem Dienste des Herrn weihen wolle.

4. Mit Anbruch des Tages begann auch sogleich die Schlacht. Aber auch Oidilwald hatte in der verflossenen Nacht sich manchen sehr ernsten Betrachtungen überlassen, und das Gefühl der unauslöschlichen Schande, seinen Oheim nicht blos in der Gefahr verlassen, sondern auch noch selbst zu dessen völligem Untergang mitgewirkt zu haben, überwand bei ihm endlich alle Furcht vor dem Zorn des übermächtigen Penda. Sobald also beide Heere aufeinander losgingen, zog Oidilwald mit allen seinen Truppen sich auf eine nahe liegende Anhöhe zurück, und blieb nun während der ganzen Schlacht ein blos müßiger Zuschauer der Ereignisse. Aber gleich einer, schon im voraus dem Tode geweihten Schaar, hatte Oswios kleines Heer das Schlachtfeld betreten; furchtbar und unwiderstehlich war daher sein Angriff. Pendas Schlachtlinie ward auf mehrern Punkten durchbrochen. Schon Oidilwalds ganz unerwarteter Rückzug hatte Bestürzung in den Reihen der Mercianer verbreitet. Immer entscheidender neigte sich jetzt der Sieg auf die Seite der Northumbrier, und bald war die ganze, weit umher sich erstreckende Ebene blos mit Pendas fliehenden Schaaren bedeckt. Nur der achtzigjährige Greis, dessen Schwert sich schon mit dem Blute von fünf Königen gefärbt hatte, stand noch, und wollte durchaus seine bisherige Heldenbahn jetzt nicht durch schmähliche Flucht beflecken; auch er war entschlossen, da der Sieg ihm jetzt entrissen wäre, als Held mit den Waffen in der Hand zu fallen. Ein Haufe seiner flüchtigen Leute riß ihn jedoch endlich unwillkührlich zur Flucht mit sich

fort; aber leider war es nun zu ſpäte. Ein Trupp, die fliehenden Feinde, hitzig verfolgender Northumbrier ereilte ihn in der Gegend bei Leeds, hieb ihm den Kopf ab, und brachte ſolchen dem Oswio, als ein Zeichen ſeines nunmehr vollſtändigen Sieges. Das ganze zahlreiche Heer der Mercianer ward vernichtet, denn was dem Schwert der Sieger entrann, fand ſeinen Tod in den Fluthen der, indeſſen ungeheuer angeſchwollenen, und aus ihren Ufern getretenen Are. Die Anzahl der Ertrunkenen überſtieg ganz über alles Verhältniß jene der, in der Schlacht oder auf der Flucht von dem Feinde Erſchlagenen; und ein, mehrere Jahrhunderte bei der Nation erhaltenes Sprüchwort verkündete den ſpäteſten Nachkommen, daß die Wellen des Areflusſes das Blut von fünf, von Penda erſchlagenen Königen gerächt habe *).

5. In raſchem Siegesflug drang nun Oswio unaufhaltſam immer weiter vor, unterwarf ſich die mit Penda verbündeten Oſtangeln, eroberte ganz Mercia und ließ den Einwohnern nun alles Elend und alle die Drangſale fühlen, die Pendas Heereszüge ſo oft über das unglückliche Northumbrien gebracht hatten. Das Königreich Mercia theilte Oswio in zwei Theile; den größten davon, nämlich alles Land von den Ufern der Trente bis an die nördlichen Grenzen, vereinte er mit Northumbrien; die ſüdlichen Diſtrikte aber, die Wohnſitze der Mittel-Angeln, überließ er ſeinem Schwiegerſohne Peada. Dieſer gutmüthige Prinz überlebte

*) Dieſe fünf Könige waren, wie man ſich erinnern wird, Edwin, Oswald, Sigebert, Anna und Egrick. Die zwei erſten hatten in Northumbrien, die drei Letztern über die Oſtangeln geherrſcht.

jedoch nicht lange die von ſeinem Schwiegervater ihm gemachte Schenkung; denn ſchon gleich in dem darauf folgenden Jahre fiel er während der Feierlichkeiten des Oſterfeſtes, unter den Dolchen einiger erkauften Mörder; unglücklicher Weiſe wurden dieſe von Peadas herbeieilenden Trabanten ſogleich getödtet; und ſo blieb es ein Geheimniß, wer eigentlich die verruchten heimlichen Urheber des von jenen Elenden, um ein paar Goldſtücke, verübten blutigen Bubenſtückes geweſen ſeyn mochten. Nach Peadas Tode ward auch der ſüdliche Theil von Mercia mit Northumbrien vereint.

6. Indeſſen hatte aber Oswio auch ſeines, in der gefahrvollen Nacht bei Winwidfield, gethanen Gelübdes nicht vergeſſen. Er übergab ſeine Tochter der heiligen Hilda, Aebtiſſin von Streneshall, ſchenkte dem Kloſter zwölf Herrſchaften, wovon jede zwölf bis fünfzehn Familien zählte, und machte es dadurch zu dem reichſten Kloſter in ganz England. Aelfleda, von der heiligen Hilda erzogen, ward einer ſolchen Lehrerin vollkommen würdige Schülerin; ſie erreichte in dem Kloſter von Streneshall ein Alter von neun und fünfzig Jahren, und verlebte die eine Hälfte davon als Nonne, die andere als Aebtiſſin, und zwar unter ſteter Ausübung aller klöſterlichen, das heißt, evangeliſchen Tugenden, in dem allgemeinen Rufe ausgezeichneter, ſie einer Heiligen gleichſtellenden Frömmigkeit.

7. Als Menſch und Regent gleich ehrwürdig, gehört Oswio, nach dem Zeugniß des ehrwürdigen Beda, zu den allervorzüglichſten angelſächſiſchen Königen aus der ganzen Periode der Heptarchie. Indeſſen ward dennoch einmal auch dieſe edle Menſchennatur durch Ehrgeiz zu ſchrecklichem, blutigem Fre-

vel hingeriſſen. In dem zweiten Jahre nämlich nach Oswios Thronbeſteigung, erſchien plötzlich aus dem Hauſe Aellas ein ganz unerwarteter Kroncompetent in der Perſon Oswins, Osrics Sohne. Himmliſch ſchön iſt das Bild, welches Malmesbury, ein Geſchichtſchreiber aus dem 12. Jahrhundert, in den liebenswürdigſten Zügen von dem Charakter Oswins entwirft; fromm, weiſe, gerecht und von grenzenloſer Güte, umfaßte ſein Herz Alles mit Liebe, was nur einigermaßen mit ihm in Berührung, auch nur in dem leiſeſten Anklang mit ihm ſtand. In dem wahren Sinne des Evangeliums war Oswin ein Freund Gottes und der Menſchheit. Aber eben dieſer Verein von Tugenden, die dem Trefflichen alle Herzen gewannen, machte ihn dem Oswio furchtbar; und dieſer hielt es daher ſeinem Intereſſe angemeſſener, mit Oswin einen Vergleich einzugehen, und ihm das Königreich Deira *) zu überlaſſen. In den erſten fünf Jahren herrſchte zwiſchen beiden Monarchen, wenigſtens dem Scheine nach, die vollkommenſte Eintracht; aber nun fing die, beſonders in Oswios Bruſt nur ſchwach zurückgehaltene Eiferſucht immer mehr an, das zwiſchen beiden Fürſten bisher beſtandene gute Vernehmen zu ſtören; endlich kam es zu einem förmlichen Bruch, und Oswio zog mit einem zahlreichen Heere gegen Deira. Wie es ſcheint, war Oswin überraſcht worden, hatte jetzt nicht mehr die nöthige Zeit, alle ſeine Vaſallen unter die Waffen zu rufen, und ſah nun wohl ein, daß er mit den wenigen Streitkräften, die ihm noch zu Gebote ſtunden, einem unverhältnißmäßig überlegenen Feinde nicht würde widerſtehen können. Um zweckloſes Blutvergießen zu vermeiden, ließ alſo Oswin das kleine

*) Dieſes kleine Königreich begriff die Landſchaften York und Lankaſter.

Heer, das er schon gesammelt hatte, wieder auseinander gehen; er selbst, blos von einem Diener begleitet, suchte bei Gilling sich auf dem Schloß eines Ealdorman *), von dessen Treue und Ergebenheit er sich überzeugt glaubte, einige Zeit zu verbergen. Aber Hunwald, so hieß der Elende, versprach sich größere Vortheile von schändlichem Verrath, als von treuer Anhänglichkeit an seinen Herrn. Verblendet von dem verführerischen Schimmer des Goldes, geht der Verräther also heimlich zu dem König von Northumbrien, entdeckt ihm des flüchtigen Oswins jetzigen Aufenthalt, und Oswio, dessen argwöhnische Politik nur durch Oswins Tod beruhiget werden konnte, befiehlt auf der Stelle dessen Hinrichtung.

8. Auf dem Felde bei Gilling ward des Königs grausamer Befehl vollzogen. Aber der Northumbrier erndete nun doch nicht die Früchte seiner blutigen That; denn Oidilwald (Ethelwald) Oswalds Sohn, unterstützt durch den vorherrschenden Einfluß des damals noch lebenden, übermächtigen Penda, ward auf den Thron von Deira erhoben. Tief und schmerzhaft fühlte nun Oswio, daß er ganz nutzlos seine Seele mit einer schrecklichen Blutschuld belastet habe. Auf seiner ganzen, noch ziemlich langen irdischen Laufbahn war jetzt die bitterste Reue seine stete Gefährtin; die peinlichsten Rückerinnerungen mischten sich unter alle Bilder seines Lebens, und der schwarze Schatten, den Oswins Ermordung auf seine Regierung warf, trübte selbst den Glanz seiner glücklichsten, erfolg-

*) Ueber diese Benennung wird man in der Note, am Ende dieses Abschnittes die nöthigen Erläuterungen finden.

reichsten Unternehmungen. Auch nach Pendas Besiegung und Mercias Eroberung quälten ihn noch immer die beißendsten Vorwürfe seines jetzt nie mehr verstummenden Gewissens, und um dieses einigermaßen zu besänftigen, erbauete Oswio, sobald er die Abtei von Streneshall dotirt hatte, auf den Rath seiner Gemahlin Eanfleda, nun auch bei Gilling, und zwar auf der nämlichen Stelle, an welcher Oswins schuldloses Blut geflossen war, noch ein zweites Kloster. Die Ländereien, die er demselben gab, waren hinreichend, eine zahlreiche Klostergemeinde zu unterhalten, wovon zwölf Mönche unaufhörlich für die Seele des Ermordeten, und zwölf andere für das Heil des Mörders beten mußten.

9. Die Ermordung Oswins schmerzte den heiligen Aidan von Lindisfarne so sehr, daß er aus Gram darüber schon am zwölften Tage nach geschehener blutigen That, dem Liebling seines Herzens in die Grube folgte. Von der Kirche ward König Oswin heilig gesprochen, und nach der damaligen Weise, alle jene als Märtyrer zu betrachten, welche nach einem tadellosen, durch hervorleuchtende Frömmigkeit ausgezeichneten Leben, eines gewaltsamen und ungerechten Todes starben, nun ebenfalls der Zahl heiliger Blutzeugen beigezählt, und die jährliche Feier seines Andenkens auf den fünften August festgesetzt *).

*) Die ganze angelsächsische Nation theilte sich in zwei Classen, in Eorls und Ceorls, das heißt in Edle und Nicht-Edle. Jede dieser Classen hatte wieder verschiedene Unterabtheilungen. Den ersten Rang unter dem Adel hatten die Ealdormann oder Earls. Anfänglich waren es die ältesten Familienhäupter eines ganzen Stammes, und genossen in dieser Eigenschaft schon bedeutende Vorzüge. Nach der Gründung der verschiedenen Königreiche der Heptar-

chie, wurden sie Statthalter der Könige, und ihre Statthalterschaften gegen das Ende dieser Periode in ihren Familien schon erblich. Beda nennt sie Vicekönige, einigemal auch Satrapen *). Die zweite Classe des Adels bildeten die Thanes, die sich wieder in höhere und niedere Thanes theilten. Die Erstern waren unmittelbare Lehnsleute des Königs, saßen mit ihm in der Reichsversammlung und entrichteten von ihren Thanländern, die sie von dem König unter der Verbindlichkeit, Kriegsdienste zu leisten, erhalten hatten, gewisse Abgaben; die niedern Thanes hatten ihre Ländereien theils von Prälaten, theils von Earls, oder den höhern Thanes erhalten, standen demnach auch in dem nämlichen Verhältniß zu ihnen, in welchem diese zu der Krone standen, daher sie auch den, unter der Leitung und dem Vorsitze der Earldormen oder höhern Thanes gehaltenen Provinzialversammlungen ebenfalls beiwohnten. Eine dritte adelige Classe endlich bildeten die Gesiths, von welchen sogleich noch umständlichere Rede seyn wird. — Die zweite Hauptclasse der angelsächsischen Nation, nämlich die der Ceorls, bestand ebenfalls wieder aus zwei, unter sich und in Ansehung ihrer Rechte, höchst verschiedenen Unterabtheilungen. Die erste davon war jene der gemeinen Freien, die Andere die der Leibeigenen und Sclaven. Von den gemeinen Freien gab es drei verschiedene Gattungen, nämlich 1. Freie Landeigenthümer. 2. Pächter königlicher oder Thanländereien. 3. Solche, welche Gewerbe oder Handel trieben. Die freien Landeigenthümer besaßen ihre Grundstücke, die sie gewöhnlich in wilden oder verödeten Gegenden urbar gemacht hatten, von allen Dienstleistungen und Abgaben frei. Die Pächter aber, zu welchen auch die Freigelassenen gehörten, baueten gegen gewisse, von ihnen zu leistende Abgaben die Ländereien der Krone und der Edeln, konn-

*) Aus Ealdorman entsprang nachher in weit spätern Zeiten, jedoch unter einer ganz andern, völlig verschiedenen Bedeutung, die heute zu Tage in England noch übliche Benennung Alderman.

ten von diesen aus dem Pacht gestoßen werden, hatten jedoch auch ihrer Seits das Recht, ihren Gutsherren aufzukündigen; nur mußten sie alsdann einen Theil der Ländereien besäet hinterlassen. Ein freier Landeigenthümer konnte auch in den Adelstand erhoben werden, wenn er nämlich, da von jeden fünf Hyden Landes ein Soldat mußte gestellt werden, es zu einem solchen Wohlstand gebracht hatte, daß er selbst fünf Hyden Landes besaß, und in eigener Person dem König in den Krieg folgte. Er erhielt alsdann den Rang eines niedern Thans, und vererbte den erlangten Adel auch auf seine Nachkommen. Solche, auf diese Weise in den Adelstand erhobenen Freien hießen nun Gesiths. Dies Wort bezeichnet einen Begleiter, daher Beda auch diese Gattung von Adeligen comites, andere Schriftsteller sie sodales Regis nennen. Uebrigens konnte jeder freie Ceorl zu den höchsten Ehrenstellen in der Kirche, wie in Kriegs- und Civil-Diensten gelangen; aber obgleich sie alsdann im Gefolge des Königs waren, und gleich den Thans vergoldete Helme, Schilde und Schwerter tragen durften, blieben sie dennoch, wenn sie nicht dabei fünf Hyden eigenen Landes besaßen, in dem Stande und der Classe der Unadeligen. Eine Ausnahme hierin machte blos der Handelsstand, und jeder Kaufmann, der auf eigene Rechnung drei Reisen über das Meer gemacht hatte, ward dadurch in Adelstand erhoben; denn eine dreimalige Ueberschiffung des Meeres mit eigenen Waaren erfoderte nicht nur ein großes Vermögen, sondern war auch, bei der damaligen großen Unsicherheit der Meere, mit Kampf und mancherlei Gefahren verknüpft. — Die Leibeigenen endlich, Dewes genannt, waren entweder zu einem Gute gehörende, ihren Herren geborne Knechte, die auch stets mit dem Gute wieder verkauft wurden, oder Hausscläven, die theils von Sclavenhändlern erkauft, theils begangener Verbrechen wegen zur Sclaverei verdammt waren; die erstern, nämlich die leibeigenen Bauern, schmachteten unter dem Druck ungemessener Frohndienste; die andern wurden zu niedriger Hausarbeit gebraucht, und beide lebten in der härtesten Dienstbarkeit, und waren von

V.

1. Durch Mercias Vereinigung mit Northumbrien, war dies letztere Reich zu einem ungleich größern Grade von Macht und Größe gelangt, als es bisher in irgend einer der frühern Epochen besessen hatte. In dem wahren Sinne des Worts war Oswio jetzt Bretwalda. Alle sächsischen und brittischen Fürsten erkannten und ehrten ihn als ihren Oberherrn, und selbst Scoten und Pikten *)

---

den Gesetzen so wenig geschützt, daß ein Herr ungestraft seinen Leibeigenen sogar tödtlich mißhandeln durfte, wenn derselbe nur nicht schon an dem nämlichen Tage starb. Es verdient bemerkt zu werden, daß bei den Angelsachsen der Sclavenhandel ungleich stärker getrieben wurde, als bei irgend einem andern deutschen Völkerstamm: in mehrern Seestädten ward dieser schändliche Handel öffentlich getrieben, und die Stadt Bristol war damals schon einer der berühmtesten Sclavenmärkte, wo zur Schande der Menschheit bisweilen sogar Eltern ihre Kinder als Sclaven verkauften. Mit der Verbreitung des Christenthums milderte sich jedoch das Loos der Leibeigenen und Sclaven; und die Bischöfe und Geistlichen drangen nicht nur, durch ihre Predigten und mittelst sehr zweckmäßiger kirchlicher Verordnungen und Gesetze, auf menschlichere Behandlung dieser Unglücklichen, sondern empfahlen auch deren Freilassung als ein ganz besonderes verdienstliches und gottgefälliges Werk.

*) Die Pikten und Scoten wohnten in Nordbritannien, wovon nur ein kleiner Theil, und zwar ebenfalls nur auf eine sehr kurze Zeit von den Römern bezwungen ward. Die Pikten, oder Calledonier waren die Eingebornen; die Scoten aber kamen aus Irland, welches den Namen Scotia ungleich früher führte, als das Land, welches jetzt damit bezeichnet wird, erst gegen das Ende des fünftrn Jahrhunderts nach

erkauften durch einen freiwilligen jährlichen Tribut ſich ſeine Freundſchaft und ſeinen Schutz. Aber weder Ehrgeiz noch Länderſucht hatten Oswio zum Eroberer gemacht, und er war es blos geworden, um der Gefahr, ſelbſt erobert zu werden, zu entgehen. Jetzt, wo keine der ungleich minder mächtigen Staaten ihm mehr Beſorgniſſe erregen konnte, verbannte er auch jeden Gedanken an eine fernere Erweiterung der Grenzen ſeines Reiches aus ſeiner Seele, und alle Talente und Kräfte, welche er auf dem Schauplatze des Krieges mit ſo vielem Erfolge bisher entwickelt hatte, weihete er nun ungetheilt der innern Verwaltung ſeines Reiches und dem Wohl der Nation.

2. Oswio war, wie Beda bezeugt, ein weiſer Monarch; unter den höhern Intereſſen der Menſchheit und einer Nation ſchien ihm daher auch die

---

Nordbritannien, entriſſen bald darauf den Pikten einen kleinen Theil des Landes, und gründeten allda ein eigenes Königreich. Beide Völker waren in unaufhörliche Kriege mit einander verwickelt, bis endlich in der erſten Hälfte des neunten Jahrhunderts der ſcotiſche König Kennerth II. die Pikten, nach mehrern ihnen beigebrachten Niederlagen völlig bezwang, und, da mit dem Tode ihres Königs Hung der piktiſche königliche Mannsſtamm erloſch, beide Völker und Reiche mit einander vereinte. Aber obſchon die Scoten in Nordbritannien nun das einzige herrſchende Volk waren, ſo gaben ſie dem Lande dennoch nicht gleich ihren Namen; es hieß anfänglich Albanien, und erhielt den Namen Schottland erſt in dem zehnten oder eilften Jahrhundert, nachdem die Scoten vorher noch ihre Grenzen gegen England ziemlich erweitert, und den Britten die Landſchaften Northumberland, Cumberland und Weſtmoreland entriſſen hatten, welche drei Grafſchaften die ſchottiſchen Könige jedoch von der Krone England zu Lehn trugen.

Religion das Höchste und Heiligste zu seyn. Eine allgemeine und schnelle Verbreitung des Christenthums in Mercia war ihm also jetzt die erste und wichtigste Angelegenheit. Seine Bemühungen, vereint mit jenen einer Menge frommer, von ihm dahin gesandter Missionaire, wurden bald mit dem schönsten Erfolge gekrönt, und in kurzer Zeit waren nun auch in Mercia alle Spuren ehemaligen Götzenthums völlig verschwunden. Oswio hatte sich hiezu weder seiner weltlichen Macht, noch seines königlichen Ansehens auf dem Wege der Ueberredung bedient, über die Gewissen seiner Unterthanen wollte er nicht herrschen; auch vermag äußerer Zwang keine wahre Bekehrung zu bewirken, kann blos Heuchler erzeugen, oder einen Haufen Indifferentisten zu einem gemeinschaftlichen, äußern, geistlosen Cultus vereinigen. Die schnelle Bekehrung der Mercianer war offenbar Gnade von Oben, und die allgemeine Zerstörung und Zertrümmerung der Götzentempel und Götzenbilder blos das Werk der in allen Gemüthern jetzt überall siegenden Wahrheit; und daß ihre Bekehrung, frei von jedem äußern Zwange, ernstlich und aufrichtig war, bewieß der Eifer dieser Neubekehrten, von welchem Beda ein eben so kunstloses, als liebenswürdiges, uns in die Blüthenzeit des Christenthums versetzendes Bild in folgenden Zügen entwirft. „Wohin," sagt dieser Geschichtschreiber, „ein Geistlicher „oder Mönch in dem Königreiche gehen mochte, ward „er überall und stets, wie ein Diener Gottes mit „zuvorkommender Freundlichkeit empfangen; begegnete „auf dem Wege der Eine oder Andere einem Reisenden, so lief dieser ihm gleich schon von Weitem entgegen, warf sich vor ihm auf die Kniee, und stand „nicht eher auf, als bis er dessen Segen erhalten „hatte, küßte hierauf ehrerbietig die Hand, die sich „so eben segnend über ihn erhoben hatte, und empfahl

„sich dann dringend und nicht selten sogar mit einer „Thräne, die Ehrfurcht und Liebe ihm entlockten, „seinem fernern frommen Gebete. Aufmerksam und „mit der größten Stille hörte alles Volk den Er„mahnungen eines Geistlichen zu; und an Sonn„und Festtagen strömten Jung und Alt schaarenweise „nach den Kirchen und Klöstern, um dort ihren Hun„ger und Durst nach göttlichen Wahrheiten zu stillen; „auch die längste Predigt ermüdete nicht ihre Auf„merksamkeit; jedes Wort des Priesters war für sie „ein Wort des Lebens, und je länger der Gottes„dienst dauerte, desto mehr erglühete der Eifer und „entzündete sich die Andacht der Zuhörer. Sobald „nur ein Priester sich in einem Dorfe blicken ließ, „waren sogleich alle Einwohner um den Diener Got„tes versammelt, um von ihm Unterricht, Rath und „Trost zu empfangen, und sich dann seinem Gebete „bei dem hochheiligen Opfer kindlich zu empfehlen. „Aber nie erschien auch ein Priester in den Dörfern, „oder ein Mönch außer seinem Kloster, als blos um „das Volk zu unterrichten, Kranke zu trösten, und „Sterbenden in ihrem Todeskampfe beizustehen, und „dabei waren sie so uneigennützig, daß sie auch nicht „die mindesten Geschenke annahmen, und jene, welche „ihnen von den Vornehmen und Großen waren auf„gedrungen worden, sogleich wieder unter die Armen „vertheilten. Diese Uneigennützigkeit überschritt bis„weilen selbst das nöthige Maaß; denn sogar auch „um Klöster zu errichten, mußten die Könige oft „Zwangsmittel anwenden, um zu bewirken, daß sie „nur die zum Bau und zum Unterhalt des Klosters „nöthigen Grundstücke endlich annahmen.“

3. War aber auch jetzt, in Ansehung aller Hauptwahrheiten der christlichen Lehre, die ganze angelsächsische Nation, nur mit Ausnahme des ganz

kleinen, noch heidnischen Königreiches Sussex, in einem und demselben Glauben vereint; so herrschte doch unter ihren Kirchen und deren Bischöfen und Geistlichkeit eine, einer Spaltung nicht sehr unähnliche Verschiedenheit, die, an sich schon ziemlich ärgerlich, in ihren Folgen immer noch bedenklicher zu werden schien. Der Grund davon lag in der Verschiedenheit der Kirchen, welchen die, zur Bekehrung der Angelsachsen nach England gekommenen Missionaire angehörten. Diejenigen, welche aus Italien und Gallien theils dahin gesandt worden, theils aus eigenem frommen Triebe nach England geschiffet waren, hatten überall, wo sie das Evangelium predigten, auch die Ceremonien und Gebräuche der römischen Kirche eingeführt. Nun war zwar der römische Ritus längst schon von allen Kirchen in den gesammten drei Welttheilen angenommen, und nur die Irländer, Scoten und Britten, diese drei kleinen, auf eine Insel und einige schmalen Länderstrecken in dem nördlichen Europa beschränkten Völkchen weigerten sich noch, dem Beispiel des ganzen übrigen christlichen Erdkreises zu folgen.

4. Der Hauptpunkt dieser Verschiedenheit, welche man wegen der Hartnäckigkeit, mit der man derselben, trotz der, in den Kirchen aller Länder und Welttheile herrschenden Gleichförmigkeit, dennoch in einem ganz kleinen, damals kaum noch gekannten Winkel der Erde anhing, wohl eine Spaltung nennen könnte, betraf die Osterfeier. Die Irländer, Scoten und Britten feierten zwar das Fest der Auferstehung unsers Herrn am Sonntage, wichen aber darin von der Kirche ab, daß sie, wenn auch der 14. des ersten Monates, welcher der Frühlings Nachtgleiche am nächsten stand, auf einen Sonntag fiel, sie dennoch an diesem Tage, und

folglich mit den Juden zugleich, die Oſtern feierten, während die allgemeine Kirche, um mit den Juden nicht zuſammenzutreffen, die Oſtern erſt am Sonntage nach dem 14. beging. Die von der allgemeinen Kirche hierin Getrennten, ſtützten ſich vorzüglich auf das Beiſpiel des heiligen Johannes des Evangeliſten, welcher, wie ſie behaupteten, in der Feier des Oſterfeſtes, dem nämlichen Gebrauche ſich gefügt, oder vielmehr ſelbſt ihn in allen Kirchen Aſiens eingeführt hätte. — Es iſt ſehr wahr, daß im Anfange des Chriſtenthums die unter den Juden errichteten chriſtlichen Kirchen eine kurze Zeit noch in nicht ganz weſentlichen Dingen gleichſam judaiſirten. Um nämlich der Schwachheit der aus den Juden bekehrten Chriſten, wie auch den Juden überhaupt keinen Anſtoß zu geben, wollten die Apoſtel nicht ſogleich alle, von Gott ſelbſt in dem alten Bunde gegebenen Verordnungen auf einmal über den Haufen werfen; ſie ſahen wohl ein, daß bei feſterer Begründung des Chriſtenthums, und mehr eröffnetem Verſtändniß der Geheimniſſe des neuen Bundes, auch das ganze Schattenwerk des alten, ſammt allen dahin ſich beziehenden Satzungen von ſelbſt dahin ſchwinden würde; ſie duldeten demnach Manches, was ſie ohne jene ſchonende Rückſicht auf menſchliche Schwachheit gewiß nicht geduldet haben würden; und ſo feierte nun auch der heilige Johannes das Oſterfeſt jedesmal auf den 14. des Mondes, ohne ſich jedoch darum zu bekümmern, ob derſelbe auf einen Sonntag, oder auf einen andern Wochentag fiel. Aber ein ganz anders Bewandniß hatte es damit in Rom, wo der heilige Petrus die Hauptkirche der Chriſtenheit gründete, und völlig frei von jenen, die übrigen unter den Juden noch lebenden Apoſtel feſſelnden Beziehungen, auch den ehemals blos vorbildenden und nunmehr erloſchenen jüdiſchen

Ceremoniendienst durchaus nicht mehr zu berücksichtigen nothwendig hatte. Von dem Grundsatze ausgehend, daß der Tag, an welchem der Herr, als Ueberwinder des Todes und der Hölle, glorreich aus dem Grabe erstanden, auch der schicklichste zur österlichen Feier sey, verordnete der Apostel-Fürst, und zwar, wie gesagt wird, nicht ohne höhere Eingebung, daß dieses Fest an einem Sonntag sollte gefeiert werden; jedoch so, daß man stets, nach dem alten Gesetze, den 14. Mond des ersten Monats abwarten, und wäre dann der folgende Tag ein Sonntag, auch die Osterfeier am Vorabend desselben beginnen müsse; wäre aber der unmittelbar auf den 14. Mond folgende Tag ein gewöhnlicher Wochentag, so sollte man in diesem Falle den 21. Mond abwarten, und am Vorabend desselben die Feier beginnen *). Dieser Ordnung fügten sich zwar anfänglich nicht alle morgenländischen Kirchen, bis endlich das ökumenische Concilium in dem Jahre 325 entschied, daß die römische Weise, das Osterfest zu feiern, die wahre Richtschnur sey, welcher mithin auch alle Christen zu folgen hätten **).

*) In den frühern und schönern Zeiten des Christenthums begaben sich die Christen schon an den Vorabenden der großen Feste in die Kirchen und durchwachten die ganze Nacht im Gebet und unter wechselndem Psalmen- und Hymnen-Gesang. In der Frühe, bevor die eigentliche Feier des Festes begann, wurden die Katechumenen getauft; anfänglich blos am Osterfeste, nachher aber auch noch an andern Festtagen. Außer diesen von der Kirche festgesetzten Zeiten wurde nur dann, wenn Verfolgung oder überhaupt stürmische Zeiten den Gemeinden droheten, das Sacrament der heiligen Taufe auch noch an andern Tagen ertheilt.

**) Diejenigen, welche sich dieser Entscheidung des Conciliums hartnäckig widersetzten, wurden damals für Schismatiker erklärt und erhielten den Namen Quartodecimaner.

6. Zu dieser Verschiedenheit in Ansehung der Osterfeier gesellten sich nun bei den Irländern, Scoten und Britten auch noch manche andere Abweichungen von den Gebräuchen der allgemeinen Kirche, wie z. B. in der Art die Tonsur zu tragen, ferner in Betreff der Fasten, des Gebrauchs der Psalmen *) ꝛc. ꝛc. Abweichungen, die, wenn auch noch so unbedeutend an sich selbst, dennoch in der Folge das eben so nothwendige als schöne Band der Einheit nur gar zu leicht lockern konnten. Vor allem übrigen war es indessen doch der Streit über den Tag, an welchem eines der ersten und herrlichsten Feste der Christen müßte gefeiert werden, welcher jetzt alle Köpfe am meisten beschäftigte. Da von den Bischöfen und Priestern in England die einen den Gebräuchen der Irländer und Scoten, die andern jenen der römischen Kirche folgten, so herrschte auch unter den christlichen Gemeinden in allen Provinzen die nämliche Getrenntheit, und nun ereignete es sich nicht selten, daß in einem und demselben Jahre die Ostern zwei Mal in dem Lande gefeiert wurden; und nichts war natürlicher, als daß, besonders bei dem, jedem Menschen eigenen Streben, seine Meinung, von der er sich überzeugt glaubt, zur herrschenden zu machen, auch diese durch öffentliche Feierlichkeiten sich stets mehr kundgebende kirchliche Verschiedenheit nach und nach nothwendig zu gegenseitiger Abneigung führen mußte. Selbst in dem königlichen Palast herrschte dieser Zwiespalt. König Oswio war in Irland getauft und in dem Chri-

*) Von der Tonsur wird sogleich etwas weiter unten die Rede seyn. In Ansehung der Psalmen; so bedienten sich die Irländer, Scoten und Britten der Uebersetzung des heiligen Hieronymus; während in allen übrigen Kirchen in dem ganzen Abendlande die römische eingeführt war.

stenthum unterrichtet worden; seine Gemahlin, die Königin Eanfleda aber und Prinz Alfred hatten ihren Unterricht von Geistlichen, die sich strenge an den römischen Ritus hielten, erhalten; und so geschah es nun bisweilen, daß der König schon mit der größten Feierlichkeit das Osterfest beging, während seine Gemahlin und sein Sohn in einer andern Kapelle des Palastes noch den kirchlichen Trauerceremonien des Palmsonntages beiwohnten. So lange der heilige Aidan lebte, wußte dessen, aus allen seinen Reden und Handlungen athmende Geist der Liebe und Versöhnung alles so ziemlich zu vermitteln, und die verschiedenen Gemeinden in christlicher Eintracht zu erhalten. Aber unter seinem Nachfolger wurden bei dessen herbem, widerstäubendem Charakter jene Dissonanzen immer schreiender; einige mißlungene Versuche einer Vereinigung hatten hie und da sogar Erbitterung erzeugt; ängstlich-fromme Gemüther fingen an, sich wahrhaft zu beunruhigen, und König Oswio und dessen ganzes Volk fühlten jetzt mehr als je das immer dringender werdende Bedürfniß einer vollkommenen Vereinigung der englischen Kirchen unter sich, und wo möglich zugleich auch mit der römischen Kirche, und gerade in diesem Moment einer, in allen Gemüthern beginnenden Gährung, kam jetzt der heilige Wilfried von seiner ersten Reise nach Rom wieder zurück.

6. Wilfried war der Sprosse eines der edelsten Geschlechter in Northumbrien. In seinem vierzehnten Jahre schickten ihn seine Eltern in das Kloster Lindisfarne, um dort den Wissenschaften obzuliegen, und in der Religionslehre sich unterrichten zu lassen. Durch Fleiß und rasche Fortschritte zeichnete er sich bald unter allen übrigen Zöglingen aus. Aber selbst in dem erst vierzehn oder fünfzehnjährigen Knaben nahm

dessen wissenschaftliches Streben nun schon eine höhere idealische Richtung; immer mehr läuterten sich jetzt seine religiösen Gefühle, und das schöne Ideal der höchsten christlichen Vollkommenheit strebte Tag und Nacht vor seiner jugendlichen Seele. Aber leider war die klösterliche Zucht in Lindesfarne nicht die beste. Dem scharfsinnigen, nunmehr zum Jünglinge gereiften, und von einer großen Idee beherrschten Wilfried konnte das Mangelhafte an den klösterlichen Einrichtungen in Lindesfarne nicht entgehen; sein Entschluß war daher bald gefaßt. Mit Genehmigung seiner Eltern und der Vorsteher des Klosters verließ er Lindesfarne, um nach Italien zu reisen, und in Rom seinen Durst nach Wahrheit an der Quelle derselben zu löschen.

7. Aber mit jugendlichem, mehr von unruhiger Neugier, als wahrer Wißbegierde, erzeugtem Ungestüm eine Menge fremder Städte und Länder zu durchfliegen, um ja recht bald in der Hauptstadt der Christenheit, unter Roms prachtvollen Denkmälern sich zu finden, lag nicht in dem Reiseplan des besonnenen, frommen Wilfrieds. Sein Vorsatz war, noch einige Zeit in England und Frankreich zu weilen, unter Weges die berühmtesten Klöster zu besuchen, um die verschiedenen Wege kennen zu lernen, auf welchen er am sichersten und schnellsten zu immer höhern Graden evangelischer Vollkommenheit sich erheben könnte. Zuerst ging er nach Canterbury. Hier machte er Bekanntschaft mit Einem seiner Landesleute, einem northumbrischen Edelmann, Namens Biscop Baduin, der nachher, als er Abt ward, den Namen Benedikt erhielt. Biscop war etwas älter, als Wilfried; da aber beide junge Männer einem und demselben Ziele entgegen eilten, so war auch das Band gegenseitiger Freund-

schaft bald unter ihnen geknüpft. Mit einander unterrichteten sie sich in Canterbury, in den römischen Disciplinen, studirten, da sie vorher, wie die Irländer und Britten, sich des Psalters nach der Uebersetzung des Hieronymus bedient hatten, nun denselben auch in der Uebersetzung der römischen Kirche, und gingen endlich, nach einem Aufenthalt von mehrern Monaten in Canterbury, mit einander nach Frankreich unter Segel.

8. Auf Frankreichs Küsten gelandet, beschlossen sie nach Lion zu gehen, besuchten während ihrer Reise alle ihnen auf dem Wege liegenden Klöster, und fanden bei ihrer Ankunft in der damaligen Hauptstadt von Burgund gastfreundliche Aufnahme in dem erzbischöflichen Pallaste. Auf dem bischöflichen Stuhle von Lion saß damals der heilige Delphin, auch Hanemond genannt; und dieser gewann, seiner sanften Tugenden wegen, seinen angelsächsischen Gast so lieb, daß er ihm die Hand seiner Nichte nebst einem der einträglichsten und angesehensten Aemter im Königreich antrug. Aber Reichthum und irdische Größe hatten für Wilfried ihre Reitze verloren; sein Geist sehnte sich nach etwas Höherm, und verschmähete daher Fesseln, die, so glänzend sie auch waren, ihn nur um so fester an das Irdische würden gebunden haben. Mit Bescheidenheit lehnte er also den ehrenvollen Antrag ab, verließ bald darauf Lion und ging nach Rom.

9. Die ersten Wochen nach seiner Ankunft in der Hauptstadt der Christenheit waren blos frommen Uebungen geweihet. Wilfried besuchte alle Kirchen Roms, besonders oft aber die Gräber der beiden heiligen Apostel, und seine glühende Andacht, in Verbindung mit einem ungemein angenehmen

Aeußern, auf welchem alle ſanfte Tugenden des Chriſtenthums ſich ſpiegelten, erregten um ſo mehr die Aufmerkſamkeit der Römer, als man unter den, jedes Jahr zahlreich nach Rom pilgernden Fremden bis jetzt noch keinen Angelſachſen geſehen hatte. Bald hatte alſo auch Wilfried das Glück, den Erzdiacon Bonifacius, einen der päpſtlichen Räthe und gelehrteſten Männer Roms nicht blos unter ſeine Bekannte, ſondern ſelbſt unter ſeine vertrauteſten Freunde zu zählen. Bonifacius liebte ihn wie ſeinen Sohn, widmete täglich einige Stunden ſeinem Unterrichte, erklärte ihm die vier Evangelien, lehrte ihm die wahre Art, die jährliche Oſterfeier zu berechnen, zeigte ihm den desfalligen Irrthum der Scoten und Irländer, machte ihn mit allen Einrichtungen der römiſchen Kirche und ihrem Ritus bekannt, und ſtellte ihn endlich dem Pabſte vor, der ihm, mit Auflegung der Hände und indem er ein kurzes Gebet über ihn ſprach, den apoſtoliſchen Segen ertheilte.

10. Reich an Kenntniſſen, gekräftiget durch den Segen des heiligen Vaters, und im Beſitze mehrerer, ſehr koſtbaren heiligen Reliquien, verließ Wilfried nun Rom, und kehrte zu dem heiligen Delphin, den er wie einen zweiten Vater ehrte, nach Lyon zurück. Hier blieb er jetzt drei volle Jahre, lebte im vertrauten Umgange mit verſchiedenen, durch frommen Wandel, wie durch Gelehrſamkeit ausgezeichneten Männern, erweiterte immer noch mehr den Kreis ſeiner Kenntniſſe, und erhielt endlich von dem heiligen Biſchof die Clericaltonſur nach römiſcher Weiſe, nämlich in Form einer Krone. Delphin, der längſt ſchon Wilfrieds hohen Geiſt im Stillen bewunderte, und einen wahrhaft apoſtoliſchen Mann in ihm erkannte, ging nun ſchon mit dem Gedanken um, ihn zu ſeinem Nachfolger auf dem erzbi-

schöflichen Stuhle von Lyon zu erklären. Aber diese fromme Absicht vereitelte der unvermuthete Tod des heiligen Bischofes, der auf einer Reise, wahrscheinlich auf Anstiften des Majordomus Ebroin, plötzlich von Meuchlern überfallen, und in der Gegend von Chalons an der Saone ermordet ward. Wilfried befand sich in dem Gefolge des heiligen Delphin; gerne hätte er das Loos seines geistlichen Vaters getheilt; aber die Mörder schonten seiner, und Wilfried, dem nun ein längerer Aufenthalt in Frankreich unerträglich war, eilte, sobald er den heiligen Bischof zur Erde bestattet hatte, wieder nach England in sein Vaterland zurück (650.) *).

11. Kurz bevor Wilfried nach Northumbrien kam, hatte Oswio seinem ältesten Sohne Alfred das Königreich Bernicien abgetreten. Aber auch Alfred fühlte sich längst schon, wegen des, die angelsächsischen Kirchen, in Ansehung der Osterfeier und anderer Gebräuche trennenden Schisma **), in seinem Gemüthe Gewissen beunruhiget; ganz ungemein erfreut war er daher, als ihm die Ankunft Wilfrieds, eines an den Brüsten

*) Der heilige Delphin, auch Hanemond genannt, daher die Deutschen ihn Ennemund nennen, wird von der französischen Kirche, unter dem Namen, Saint Chaumond, als Märtyrer verehrt.

**) Jede Trennung ist ein Schisma, aber nicht jedes Schisma eine Häresie. Als Häretiker wurden nach dem, in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts, zu Nicäa gehaltenen allgemeinen Concilium nur jene betrachtet, die unter dem Namen Quartodecimaner nicht nur hartnäckig dabei beharrten, die Ostern am 14. des Monates Nisam, mithin auch zu gleicher Zeit mit den Juden zu feiern, sondern diesen Brauch sogar als ein, selbst für die Christen verbindliches Gebot des alten Bundes betrachteten.

der heiligen römiſchen Kirche genährten, wahrhaft apoſtoliſchen Mannes gemeldet ward. Mit mehrern ſeiner Großen ging er ihm entgegen, gab ihm die größten Beweiſe von Ehrfurcht und Liebe, und erbat ſich von ihm gründliche Belehrung und Beruhigung über die, noch immer im Streite liegenden, ſein und ſeiner Unterthanen Gewiſſen ängſtigenden Fragen. Sehr gerne unterzog ſich Wilfried dieſem Geſchäfte, gab dem Prinzen, über alles, was ihm zu wiſſen ſuchtete, den nöthigen Unterricht, und ließ es ſich beſonders angelegen ſeyn, ihm recht deutlich zu machen, worin eigentlich der Grund des Irrthums der Irländer liege. Alfred betrachtete den Wilfried als einen, ihm vom Himmel geſandten Engel, und um ihn für immer an ſeinen Hof zu feſſeln, erſuchte er den Biſchof Agilbert, ihm die prieſterlichen Weihen zu ertheilen. Agilbert war Biſchof von Weſtſex, und hatte jetzt eine Reiſe nach Northumbrien gemacht, um den König Oswio und deſſen Sohn Alfred zu beſuchen. Agilbert erklärte dem Prinzen, daß Wilfried auf einen biſchöflichen Stuhl erhoben zu werden verdiene, ertheilte ihm jedoch, weil Alfred es verlangte, einſtweilen die Prieſterweihe. Von dem Prinzen dazu aufgefodert, belehrte Wilfried nun auch das Volk über die rechte Weiſe der Oſterfeier, führte die römiſchen Gebräuche in allen Kirchen des kleinen Königreiches ein; und als die Mönche des Kloſters Ripon hartnäckig bei ihren Gebräuchen beharrten, ward ihnen die Wahl freigeſtellt, entweder ſich zu fügen, oder das Kloſter zu verlaſſen. Sie wählten das Letztere und zogen ſämmtlich nach Irland. Ripon ſchenkte Alfred nun dem heiligen Wilfried, der es mit andern, folgſamern Mönchen wieder bevölkerte, deren Leitung übernahm, die Kloſtergebäude nach und nach vollendete, und in der Folge auch die Einkünfte des Kloſters vermehrte.

12. König Oswio, dem die Vereinigung der angelsächsischen Kirchen in seinem Reiche nicht minder warm am Herzen lag, berief nun, durch Alfreds Bitten noch mehr dazu bewogen, die Bischöfe und Geistlichen beider Theile zu einer Unterredung nach dem Kloster Wisby, dessen Aebtissin die heilige Hilda war. Gegenwärtig bei dieser Unterredung waren König Oswio und dessen Sohn Alfred, nebst mehrern Großen beider Reiche; ferner drei Bischöfe, nämlich Colman, Cedda und Agilbert. Jeder Bischof brachte die Geistlichen seiner Kirche mit, und in Agilberts Gefolge befanden sich der heilige Wilfried, ein römischer Priester, Namens Agatho und der Diacon Jacob. Nur Agilbert und die in seinem Gefolge befindlichen Geistlichen hingen den römischen, die beiden andern Bischöfe aber sammt ihrem ganzen Clerus den irländischen Gebräuchen an. Auch die heilige Hilda, sammt ihrer ganzen Klostergemeinde, hielt sich zu den Irländern. Oswio eröffnete die Conferenz mit einer kleinen Rede, in welcher er die dringende Nothwendigkeit einer vollkommenen Uebereinstimmung in den kirchlichen Ceremonien und Gebräuchen auseinander setzte. Wir alle, sagte er, glauben an einen und denselben Gott; wir alle haben die nämlichen Verheißungen und Hoffnungen, und in Ansehung unsers Wandels haben wir ebenfalls sämmtlich nur eine und dieselbe Richtschnur. Nichts ist also klarer und billiger, als daß wir auch in der Feier des öffentlichen Gottesdienstes vollkommen mit einander übereinstimmen; und es kommt jetzt blos darauf an, die beiden Ueberlieferungen zu prüfen, um zu erforschen, welche die gegründeteste sey, und demnach als eine allgemein geltende Norm überall befolgt werden müsse. Der König rief hierauf zuerst den Bischof Colman auf, und befahl ihm, die Gründe für seine und der Irländer Behauptung der Versammlung vorzulegen.

13. Das Wesentlichste von dem, was Bischof Colman vorbrachte, war, daß er sich zuerst auf den heiligen Johannes den Evangelisten, und dann auf das Beispiel seiner Vorfahren, und vorzüglich des heiligen Columbanus berief. Als er geendigt hatte, nahm Wilfried im Namen des Bischofes Agilbert, der, in Frankreich geboren, der angelsächsischen Sprache nicht sehr mächtig war, das Wort und sagte, das Beispiel der Pikten und Scoten, zweier kleiner, in einem Theil der, in dem äußersten Ocean liegenden Inseln wohnenden Völker könne keinen Grund abgeben, gegen die allgemeine Uebereinstimmung aller, über den ganzen Erdkreis verbreiteten Kirchen, der Kirchen von Asia, Afrika, Egypten, Griechenland, Italien, Frankreich und aller übrigen christlichen Völker. Was den heiligen Johannes den Evangelisten betreffe; so habe derselbe zwar, weil unter den Juden lebend, und um sie zu gewinnen, in den von ihm gegründeten Kirchen einige Gebräuche des alten Bundes eine kurze Zeit geduldet, daher auch zugegeben, daß die Ostern der Christen und Juden an einem Tage gefeiert wurden. Aber einer ganz andern Richtschnur sey der heilige Petrus gefolgt, der in Rom predigte, und dort jene Kirche gründete, gegen welche selbst die vereinten Mächte der Finsterniß sich fruchtlos empören. Eingedenk, daß der Herr an einem Sonntage von den Todten erstanden, habe der Fürst der Apostel, und zwar wie eine fromme Sage berichtet, nicht ohne höhere Eingebung, verordnet, daß das glorreichste Fest der Christen auf den ersten, auf den 14. Mond folgenden Sonntag sollte gefeiert werden. Diese, von dem heiligen Petrus gemachte Verordnung wäre nachher auch von den Kirchen Asiens angenommen, und von dem allgemeinen Concilium von Nicäa, als die wahre Richtschnur der österlichen Feier allen Kirchen

empfohlen worden. In Ansehung des heiligen Columbans, sagte Wilfried, wolle er dessen Heiligkeit nicht in Zweifel ziehen, aber dieser ungeachtet habe er sich dennoch in einem unverschuldeten Irrthum befunden; so wie überhaupt Columbans Ansehen, wie heilig er auch gewesen seyn möchte, doch nie verglichen werden könne mit jenem des Apostelfürsten, dem Christus die Schlüssel des Himmelreichs mit den Worten übergab: "Du bist Petrus ꝛc. bei diesen Worten erhob sich König Oswio, und fragte den Colman, ob er überzeugt sey, daß Christus wirklich diese Worte zu Petrus gesprochen habe. "Allerdings" erwiederte Colman. — "Könnt Ihr" fragte weiter der König, "allenfalls nachweisen, daß "euerm heiligen Columban von dem Heilande ein "ähnlicher Auftrag gegeben ward?" Da nun natürlicher Weise hiervon gar keine Rede seyn konnte; so erklärte Oswio, daß er nicht gesonnen sey, sich länger der Verordnung desjenigen zu widersetzen, dem Christus selbst die Schlüssel seines Reiches übergeben, und der ihm daher, seines Ungehorsams wegen, einst die Pforten des Himmels verschließen könne. Einstimmig trat die ganze Versammlung dem Ausspruch des Königs bei.

14. Als dieser Punkt, unstreitig der wichtigste von allen, worüber gestritten ward, entschieden war, kam auch die Frage von der Verschiedenheit der Tonsur zur Sprache. Die Römer trugen sie rund, in Form der Dornenkrone des Erlösers. Man nannte sie die Tonsur des heiligen Petrus. Die andere Art der Tonsur hatte die Form eines Halbcirkels und stand an dem vordern Theil des Hauptes *). Auch hierüber ward vieles hin und her ge-

*) Die Anhänger der römischen Gebräuche nannten die

sprochen und gestritten, ohne daß man einig werden konnte. Kein Beschluß ward also diesfalls gefaßt, und jeder blieb bei der, in seinem Lande eingeführten Sitte. Der Hauptsache nach kam jedoch die Kirchenvereinigung wenigstens in Northumbrien in dieser Conferenz zu Stande; denn der Bischof Cedda erklärte in voller Versammlung, daß er die irländischen Gebräuche, denen er bis jetzt gefolgt, nunmehr verlasse, und jene der römischen Kirche annehme. Diesem Beispiel folgten alle, die bisher dieselbe Meinung mit ihm getheilet hatten. Nur Colman beharrte bei seinem Sinn, und um einer bestimmten Erklärung auszuweichen, nahm er zum Vorwand, daß er sich vorher mit seinen Brüdern, den Mönchen von Jona berathen müsse; aber wohl einsehend, daß er sich künftig fruchtlos den, in der Conferenz gefaßten Beschlüssen widersetzen würde, entschloß er sich, seinen bischöflichen Stuhl in Northumbrien zu verlassen, und ging mit denen, die ihm und seiner Meinung noch ferner anhangen wollten, nach Irland zurück. An seiner Stelle ward Tuda, ein sehr würdiger Priester, der das Osterfest nach Weise der römischen Kirche feierte, auf den, durch Colmans Entfernung erledigten Bischofsstuhl erhoben.

---

letztere Tonsur spottweise die Krone Simons des Zauberers, behauptend, daß dieser durch eine solche Tonsur sich ausgezeichnet habe. Ob nun wirklich der heilige Petrus die römische Tonsur und Simon der Zauberer jene in Form eines Halbcirkels getragen habe, dieß kann man füglich auf sich beruhen lassen. Allem Ansehen nach wurden die Tonsuren erst im vierten Jahrhundert, als die Zeiten blutiger Verfolgung vorüber waren, eingeführt, sie waren ein äußeres Zeichen Jener, welche sich und ihr Leben ausschlieslich dem Herrn geweihet hatten. Die schöne und fromme Idee dabei war, die von unserm göttlichen Erlöser getragene Dornenkrone nachzubilden.

15. Aber nur zu bald verlor leider die nort-humbrische Kirche wieder ihren neuen, trefflichen Oberhirten. Das Jahr 664 ward in den angelsächsischen Annalen eines der merkwürdigsten aber auch schreckbarsten Jahre. Gleich im Anfang des Mai erfüllte eine ganz ungewöhnliche, totale Sonnenfinsterniß alle Gemüther mit Furcht und banger Erwartung. Der Tag verwandelte sich plötzlich in Nacht, dichtes Dunkel lag über dem Land, und das geschreckte Volk konnte in der Mittagsstunde den gestirnten Himmel überschauen. Des Zeitalters Unwissenheit sah in diesem Ereigniß eine Vorbedeutung mancherlei Drangsale und herannahender Landplagen, und der allgemeine Volksglaube ward diesmal durch den Erfolg nicht widerlegt. Schon das Frühjahr war ganz ungewöhnlich heiß; aber gegen Ende Junius glaubte man sich in die brennenden Sandwüsten Afrikas versetzt. Eine schreckliche Dürre herrschte in dem ganzen Lande; die Himmel schienen verschlossen; und völlig erschöpft und erstorben lag die ganze, um diese Zeit sonst blühende Natur in den glühenden Armen eines, alles ertödtenden, unerträglich heißen Sommers. Jeden Abend nach Untergang der Sonne stand der westliche Himmel gleichsam im Feuer, und eine ganz ungewöhnliche Flammenröthe verbreitete sich nach und nach über den ganzen Gesichtskreis. Alle diese Erscheinungen waren indessen bis jetzt blos drohende Vorboten; aber bald begann nun eine schreckliche Seuche, die gelbe Pest genannt, in allen Provinzen des Reichs zu wüthen. Englands südliche Küsten waren der erste Schauplatz ihrer Verheerungen; von da zog sie nach Norden, und in jedem Lande, über welches sie hinwegzog, verbreitete sich sogleich ein schauerlicher Geruch der Verwesung. Mit Anfange Augusts hatte sie schon Irland erreicht, und vor Winters Anfang mehr als die Hälfte der

Bevölkerung von Northumbrien hinweggerafft. Von der Natur und der eigentlichen Beschaffenheit dieser Seuche haben die alten Chroniker uns nichts aufgezeichnet, aber sie sagen, daß von dreißig, welche dieses Uebel ergriff, höchstens nur einer gerettet ward, und daß nach dem Ausbruch der ersten Symptome der Krankheit stets auch ein gewisser Tod schon in 24 Stunden erfolgte. Alle Erfahrungen und Künste der Aerzte machte diese Seuche zu Schanden; sie schonte keines Alters, keines Geschlechts noch Ranges; alles, was lebte, war ihr willkommen, und Könige, und königliche Prinzessinnen, Erzbischöfe und Bischöfe, Große und Reiche, wie Niedere und Arme, zog sie ohne Unterschied in ihren Schlund hinab. Zwanzig Jahre lang schlug diese verheerende Pest ihren Wohnsitz in England auf; sie überschritt nicht die Grenzen, die das Meer ihr setzte, besuchte aber abwechselnd und gleichsam nach Laune und Willkühr bald diese, bald jene Provinz, und Beda versichert, daß sie in dieser Zeit mehr als zwei Drittel der ganzen Bevölkerung Englands verschlungen habe. Nur die schottischen Hochlande blieben gänzlich von dem Uebel verschont. Die Bewohner schrieben ihre Erhaltung der Fürbitte des heiligen Columbans, ihres Schutzpatrons zu; und glaubten sich dessen Schutzes so sehr versichert, daß sie endlich von ihren Anhöhen herabkamen, nach England reisten und ganz furchtlos sogar jene Städte und Provinzen besuchten, wo in demselben Augenblicke die Pest am allerheftigsten wüthete.

16. Unter denen, welche als Opfer dieser Seuche fielen, befand sich nun auch der ehrwürdige Bischof Tuda und zwar schon wenige Monate nach seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl. Da durch diesen Todesfall die ungemein weitschichtige

Diöceſe von Northumbrien, welche die beiden Königreiche Bernicien und Deira begriff, ohne Oberhirten war; ſo wollte Alfred nach Tudas Tod, welcher, wie es ſcheint, blos Biſchof von Hexam war, den heiligen Wilfried auf den, nun ſchon länger, als dreißig Jahre verwaißten, erzbiſchöflichen Stuhl von York *) erheben, und ſandte ihn, um die biſchöfliche Weihe zu empfangen, nach Frankreich zu Agilbert, Erzbiſchof von Paris. Dieſer, welcher, wie der Leſer weiß, Wilfried ſchon zum Prieſter geweihet hatte, empfing ihn mit dem größten Wohlwollen, und conſecrirte ihn zu Compiegne, in Gegenwart zwölf anderer Biſchöfe, mit der größten Feierlichkeit zum Erzbiſchof von York **). Wilfried eilte

*) Die Urſache, warum dieſer Stuhl ſo lange unbeſetzt geblieben, iſt nicht bekannt. Wir wiſſen blos aus einem uralten, von Laland angeführten, im Manuſcript vorhandenen Verzeichniß der Biſchöfe von York, daß nachdem dieſe Kirche über dreißig Jahre verwaißt geſtanden, der heilige Ceada, der wie wir gleich ſehen werden, noch vor dem heiligen Wilfried auf dieſen Stuhl erhoben ward, der zweite Erzbiſchof von York geweſen ſey.

**) Agilbert war, wie wir bereits etwas weiter hier oben gemeldet, zuerſt Biſchof von Weſtſex. In früher Jugend war er nach Irland gegangen, um dort die Theologie zu ſtudiren, kam hierauf nach England, wo er ſich vorzüglich dem Predigeramte widmete, und mit ſolchem Erfolge predigte, daß der König von Weſtſex ihn zum Biſchofe beförderte. Aber während Agilberts Aufenthalt in Northumbrien, gefiel es dem König von Weſtſex ohne Vorwiſſen Agilberts, deſſen Diöceſe in zwei Theile zu theilen, einen Prieſter, Namens Ouini zum Biſchofe weihen zu laſſen, und dieſem die Stadt Wincheſter zu ſeinem biſchöflichen Sitze anzuweiſen. Natürlicher Weiſe konnte Agilbert dieſen ganz unbefugten, den Canons zuwiderlaufenden Eingriff der weltlichen Macht in eine

nicht von seiner Kirche Besitz zu nehmen, sondern blieb ungefähr noch zwei Jahre in Frankreich. Aber manches änderte sich indessen in England. Die bisher zwischen Oswio und Alfred bestandene Harmonie machte gegenseitigem Mißtrauen Platz. Oswio wünschte keinen Bischof zu haben nach Alfreds Wahl, berief daher den Ceada, Abt von Lestingau, und Bruder des Cedda, Bischofes von London, ließ ihn von Quini, Bischof von Westsex consecriren, und erhob ihn auf den erzbischöflichen Stuhl von York. Als Wilfried zurückkam, fand er seinen bischöflichen Stuhl besetzt. Aber auch nicht der leiseste Laut einer Klage entfuhr jetzt seinem Munde; er erkannte den Ceada als rechtmäßigen Bischof von York, begnügte sich mit dem Bisthum von Hexam, stand daher blos den, in dem Gebiete seines Gönners liegenden Kirchen von Bernicien vor, und lebte größtentheils in dem Kloster zu Ripon, dessen Leitung er jetzt wieder übernahm.

17. Indessen war auch der Erzbischof Deusdedit in dem nämlichen Jahre, in welchem der Bischof Tuda starb, ebenfalls an der Pest gestorben. König Oswio, der nun wohl einsah, daß Rom der vereinigende Mittelpunkt aller Kirchen der Christenheit sey, wünschte auf den nunmehr erledigten, ersten Stuhl von England einen Mann erhoben,

---

rein geistliche Angelegenheit durchaus nicht gut heißen, wollte jedoch auch nicht sich dem Könige widersetzen; verließ daher England, und ging wieder nach Frankreich, wo er bald darauf den, durch Erzbischofs Sigebert erledigten Stuhl von Paris erhielt. — Bei seiner Consecration zu Compiegne ward Wilfried, nach der damals in den fränkischen Kirchen eingeführten Sitte, auf einem goldnen Stuhl von vier Bischöfen in der Kirche getragen.

der, wohl unterrichtet in allen Gebräuchen und Disciplinen der römischen Kirche, dieselben nach und nach auch in der ganzen Heptarchie einführen möchte. Diesen Wunsch theilte mit ihm auch der fromme Egbert, König von Kent; und in vollkommener Uebereinstimmung wählten beide Monarchen nun einen verdienstvollen Priester, Namens Wighard, und sandten ihn nach Rom mit einem reichen, in einer Menge goldener und silberner Gefäße bestehenden Geschenke, welches er als eine Opfergabe an dem Grabe des heiligen Petrus niederlegen sollte, nebst einem Schreiben an den Pabst Vitalianus, in welchem sie den heiligen Vater ersuchten, ihre Wahl zu genehmigen, und dem Ueberbringer die bischöfliche Weihe zu ertheilen. Oswios Brief an den Pabst ist verloren gegangen, aber die Antwort des Letztern auf uns gekommen. Vitalianus ertheilt der Frömmigkeit und dem Eifer beider Fürsten geziemendes Lob, ermahnt sie darin zu verharren, es sich vorzüglich angelegen seyn zu lassen, die in einigen Ländern der Heptarchie noch vorhandenen Götzendiener zum Christenthum zu bekehren, und verspricht ihnen, ihre Bitte zu erfüllen. In seinem Schreiben gibt der Pabst dem König Oswio den Titel Excellenz *). Dem päbstlichen Breve ward

*) Vor noch nicht gar drei hundert Jahren gab man z. B. einem Könige von England, wenn man mit ihm sprach, blos den Titel: Euer Gnaden. Die Benennung Majestät war eine, nur der höchsten kaiserlichen Würde gebührende Auszeichnung. Jetzt ist freilich alles dieses ganz anders. Der bescheidene, demüthige Sinn der Vorfahren ging nach und nach immer mehr verloren; und die, mit der stets zunehmenden Ueberschätzung eigenen Werthes in gleichem Verhältniß wachsende Titelsucht brüstet sich nun mit Benennungen und Ehrentiteln, die, wenn man ihrem sinn- und bedeutungsvollen Ursprung nachforscht, mit der gegenwärtigen Erbärmlich-

ein kostbares Geschenk an heiligen Reliquien beigefügt, wie auch für Oswios Gemahlin, die Königin Eanfloda, ein goldenes Kreuz, in welchem etwas Feilstaub von den Ketten des heiligen Petrus enthalten war.

18. Aber die Pest, welche des Wighards in seinem Vaterlande geschont hatte, war ihm über das Meer gefolget, und von der Seuche ergriffen, starben er und sein ganzes Gefolg wenige Wochen nach ihrer Ankunft in Rom. Der Pabst, der die Nothwendigkeit fühlte, bei dem noch nicht vollkommen geordneten und befestigten Zustande der englischen Kirchen, auf den ersten Stuhl dieses Reiches einen würdigen, den großen Arbeiten, die ihn erwarteten, gewachsenen Oberhirten zu erheben, warf zuerst seine Augen auf den Abt eines Klosters bei Neapel, Namens Adrian. Längst schon stand derselbe in dem allgemeinen Rufe der Heiligkeit; und daß dieser Ruf nicht ungegründet war, davon gab er jetzt gleich dadurch einen Beweis, daß er sich des hohen bischöflichen Amtes unwürdig erklärte, und den Pabst flehentlich bat, nicht auf so schwache Schultern eine eben so schwere, als heilige Bürde zu legen; zu gleicher Zeit brachte er einen Mönch seines Klosters, Namens Andreas in Vorschlag, sich dafür verbürgend, daß dieser den Erwartungen des heiligen Vaters vollkommen entsprechen würde. Wirklich war auch Andreas einer so hohen Bestimmung vollkommen würdig. Aber eine äußerst schwache und schwankende Gesundheit erlaubte weder demselben,

---

keit und Armseligkeit der Individuen, die sie tragen, einen wahrhaft nicht wenig amüsirenden Contrast bilden. — Zur Charakteristik der Zeiten liefern dergleichen Erbärmlichkeiten ebenfalls ihre Beiträge.

die bischöfliche Würde anzunehmen, noch auch dem Pabste, sie ihm zu ertheilen. Der Abt Adrian erbat sich nun einige Tage Bedenkzeit, und stellte hierauf dem Pabste den Theodor vor, einen Griechen, aus der Stadt Tarsus in Cicilien gebürtig, aber längst schon Mönch eines Klosters in Rom, und eben so berühmt wegen seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit, als der Heiligkeit seines, durch ungewöhnliche Frömmigkeit, ausgezeichneten Wandels. Diesen consecrirte nun Vitaliamus zum Erzbischof von Canterbury. Da aber, wie es scheint, der Pabst in die Griechen überhaupt einiges Mißtrauen setzte, und daher jetzt ebenfalls befürchtete, Theodor möchte verschiedene, bei den Griechen übliche, aber von der römischen Kirche abweichende Gebräuche auch in den englischen Kirchen einführen; so gab er ihm den Adrian zur Seite, und machte es diesem zum Gesetze, mit dem neuen Erzbischof von Canterbury nach England zu gehen; und wie weise diese Verfügung war, erprobte sich vollkommen in der Folge, als, bei den großen und lobenswerthen Reformen, welche Theodor in den Kirchen Englands vornahm, Adrian ihm die größten und wichtigsten Dienste erzeigte. Auch dem heiligen Benedikt Biscop, der nun zum drittenmale in Rom angekommen war, nachdem er in frommer, gottgefälliger Absicht ganz Frankreich durchpilgert, und in dem Kloster zu Lerins die Tonsur und Mönchskleidung erhalten hatte, befahl der Pabst unter der Pflicht des Gehorsams, seiner frommen Pilgerschaft jetzt ein Ziel zu setzen, den neuen Bischof nach England zu begleiten, und, weil der Sitten- und Lebensweise der Einwohner, wie auch des gegenwärtigen Zustandes der englischen Kirche vollkommen kundig, demselben über alles dieses zu seiner Zeit Aufschlüsse und nöthige Belehrung zu ertheilen.

19. In der Begleitung Adrians und Biscops und mit einem ziemlich zahlreichen Gefolge, verließ endlich Theodor die Stadt Rom, landete glücklich bei Marseille, mußte aber in dieser Stadt bleiben, bis er von dem Majordomus Ebroin die Erlaubniß, weiter zu reisen, erhalten hatte. Ebroin zögerte lange mit dieser Erlaubniß; endlich kam dieselbe an, und Theodor besuchte nun verschiedene Bischöfe Frankreichs; hielt sich sehr lange auf bei Agilbert, Erzbischof von Paris, schiffte sich endlich in Begleitung eines, von König Oswio ihm entgegengeschickten englischen Hofbeamten in der Gegend von Boulogne nach England ein, und nahm, gerade ein Jahr nach seiner Consecration in Rom, von der erzbischöflichen Kirche zu Canterbury Besitz. (669.)

20. Der heilige Theodor, — denn er ward nach seinem Tode von der Kirche den Heiligen beigezählt — dem die, von dem Pabste unmittelbar erhaltene Weihe und Sendung ein ungemein erhöhetes Ansehen unter der angelsächsischen Nation gab, war der erste Erzbischof von Canterbury, dem sich alle Kirchen Englands unterwarfen. Aber auch sehr vieles haben die Kirche, wie die ganze Nation diesem großen Bischofe zu verdanken. Nicht nur, daß er das Christenthum in dem Reiche befestigte, mehrere neue Bisthümer errichtete, hierarchische Verfassung, Ordnung und Disciplin in den Kirchen einführte und durch seine Tugenden und seinen eigenen strengen Wandel den Königen wie ihren Völkern mit leuchtendem Beispiel voranging; sondern Er war es auch, der zuerst den Künsten und Wissenschaften die Bahn nach England öffnete, Liebe zu denselben der Nation einflößte, Schulen und Gymnasien gründete, taugliche Lehrer dazu selbst bildete, Bibliotheken errichtete, und den ganzen

classischen Reichthum Roms und Griechenlands auf seine eigenen Kosten aus Italien nach England schaffte. Theodor ward der Gründer der, nachher mit Recht in dem ganzen Abendlande so berühmten Hohenschule von Canterbury, aus welcher in der Folge so viele, ausgezeichnete, große und heilige Männer hervorgingen. Nebst den theologischen Wissenschaften, wurden hier Beredtsamkeit, Dichtkunst, Geschichte, Mathematik, Strernkunde, und endlich auch Musik und der römische Gesang gelehrt. Die Seele von allen diesen Einrichtungen war Theodor; und selbst einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, gab er in allen diesen Wissenschaften oft Unterricht in eigener Person, leitete das Studienwesen im ganzen Reiche, und wußte durch die talentvollen Lehrer, die er bildete, sich gleichsam selbst zu vervielfältigen. Unter ihm ging die erste wissenschaftliche Morgenröthe in England auf, und durch seine rastlosen Bemühungen verbreitete das wohlthätige Licht der Wissenschaften sich von hier, wie aus einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, auch nach und nach über alle übrigen Kirchen und Reiche der Heptarchie. Obgleich in Jahren ziemlich weit vorgerückt, denn Theodor hatte schon sein sechs und sechzigstes Jahr zurückgelegt, als Pabst Vitalianus ihn auf den erzbischöflichen Stuhl erhob, schienen doch, seit der ihm ertheilten höhern Weihe, alle seine Kräfte sich zu verjüngen. Ueber 21 Jahre stand er noch, mit ungebrochener Kraft und stets gleicher Thätigkeit der englischen Kirche vor; und dieser, obgleich an sich kurze Zeitraum ist unstreitig, seit der Ankunft der Angelsachsen in Britannien, eine der schönsten und glänzendsten Perioden der englischen Geschichte. Durch Tapferkeit zügelten die Könige die Wildheit der Barbaren, nämlich der Scoten und Pikten, und schützten ihre

Länder gegen die Einfälle derselben; durch weise und gerechte Handhabung der bestehenden Gesetze, erhielten sie die Ruhe in dem Innern und förderten den Wohlstand ihrer Länder; und indem sie, durch eigenes Beispiel, durch wahrhaft christliche Gesinnung und Gesittung, ihren Unterthanen das Christenthum praktisch lehrten, zeigten sie sich nicht minder wirksam für deren ewiges, wie zeitliches Wohl.

21. Von allen, der Menschheit anklebenden Schwächen sind selbst Heilige nur selten gänzlich befreit; und so mag man dann nun auch dem Erzbischofe Theodor nicht ganz mit Unrecht den Vorwurf machen, daß sein glühender Eifer, nicht immer von Klugheit und Milde geleitet, bisweilen seine Grenzen überschritt. Da seine Absicht stets lauter, und sein Wille der beste war, er daher auch stets seine Ueberzeugung für die einzige wahre hielt; so konnte er fremden Widerspruch nicht leicht ertragen; und uneingedenk der, von dem heiligen Pabst Gregor dem Großen getroffenen Verfügung, daß nemlich von den beiden Erzbisthümern York und Canterbury nach dem Tode des heiligen Augustinus keines dem andern untergeordnet seyn sollte, dehnte er dennoch seine Gerichtsbarkeit auch über das Erstere aus, und wußte, so lange er lebte, sich in diesem usurpirten Rechte zu behaupten.

22. Um den Foderungen des Pabstes und den Erwartungen des Königs zu entsprechen, unternahm Theodor gleich in den ersten Monaten, nach seiner Ankunft in England, eine allgemeine Visitation aller englischen Kirchen, führte überall Roms Gebräuche und Disciplinen ein, weihete Bischöfe, Priester und Diacone, lehrte und predigte aller Orten, wo er hinkam, Buße und Verzeihung der

Sünden, bekehrte Heiden zum Christenthum, Sünder zu christlichem Wandel, und hinterließ überall die segensvollsten Spuren eines wahrhaft apostolischen Eifers. Als Theodor auf seiner Visitationsreise auch nach York kam, erklärte er die, vor ein paar Jahren geschehene Ordination des Ceada zum Bischof dieser Kirche für ungültig, weil den heiligen Canons zuwiederlaufend *), nahm demselben daher das Bisthum und übergab es dem, ohnehin früher schon hiezu geweihten heiligen Wilfried. Ceada, ein würdiger Schüler des heiligen Aidans, und in Allem nach dem Beispiel desselben einherwandelnd, erhob auch nicht ein Wort des Widerspruches gegen diese Verfügung, bekannte im Gegentheil, sich des hohen Amtes unwürdig, und erklärte, daß, wenn ihm das Mangelhafte und Uncanonische seiner Ein-

*) Das Mangelhafte, was Theodor an Ceadas Ordination zu finden glaubte, bestand eigentlich in zwei Punkten. Erstens, war Ceada von Ounini, einem schismatischen, das heißt den Gebräuchen der Irländer folgenden Bischof geweihet worden; unstreitig ein sehr schwacher, unzureichender Grund. Ungleich wichtiger war es, daß Wilfrid früher, als Ceada, zum Bischof von York war geweihet worden, mithin dieser, so lange der Erstere lebte, gewissermaßen als ein Eingedrungener konnte betrachtet werden. Aber auch hier traten manche mildernde Umstände ein. Wilfried hielt sich sehr lange, über zwei Jahre, nach seiner Consecration noch in Frankreich auf, und länger als 30 Jahre stand doch schon die Kirche von York gleichsam verödet da. Sehr zu verargen war es demnach nicht dem König Oswio, daß er endlich, da er ohnehin nicht wissen konnte, wenn Wilfried wieder zurückkommen würde, auch den Stuhl von York von einem würdigen Oberhirten besetzt zu sehen wünschte; und einen würdigern, als Ceada, hätte er zuverlässig in ganz England und Irland nicht finden können.

weihung bekannt gewesen wäre, er den bischöflichen Stuhl nie angenommen haben würde; so wie überhaupt seine Annahme blos eine Folge seines Gehorsams, oder vielmehr des ihm angethanen Zwanges gewesen sey. Gerührt durch diese sprechenden Beweise ächt evangelischer Demuth, ernannte Theodor den Ceada zum Bischof der, durch den Tod ihres Oberhirten erst unlängst erledigten Kirche der Mercianer. Der heilige Wilfried überließ Ceada noch überdies auch das schöne, ihm von dem König Wulfer geschenkte, in der Grafschaft Stafford gelegene Landgut Licefeld, um dort ein Kloster, oder eine bischöfliche Kirche zu erbauen, und beide Bischöfe ordinirten nun den heiligen Ceada regelmäßig, und durch alle Stufen der Weihe zum Bischof in Mercia *).

*) Ceada stand der Kirche von Mercia nur etwas weniges über zwei Jahre vor. Er lebte in großer Vollkommenheit, errichtete sich neben seiner bischöflichen Kirche seine Wohnung, die einem Kloster nicht sehr unähnlich war; denn er unterhielt hier stets sechs bis sieben Mönche, um gemeinschaftlich mit denselben, wenn seine Berufsgeschäfte es erlaubten, dem Gebete und Lesen heiliger Schriften obzuliegen. Seine Demuth war so groß, daß er bei seinen, oft sehr weiten und mühsamen bischöflichen Reisen sich nie eines Pferdes bediente, bis endlich der Erzbischof von Canterbury es ihm, wenigstens wenn er nach sehr entfernten Orten zu reisen hatte, gleichsam zum Gesetze machte, auch bei einer solchen Gelegenheit, da er sich gerade in dem Königreiche Mercia befand, ihm ein Pferd selbst vorführte, und mit eigenen Händen ihn auf dasselbe hob. Ceada ward von der Kirche den Heiligen beigezählt; und mehrere, an dessen Grabe von Gott gewirkten Wunder erhielten, noch lange nach seinem Tode, Ceadas Name und heiligen Wandel in dem segenvollsten Andenken bei der ganzen angelsächsischen Nation.

23. Ungekränkt in seinen Rechten und blos beschäftiget mit gewissenhafter Erfüllung seiner hohen Berufspflichten, saß der heilige Wilfried nun sieben bis acht Jahre ruhig auf dem erzbischöflichen Stuhl von York. Mit heiliger Obhut wachte er über seine ausgebreitete zahlreiche Heerde; ging Hohen und Niedern mit leuchtendem Beispiel voran, bauete und verschönerte die Kirchen, die er mit herrlichen Bildern und Gemälden ausschmückte, sorgte dabei auch für geziemende äußere Pracht des Gottesdienstes, und führte mit Hülfe des Eddi Stephani, eines berühmten Sängers, den er aus dem Königreich Kent zu sich berief, den Choralgesang in allen Kirchen Nordenglands ein *). Gleich dem heiligen

*) Nur gar zu leicht lernt man in dem ungestörten, langen Besitze eines Gutes dessen Werth verkennen. Man muß sich in jene Zeiten zurücksetzen, um die Größe der Wohlthat zu würdigen, welche der heilige Wilfried, durch Einführung des so majestätischen, zur Andacht entflammenden, das Gemüth über alles Irdische erhebenden Choralgesanges, allen Kirchen Englands erzeigte, und zwar zu einer Zeit, wo die Erlernung desselben noch ungemein großen Swierigkeiten unterlag. Diese wurden erst beseitiget, als Guido, ein Mönch von Arezzo in Toscana, in dem Jahre 1006 die Tonleiter erfunden hatte, ohne welche der Choral nur mit äußerster Mühe, großem Zeitaufwand und doch nur unvollkommen erlernt werden kann. In dem frommen Bewußtseyn, durch seine Erfindung der Christenheit einen unvergeßlichen Dienst geleistet zu haben, schrieb damals Guido an Einen seiner Freunde: „Mit Zuversicht hoffen wir jetzt, daß selbst unsere „spätesten Nachkommen uns nie in ihrem Gebete vergessen werden; denn uns haben sie es „zu danken, daß von nun an in ihren Kirchen sich „in kurzer Zeit geschickte Sänger bilden werden; da „man vorher wenigstens zehen Jahre brauchte, um den „Gesang doch nur höchst unvollkommen zu erlernen.“ — Wie man sieht, zählte der gutmüthige Guido, seiner,

Auguſtinus, machte ebenfalls der heilige Wilfried die Klöſter zu einem Hauptgegenſtand ſeiner wahrhaft väterlichen Fürſorge. Erſt unter ihm begann ihre Blüthenzeit auch in den nördlichen Theilen Englands, und zwar eben ſo ſegenreich, wie in dem Königreich Kent und den anſtoßenden ſüdlichen Provinzen.

---

der Frömmigkeit ſo erſprießlichen Erfindung wegen, mit völliger Zuverſicht auf den, ſogar in frommes Gebet ſich ergieſenden Dank der ganzen, auf ſein Zeitalter folgenden Nachwelt. Freilich konnte ein unwiſſender Mönch im Anfange des eilften Jahrhunderts noch nicht ahnden, daß es einſt Zeiten geben könnte, wo unter den Künſten, deren einzige Beſtimmung es alsdann ſeyn würde, nur das Leben zu verſchönern, und ſinnliche Genüſſe zu erhöhen und zu vervielfältigen, Choralgeſang und Kirchenmuſik blos die letzten und niedrigſten Stufen einnehmen, und z. B. der Compoſiteur des Freiſchützen, des Spiegels von Arcadien, der Zauberflöte, und was dergleichen allerliebſte Dinge mehr ſind, für weit genialiſchere, der aufgeklärten Menſchheit ungleich mehr Ehre bringende Geiſter würden gefeiert werden, als jene einfältig frommen Seelen, deren Kunſt blos darin beſtand, dem Auge eine Thräne der Reue, oder wahren Buße zu entlocken, oder in chriſtlichen Gemüthern andächtige Gefühle, entflammte Liebe zu Gott, und namenloſe, heilige Ahndungen zu wecken. Etwas ganz Anderes fodert ein aufgeklärtes Zeitalter von der Kunſt. Die Seele in wollüſtigen Träumen einzuwiegen; unaufhörlich mit romantiſchem Zauber zu blenden; alle Leidenſchaften zu entzünden, zu nähren und zu ſteigern, und ſo die Berauſchten, durch die verführeriſchen Bilder verfeinerter Wolluſt, in einem ſteten Schweben zwiſchen Freude und Genuß zu erhalten: dies iſt es, was unſere Aufklärung jetzt von der Kunſt und dem ſogenannten großen Künſtler fodert. — Wann wird man doch einmal anfangen, einzuſehen, oder wenigſtens von weitem zu ahnden, daß wahrer, ächter Kunſtſinn nur in tief-religiöſen Gemüthern erwachen und immer höher ſich ausbilden kann. Wo es an

Wilfried verbeſſerte ihre Regeln, führte ſtrengere, den Foderungen des Evangeliums mehr entſprechende klöſterliche Zucht ein, ließ überall die noch unvollendeten Kloſtergebäude ausbauen, vermehrte ihre Einkünfte, und übernahm von mehrern, ſehr zahlreichen Kloſtergemeinden unmittelbar ſelbſt die Leitung. — In dieſer Zeit war es auch, daß Wilfried dem, ſchon als Kind aus ſeinem Reiche entführten und verbannten König Dagobert II., welchen er ſchon früher kannte, ſehr erſprieſsliche Dienſte leiſtete, und auch deſſen Rückkehr nach Frankreich nicht wenig erleichterte *).

24. Dem erſten in England unter Theodor von Canterbury zu Hertfort gehaltenen Nationalconcilium wohnte der heilige Wilfried zwar in eigener Perſon nicht bei, ſchickte aber mehrere, von ihm mit den nöthigen Vollmachten verſehene Deputirten dahin ab. — Um ſeinen Verordnungen Dauer und gröſseres Anſehen zu verſchaffen, wollte Theodor ihnen das ehrwürdige Siegel heiliger Concilien aufdrücken. Nach Hertfort berief er alſo den geſamm-

---

jener heitern Ruhe, jener innern Kraft und ſanften Seelenſtimmung gebricht, welche nur Religion und Glauben geben können, und es daher auch nothwendig an Schönheit und Erhabenheit der Geſinnungen, an der höhern Poeſie des Lebens und allem Rythmus in den Handlungen gebrechen muß; da wird auch die ganze Magie der Töne, wie des Pinſels oder Meiſels blos der Selbſtſucht und Sinnlichkeit dienen, und der in ihnen wehende unreine Geiſt die menſchliche Natur nur immer noch mehr herabwürdigen, und endlich auch den letzten göttlichen Funken in ihr erſticken.

*) Man ſehe der Fortſ. d. G. d. R. J. 9. Bandes Abſchn: 14. §. 10 und Abſchn: 15. §. 4.

ten hohen und niedern englischen Clerus. Persönlich dabei erschienen jedoch nur vier Bischöfe; die übrigen sandten Bevollmächtigten, und sehr groß war die Zahl der sich dabei einfindenden Priester und Diacone. Theodor, der natürlicher Weise den Vorsitz führte, ermahnte die Versammlung zur Eintracht und brüderlichen Liebe, fragte sie hierauf, ob sie gesonnen sey, der Richtschnur der Canons unserer heiligen Kirche zu folgen, und als die ganze Versammlung dies bejahete, zog er eine Schrift aus der Tasche, welche in einem Auszuge Alles dasjenige aus den kirchlichen Satzungen enthielt, was er einstweilen für das Wichtigste und Nothwendigste erachtete. Dieser Auszug war in zwölf Artikeln abgefaßt, und lautete, wie hier folgt. „Wir begehen „das Osterfest an dem nämlichen Tage, an welchem „auch die römische Kirche es feiert, das ist, an dem „ersten, auf den 14. Mond folgenden Sonntag. — „Kein Bischof wird sich Eingriffe in die Rechte und „den Kirchsprengel eines seiner Brüder im heiligen „Amte erlauben. — Sie werden einander im Range „nach der Zeit ihrer Einweihung folgen. — Man „wird ihre Zahl nach und nach, in dem Verhältniß des Wachsthumes der Gläubigen vermehren. — „Am ersten August jedes Jahres werden die Bischöfe sich zu einem Concilium versammeln. — „Die Geistlichen werden nicht im Lande umherirren; „und ohne Empfehlungsschreiben seines Bischofes „wird man nirgends einen Geistlichen aufnehmen. — „Ohne Genehmigung des Bischofes des Ortes wird „kein fremder Bischof oder Geistliche eine kirchliche „Funktion allda verrichten. — Die Bischöfe werden die Ruhe der Klöster nicht stören, noch vielweniger ihnen von ihren Gütern etwas entziehen; „sondern vielmehr sie in der treuen Beobachtung ihrer „Klosterregeln, so wie in ihrem zeitlichen Besitzstand

„zu schützen suchen. — Ohne Erlaubniß seines „Abtes darf kein Mönch sich nach Willkühr aus „einem Kloster in das andere begeben. — Nur „gesetzmäßige Ehebündnisse werden in Zukunft ge„schlossen werden; und es wird nicht erlaubt seyn, „sich von seiner Frau, als des Ehebruchs halber, „zu trennen; in welchem Falle jedoch kein wahrer „Christ eine Andere eheligen darf". — Als alle diese praktischen Satzungen einstimmig angenommen waren, verfertigte Theodor eigenhändig einen Akt darüber, und ließ ihn von allen Anwesenden unterzeichnen; worauf die Versammlung sich wieder trennte.

25. Aber die ruhigen, in steter, treuer Berufserfüllung hingebrachten Tage des heiligen Wilfrieds hatten nun ein Ende. König Oswio war gestorben (670) *) und dessen zweiter Sohn Egfried,

*) Das Ende von Oswios Regierung war bei weitem nicht so glänzend und glücklich, als der Anfang und die erste Hälfte derselben. Die Mercianer empörten sich gegen ihn, riefen Wulfer, Pendas zweiten Sohn zu ihrem König aus, und dieser wußte, nach einem blutigen über die Northumbrier erfochtenen Sieg, sich als ein, von Northumbrien unabhängiger Monarch auf seinem Throne zu behaupten. Auch die Abtretung Berniciens an seinen ältesten Sohn Alfred war, allem Ansehen nach, von Letzterm zum Theil erzwungen worden. Nach Oswios Tod hört die Würde eines Bretwalda auf. Die drei Reiche, Northumbrien, Mercia und Westsex ungefähr von gleicher Stärke und Ausdehnung kämpfen jetzt mit wechselndem Erfolge um die Oberherrschaft; und an diesem Kampfe nehmen die weit minder mächtigen Reiche, Esser, Kent, Ostanglia und Sussex, bald als Vasallen, bald als erzwungene Bundesgenossen, einen nur mittelbaren, daher schwachen und wenig lebhaften Antheil. Aber blutige Thronrevolutionen, Mord, Verrath und Verwirrung erfüllen desto öfters die Pa-

da der ältere Prinz Alfred nicht mehr lebte, ihm auf den Thron gefolgt; und diese Thronveränderung hatte nun bald einen eben so mächtigen, als störenden Einfluß auf die fernern, gröstentheils tief bewegenden Schicksale unsers Heiligen. — Egfried war längst schon mit Edilthyrda, Annas, Königes von Westsex Tochter vermählt. Aber schon in ihrer frühesten Jugend, und als sie selbst dem Kindesalter noch ganz nahe stand, hatte die fromme Königstochter sich in jungfräulicher Reinheit für ihr ganzes Leben Gott geweihet. Wider ihren Willen ward sie von ihren Anverwandten, als König Oswio sie für seinen zweiten Prinzen begehrte, an den Hof von Northumbrien gebracht, wider ihren Willen mit dem damals erst vierzehn jährigen Egfried vermählt worden. Wegen des allzuzarten Alters ihres sogenannten Gemahles, fand Edilthyrda, in den ersten Jahren nach ihrer Vermählung, sich noch nicht

läste der Könige; und die sich nach und nach blos in ewige bürgerliche Kriege und innere Unruhen auflösende höchst monotone englische Geschichte, ohne alle Beziehung auf die höhern Interessen der Menschheit, und daher eben so wenig belehrend, als Geist und Herz erhebend, bietet dem Geschichtschreiber wenig, oder vielmehr gar keinen Stoff mehr dar. Aus diesem Grunde werden wir auch, bis zu dem Zeitpunkt, wo der kriegerische und staatskluge Ecbert, nachdem er die tapfern Gebirgsbewohner von Cornwallis sich unterworfen, auch die ganze Heptarchie, gegen das Ende des achten Jahrhunderts, unter seinem Scepter vereinte, und dann eine neue Periode für England und dessen Geschichte beginnt, derselben keinen besondern Abschnitt in unserm Buche mehr widmen; sondern nur da, wo bedeutende kirchliche Vorfälle und Verhältnisse es durchaus erfodern, auch der, damit in Berührung stehenden politischen Ereignisse, jedoch nur flüchtig, und so kurz als möglich, erwähnen.

in dem Falle, ihr Gelübde brechen zu müssen. Aber jetzt, da der königliche Jüngling, nunmehr selbst König, zum Manne zu reifen anfing, begann auch für Edilthyrda ein schwerer, hitziger Kampf. Egfried, weil selbst höchst liebenswürdig, liebte von ganzer Seele Annas reitzende Tochter; sich von ihr zu trennen, schien ihm ein, für sein liebendes Herz viel zu schweres Opfer. Aber weder seine Bitten, noch Thränen, noch Liebkosungen vermochten Edilthyrdas Entschluß zu erschüttern. In dem größten Ansehen bei ihr stand der heilige Wilfried; sie ehrte und liebte ihn, wie ihren geistlichen Vater; und konnte es irgend einem Menschen gelingen, Edilthyrdas Sinn nach dem Wunsch des Königs zu beugen; so war es gewiß kein anderer, als der ehrwürdige Bischof von York. An diesen wandte sich nun auch der König, und Wilfried, vollkommen überzeugt, daß ein so frühe und noch lange vor der, dazu erforderlichen Reife von Jahren, gethanes Gelübde keine verbindende Kraft für ein ganzes Leben haben könne, versprach alles aufzubieten, um Edilthyrda, wo möglich, den Armen ihres, sie so zärtlich liebenden Gemahls entgegen zu führen. Aber sehr bald änderte Wilfried selbst seinen Sinn; und schon in der ersten Unterredung mit Edilthyrda gewann er die volle Ueberzeugung, daß nicht jugendliche Raschheit und Unbesonnenheit, nicht ein vorüberfliehender frommer Enthusiasmus, nicht Unzufriedenheit wegen einer fehlgeschlagenen Hoffnung, ꝛc. sondern ein unverkennbarer höherer Beruf in ihr jenen heiligen Entschluß geweckt habe; statt also diesen zu bekämpfen, bestärkte er vielmehr Edilthyrda in demselben, und reichte ihr auch bald darauf, da der König nun gezwungen war, sie von seinem Hofe zu entlassen, in dem Kloster zu Coldingham, eigenhändig den jungfräulichen Schleier einer himm-

lischen, ihrem göttlichen Erlöser auf ewig vermählten Braut.

26. Aber von jetzt an war auch Wilfried auf immer in die Ungnade des Königes gefallen. Einige Zeit darauf vermählte sich Egfried mit Ermenburga, einer stolzen, hochfahrenden Fürstin, die kein anderes Gesetz, als ihren Willen kannte und, weil alles zu thun im Stande, sich auch alles zu thun für erlaubt hielt. Da sie das Herz ihres Gemahls völlig beherrschte; so ward ihr verderblicher Einfluß auch bald dem ganzen Lande fühlbar. Mit der, einem Bischofe geziemenden Freiheit machte Wilfried sowohl dem König als der Königin über deren Betragen sehr ernste Vorstellungen. Aber anstatt auf die Ermahnungen des heiligen Bischofes zu hören, ward Ermenburgas Gemüth nur um so mehr gegen denselben erbittert. Der Sturz des Heiligen ward beschlossen, und König Egfried, ohne es zu wissen, der gefällige Diener der Rache seiner Gemahlin. Um gegen Wilfried des Königes Eifersucht zu reizen, affektirte Ermenburga die größten Besorgnisse wegen des ohnehin schon so großen, und mit jedem Tage noch immer wachsenden Ansehens des Bischofes; sie machte ihren Gemahl aufmerksam auf die ungeheure Ausdehnung der Diöceſe von York, auf die vielen, unter Wilfrieds Leitung stehenden Klöster, auf deren Reichthum und prachtvollen Gebäude und auf die Menge der, wohl gekleidet und in glänzendem Waffenschmuck den Bischof überall begleitenden Vassallen. Diese Reden machten tiefen Eindruck auf des Königes, dem heiligen Wilfried ohnehin schon völlig entfremdete Gemüth. Ermenburga verfehlte also nicht ihren Zweck. Egfried begab sich nach Canterbury zu dem Erzbischofe Theodor, machte diesem die dringendsten Vorstellungen

über des Biſchofs von York ſchon ſo ſehr angewachſene, endlich nothwendig ſelbſt dem königlichen Anſehen gefährlich werdende zeitliche Macht, und wußte durch mancherlei Vorſpiegelungen dieſer Art den Metropoliten ſo ſehr auf ſeine Seite zu ziehen, daß Theodor ohne weiters den heiligen Wilfried ſeines Bisthums entſetzte, die Diöceſe von York eigenmächtig in drei Theile zerſtückelte, und drei engliſchen Geiſtlichen, nämlich dem Boſa für das Königreich Deira, dem Eata für Bernicien, und dem Eadfet für Lindisfarne, die biſchöfliche Weihe ertheilte. Der Erſte dieſer Biſchöfe ſollte zu Hagelſtadt, der andere in York und der dritte zu Lindisfarne ſeinen biſchöflichen Sitz nehmen. (676.)

27. Als Wilfried dieſe unerhörte Gewaltthat, dieſe beiſpielloſe Verletzung aller Canons erfuhr, begab er ſich zu dem König und dem Erzbiſchof Theodor, und fragte Beide in Gegenwart des Hofes und der den Erzbiſchof umgebenden Geiſtlichen, warum man ihn, ohne irgend eine gegen ihn erhobene Klage, ſeines biſchöflichen Amtes entſetzt, ohne ihn darum zu fragen, ſeine Diöceſe zerſtückelt, und endlich ihn auch der, von der Frömmigkeit früherer Könige erhaltenen Güter beraubt habe; ſey er eines Verbrechens wegen angeklagt worden; ſo möchte man auf canoniſchem Wege gegen ihn verfahren, ſeinen Ankläger ihm gegenüberſtellen, ihm eine gewiſſe Zeit zu ſeiner Rechtfertigung feſtſetzen, ihn alsdann hören, und hierauf erſt ein canoniſches Urtheil über ihn fällen. — „Wir klagen, gaben der König und der Metropolit ihm zur Antwort, „Euch „keines Verbrechens an; aber demungeachtet ſoll und „muß es bei dem, von uns einmal gefaßten Beſchluß jetzt ſein Bewenden haben.“ — Um keine Spaltung in der Kirche zu erregen, widerſetzte ſich

Wilfried nicht ferner den Verfügungen des Erzbischofes, appellirte aber auf Anrathen einiger seiner Brüder in dem bischöflichen Amte an den römischen Stuhl. Mehrere Tausend, unter seiner Führung bisher gestandene Mönche übergab nun Wilfried den Bischöfen, seinen Freunden, und schiffte, sobald die Jahreszeit es erlaubte, sich mit der Geistlichkeit seiner Kirche, und einem ziemlich zahlreichen Gefolge nach Frankreich ein, um von da nach Italien zu gehen, und zu Rom in eigener Person vor dem Pabste, als dem höchsten und letzten Richter seine Sache zu führen.

28. Wie es scheint, waren die Gegner Wilfrieds auf nichts weniger als dessen Appellation nach Rom gefaßt; ihres gesetzwidrigen Verfahrens bewußt, fürchteten sie einen Richterstuhl, der allen Lügen und Intriguen unzugänglich, von jeher stets die sicherste Zufluchtsstätte unterdrückter Unschuld war. Zwar schickten Egfried und Theodor den Mönch Coönwald unverzüglich nach Rom, um den Pabst gegen den heiligen Wilfried einzunehmen, wo möglich ihn für die Sache des Königes und dessen Metropoliten zu gewinnen; aber auch von diesen Masregeln wenig hoffend, sandten sie zugleich Boten mit reichen Geschenken an den Majordomus Ebroin, ihn bittend, den flüchtigen Bischof, wie sie Wilfried nannten, bei seiner Durchreiße durch das westliche Frankreich gefänglich nieder zu werfen, und dann nach einem entfernten Winkel Germaniens ihn auf immer zu verbannen. Ebroin, der vor keinem, in schweren Goldstücken ihm vorgewogenen Bubenstücke zurückschreckte, ohnehin auch den heiligen Wilfried, wegen seiner dem Könige Dagobert geleisteten Dienste von Herzen haßte, fand sich sogleich bereitwillig, und gab überall die gemessensten Befehle, den Bischof

sobald er den französischen Boden betreten würde, alsogleich zu verhaften. Aber alle Anstalten vereitelte jetzt offenbar eine höhere Fügung von Oben. Widrige Winde verhinderten den Wilfried, in Frankreich zu landen, verschlugen ihn endlich an die Küsten Friesslands; und Winfried, Bischof von Mercia, der, gleich Wilfried von Theodor entsetzt, sich jetzt ebenfalls auf den Weg nach Rom begab, ward durch Namensverwechselung statt des Wilfrieds ergriffen, der gröſte Theil seines Gefolges ermordet, und er selbst in einen dunkeln Kerker geworfen. Als man den Irrthum erkannte, ward Winfried, obgleich erst nach geraumer Zeit, wieder in Freiheit gesetzt. Aber die Lust nach Rom zu reisen war ihm jetzt vergangen. Er kehrte nach England zurück, ging in ein Kloster, entsagte allen Ansprüchen auf sein Bisthum, und starb nach einem, in gottergebener Demuth vollbrachten Leben, den Tod eines Heiligen.

29. Unverkennbar war es die Hand der Vorsehung, welche den heiligen Wilfried an Frieslands Gestade geführt hatte. Ganz Ost- und Nord-Friesland lagen noch in den Finsternissen des Heidenthums, und diesen Ländern sollte nun der, in England verfolgte, aus seinem Vaterland vertriebene Bischof eine Leuchte und ein Bote des Heils werden. Adelgis, der Friesen König, nahm unsern Heiligen freundlich auf, erlaubte ihm auch, im ganzen Lande das Evangelium zu predigen. Es war jetzt gerade um die Zeit, wo die Friesen mit ihren kleinen Schiffen auf den jährlichen Fischfang, die vorzüglichste Quelle ihres Wohlstandes, auszulaufen pflegten. Aber seit undenklichen Zeiten war dieser Fischfang noch nie so reich und ergiebig gewesen, als in diesem Jahre. Die Friesen schrieben diese Wohlthat dem neuen Gott zu, den der, in ihrem Lande angekommene Fremde

ihnen verkündete. Alles Volk, und selbst viele der Vornehmsten aus demselben drängten sich also herbei, um sich unterrichten und taufen zu lassen, und König Adelgis, obgleich er kein Christ ward, ehrte und liebte dennoch den heiligen Wilfried, als den Freund und Boten einer mächtigen, obgleich ihm noch fremden Gottheit. *)

30. Aber auch Ebroin war indessen Kunde geworden, Wilfried habe in Friesland gelandet, und am Hofe des Königes Schutz und gastfreundliche Aufnahme gefunden. Sogleich ordnete er Gesandten an Adelgis, um die Auslieferung des flüchtigen englischen Bischofes zu begehren. In seinem Schreiben an den König versprach er demselben einen ganzen Scheffel voll Goldstücke, wenn er entweder den Wilfried selbst, oder dessen Kopf ihm überschicken würde. In Gegenwart seines ganzen Hofes, des Wilfrieds und der fränkischen Gesandten ließ Adelgis Ebroins Brief vorlesen, zerriß ihn hierauf in Stücken, warf diese zum Beweis seines Abscheues vor einem so schändlichen Ansinnen in das Feuer, und befahl den Franken, alsogleich seinen Hof und sein Land zu verlassen. Wilfried blieb noch den

*) Die Friesen, ein altes, ziemlich mächtiges deutsches Volk, wohnten an der Nord-See-Küste, von dem Ausfluß der Schelde, bis an die Elbe. Ihre Wohnsitze hatten sie niemals verlassen. Mit den Sachsen standen sie stets in genauer Verbindung; und den Franken gelang es nur, bisweilen einen oder den andern ihrer Stämme auf kurze Zeit sich zu unterwerfen. Erst Pipin von Heristal zwang den Friesen-König Radboth zu einem Tribut, der aber ebenfalls nichts weniger, als sehr regelmäßig entrichtet ward. Aber Carl Martel bezwang dieselben völlig, ließ ihnen jedoch ihre eigenen Fürsten, die sie bis auf die Zeiten Carls des Großen behielten.

ganzen Winter über in Friesland, bekehrte noch viele zu dem Christenthum und ebnete so immer mehr den Weg, den nach ihm etwas später der heilige Willibrod mit so glänzendem Erfolge betrat.

31. Als der Sommer anbrach, verließ der heilige Wilfried Friesland; ließ aber einige seiner, ihn begleitenden Geistlichen allda zurück, um die Neubekehrten zu stärken und in dem Glauben zu erhalten. Auf den Grenzen Austrasiens angelangt, ließ er dem König Dagobert II. seine Ankunft melden, und eilte ohne Zeitverlust an das königliche Hoflager in Metz. Dagobert empfing Wilfried, wie man einen alten Freund und Wohlthäter empfängt. Der dankbare Monarch wollte den Heiligen gar nicht mehr von sich lassen, drang mit Bitten in ihn, bei ihm zu bleiben, und bot ihm das, so eben erledigt gewordene Bisthum Strasburg an. Aber auch dieses Anerbieten glaubte Wilfried von sich ablehnen zu müssen; worauf der König ihn, mit Geschenken überhäuft, durch den Bischof Adeodat von Toul bis nach Rom begleiten ließ.

32. Ihr Weg führte die beiden Bischöfe durch das Reich der Longobarden. Auf dem longobardischen Thron saß damals der fromme, hochherzige Bertharid. Auch er empfing die Reisenden mit aller Liebe und Freundschaft, entdeckte dem Wilfried die geheimen Anschläge seiner Feinde in England, und sagte den beiden Bischöfen, daß kurz vor ihrer Ankunft, auch Boten aus England an seinem Hofe angekommen wären, ihm große Geldsummen versprechend, wenn er den Bischof Wilfried gefänglich anhalten und so dessen Reise nach Rom vereiteln wollte. Er habe aber ein so schändliches Anerbieten zurückgewiesen; und nun erzählte der König, was

ihm; als er selbst einst flüchtig an dem Hofe des Chagans der Avaren eine Freistätte gesucht, dort Aehnliches widerfahren sey *). Der Avaren-Fürst, bemerkte jetzt Bertharid, obwohl falschen Göttern dienend, wollte dennoch aus Furcht vor denselben, seinem eidlich gethanen Versprechen nicht untreu werden; und wie sollte ich, der ich dem wahren Gott diene, mich eines so verabscheuungswürdigen Frevels schuldig machen. Um den Wilfried und seinen Gefährten gegen jeden Unfall unter Weges zu schützen, ließ er sie durch einen Haufen Geharnischter bis an Roms Thore geleiten.

33. Es war gleich in den ersten Monaten des Jahres 679, als Wilfried in Rom ankam. Der Pabst Domnus war so eben gestorben, und Agatho in der Reihe heiliger Päbste ihm gefolgt. Von Allem, was in England vorgefallen, war der römische Stuhl, durch Theodors Abgeordneten, schon so ziemlich, obgleich auf eine, dem heiligen Wilfried nicht sehr günstige Weise unterrichtet. Aber nun überreichte dieser ebenfalls dem heiligen Vater eine Bittschrift, die, mit eben so großer Demuth als historischer Treue abgefaßt, nun freilich den ganzen Hergang in einem weit andern Licht den Römern darstellte. Da der Pabst gerade im Begriffe stand, jenes berühmte Concilium gegen den Monotheliismus **) in Rom zu versammeln, so eilte er um so mehr, vorher noch die, zwar an sich nicht unwichtige, aber doch blos die Kirche von England betreffende Angelegenheit zu ordnen. Auf den Ruf des Pabstes traten also fünfzig Bischöfe in der, dem Erlöser

*) Man sehe der Fortsetzung 9. B. II. Abschn. §. 10.

**) Man sehe der Fortsetzung 9. B. Abschnitt 26. §. 4.

geweihten Kirche in Rom zu einem Concilium zuſammen. Der Pabſt eröffnete daſſelbe, indem er den verſammelten Biſchöfen in wenigen Worten den Gegenſtand der Berathung bekannt machte. Andreas von Oſtia und Johannes von Porto, welchen man, mit Zuziehung noch einiger andern Biſchöfe, die aus England geſchickten Akten zur Prüfung übergeben hatte, erſtatteten nun ihren Bericht, der am Ende dahin ging, daß ſie in den Akten nicht das Mindeſte gefunden hätten, was den Canons zu Folge die Entſetzung des Biſchofes von York auch nur von weitem rechtfertigen könnte; im Gegentheil gehe aus denſelben hervor, daß Wilfried ſich mit der größten Mäßigung betragen, dadurch den Frieden in der engliſchen Kirche erhalten, und blos durch eine Appellation an den heiligen Stuhl ſich gegen das willkührliche Verfahren ſeiner Gegner zu ſchützen geſucht habe. Der Pabſt befahl hierauf den Wilfried vorzulaſſen. In ſeiner Gegenwart ward die, von ihm dem heiligen Vater überreichte Bittſchrift vorgeleſen. Wilfried nahm hierauf ſelbſt das Wort und erklärte vor den verſammelten Vätern, daß er gegen Theodor, Erzbiſchof von Canterbury, welchen, weil von dem heiligen Stuhle ſelbſt geſandt, er ganz beſonders verehre, hier nicht als Kläger erſcheine; er bitte nur den Pabſt und das Concilium, zu entſcheiden, ob er aufgehört habe, Biſchof zu ſeyn; dieſem Ausſpruch werde er ſich unbedingt unterwerfen, und an die verſammelten Väter blos die Bitte ſtellen, jene, welche man ſeiner Kirche in York aufgedrungen, wieder aus derſelben zu entfernen. Fänden der Erzbiſchof von Canterbury und die übrigen Biſchöfe, ſeine Mitbrüder in dem heiligen Amte, für nothwendig, mehrere Biſchöfe für ſeine Diöceſe zu ernennen; ſo möchten dieſelben aus den Prieſtern ſeiner Kirche, und zwar von einem, diesfalls in England zu hal-

tenden Concilium erwählt werden. — Dieser Mäßigung, dieser Demuth und diesem Geiste des Friedens und der Versöhnung ertheilte nun Pabst Agatho öffentlich die geziemenden Lobsprüche. Die Schuldlosigkeit des heiligen Wilfrieds ward einstimmig anerkannt, und das Concilium that den Ausspruch, daß der heilige Wilfried auf dem Stuhle von York wieder hergestellt, die eingedrungenen Bischöfe vertrieben, und, wenn es durchaus erfoderlich wäre, für die Diöcese von York noch mehrere Bischöfe zu weihen, diese von Wilfried selbst, mit Zuziehung eines Conciliums aus den Geistlichen seiner Kirche sollten gewählt werden. Alles unter der Strafe des Anathemas und der Entsetzung gegen Bischöfe, Priester und Diaconen, und der Excommunication gegen die Laien, und selbst gegen Könige, wenn sich dieselben dieser Entscheidung des heiligen Stuhles nicht unterwerfen würden.

34. Wilfried blieb nun noch vier bis fünf Monate in Rom, wohnte in dem folgenden Jahre 680, als Repräsentant der englischen Kirche, jener berühmten Kirchenversammlung in dem Lateran bei, auf welcher der Monothelismus abermals verdammt, das bald darauf in Constantinopel gehaltene sechste ökumenische Concilium vorbereitet und die, im Namen der abendländischen Kirche, dazu berufenen päbstlichen Abgeordneten ernannt wurden.

35. Auf seiner Rückreise war Wilfried von Gefahren jeder Art gleichsam umlagert. Als er den französischen Boden betrat, hörte er zu seinem größten Leidwesen die Ermordung seines königlichen Freundes, Dagoberts II. und dessen Sohnes *). Den

*) Dagobert II. und sein Sohn wurden zu Stenay

heiligen Wilfried führte sein Weg durch mehrere austrasische Städte. Aber bei der allda, nach Dagoberts gewaltsamem Tode, herrschenden, wilden, gesetzlosen Anarchie, wo Mord, Raub und jede Gewaltthat, wenn sie nur in dem Interesse einer mächtigen Parthei verübt ward, an der Tagesordnung waren, zogen selbst Bischöfe, Ebroins erkaufte Anhänger, an der Spitze zahlreicher, bewaffneter Scharen umher, um Städte, Burgen und ganze Distrikte von Austrasien loszureißen, und der Herrschaft des übermüthigen Majordomus zu unterwerfen. Einem solchen Bischofe im blutigen Kriegsgewand hatte auch Wilfried das Unglück zu begegnen. Hart fuhr ihn jener an, machte ihm bittere Vorwürfe über die Frechheit, mit der er sich erkühne, noch einmal den fränkischen Boden zu betreten, er, der den schmählichsten Tod verdient habe, indem durch seinen Rath, seine Hülfe und Unterstützung Dagobert II, dessen Andenken der Franke nun mit Schmähungen überhäufte, aus dem Ort seiner Verbannung wieder nach Frankreich und in sein Königreich zurückgekommen sey. Der unheilige Bischof hatte nichts Geringeres im Sinne, als den heiligen Wilfried und dessen ganzes Gefolge gefänglich niederwerfen, die sich widersetzen würden, ermorden, die übrigen als Sclaven

---

begraben. Dagoberts Tugenden und Verdienste wurden, obgleich erst lange nachher, von den Franzosen selbst anerkannt, und seit vielen Jahrhunderten verehrt ihn die französische Kirche als einen heiligen Märtyrer; und da selbst dessen Mörder und erbittertsten Feinde ihn keines Lasters, keines unsittlichen Wandels zu beschuldigen vermochten; so mögen die Kirchen und Klöster, die er vorzüglich in Elsaß erbauete und gründete, so wie seine viele milden und wohlthätigen Anstalten für Wittwen, Waisen und Nothleidende jeder Art, vollkommen hinreichende Beweise seines ächten praktischen Christenthums seyn.

verkaufen zu laſſen, und den Wilfried ſelbſt, rein ausgeplündert, ſeinem Todfeinde, dem Majordomus Ebroin auszuliefern. Aber Gott lenkte das Herz des wilden Mannes. Wilfrieds demüthige und beſcheidene Antwort, und die Kraft der Wahrheit, die darin lag, entwaffneten völlig den fränkiſchen Biſchof. Friedlich ließ er nun Wilfried ziehen, empfahl ſich ſelbſt noch deſſen Gebete *).

36. Indeſſen waren die, dem heiligen Wilfried in Frankreich drohenden Gefahren noch lange nicht alle überſtanden. Auch ſeine Feinde in England ſtellten ihm auf ſeiner Reiſe auf mancherlei Weiſe nach; aber geleitet von ſeinem, ihn ſchützenden Engel entging Wilfried ihren Nachſtellungen, und kam endlich glücklich in England an. Ohne Zeit zu verlieren, begab er ſich alſogleich an König Ecfrieds Hof, und überreichte demſelben das Decret des heiligen Stuhles, unterzeichnet von ſämmtlichen Biſchöfen des Conciliums, ſammt den päbſtlichen, mit dem großen Siegel verſehenen Bullen an den König. In einer Verſammlung der drei Biſchöfe von Northumbrien, deren Geiſtlichkeit und einigen Großen ſeines Hofes, ließ Ecfried das Decret des römiſchen Stuhles vorleſen. Da aber am Ende deſſelben der Anmaßungen des Königes, und deſſen ungeziemender Eingriffe in ſehr harten, ſtrafenden Worten erwähnt ward, entflammte derſelbe in Zorn, und rief aus, Wilfried habe entweder den heiligen Vater hin-

*) „Vae mihi peccatori,“ waren die letzten Worte des nun plötzlich umgewandelten fränkiſchen Biſchofes zu Wilfried, „Da indulgentiam, quia secundum Judam patriarcham video te multo justiorem me esse. Sit Dominus Vobiscum et sanctus Petrus apostolus in auxilio tuo.“ (Act. sctor. ord. Bened. sec. 4. P. 1. append. p. 695. c. 31.)

tergangen, oder das Decret durch Bestechungen von den Römern erschlichen. Ecfried ließ hierauf den heiligen Wilfried verhaften und in ein Gefängniß abführen, mit dem Befehl, zu dem Gefangenen keinem seiner Freunde den Zutritt zu gestatten. Man nahm ihm nun alles ab, was er aus Frankreich und von Rom mitgebracht hatte; kaum daß man ihm das Kleid noch ließ, das er auf dem Leibe trug. Selbst das kostbare Reliquienkästchen, welches er an dem Halse zu tragen pflegte, ward ihm genommen. Die Königin Ermenburga eignete sich dasselbe zu; sie ließ es in ihrem Schlafgemach aufhängen, und so oft sie ausfuhr, mußte es in ihren Wagen gelegt werden.

37. Des heiligen Wilfrieds stets heitere Seelenstimmung verließ ihn auch nicht in dem Kerker. Unter heiligen Betrachtungen, Gebete und lautem Psalmengesang flohen Stunde und Tage ihm friedlich dahin. Schon darob erstaunten die ihn bewachenden Soldaten; als sie aber gar in einer Nacht Wilfrieds Kerker von einem himmlischen Lichte erhellet, und das Haupt des frommen, ganz in Gott lebenden Bischofes von einem blendenden Schimmer, gleich einem Heiligenscheine, umleuchtet sahen, verwandelte sich ihr Staunen in Schrecken. Der Hauptmann der Wache, dessen an einer unheilbaren Krankheit danieder liegende Gattin Wilfried blos mit Weihwasser und Auflegung der Hände geheilt hatte, weigerte sich, denselben ferner als einen Gefangenen zu bewachen; gegen einen so heiligen Bischof, einen so ausgezeichneten Freund Gottes, sagte der Hauptmann, wolle er nicht länger das Werkzeug der Ungerechtigkeit eines Königs seyn. Auf Ecfrieds Befehl ward Wilfried in ein anderes Gefängniß gebracht. Aber nun fiel Ermenburga, als sie die heilige Ebba

in ihrem Kloſter beſuchte, in eine höchſt gefährliche, tödtliche Krankheit. Ebba war eine Tante Ecfrieds, und mißbilligte im höchſten Grade des Königs und der Königin ungerechtes Verfahren gegen den heiligen Wilfried. Mit vieler Klugheit benutzte ſie alſo den gegenwärtigen Augenblick, machte der Königin die dringendſten Vorſtellungen über ihre, gegen den Biſchof von York verübte Gewaltthat, und Ermenburga, geſchreckt durch die nahenden, göttlichen Strafgerichte, welche die heilige Ebba ihr ankündigte, ſandte unverzüglich einen Boten an den König, mit der Bitte, den Biſchof Wilfried ſeines Haftes zu entlaſſen. Wilfried ward alſo jetzt wieder in Freiheit geſetzt; man erlaubte ſeinen Freunden und Dienern, ſich wieder um ihn zu ſammeln; auch ein Theil von dem, was man ihm geraubt hatte, unter anderm auch das koſtbare Reliquien-Käſtchen ward ihm zurückgegeben; aber von ſeiner Wiederherſtellung auf dem Stuhle von York, von Befolgung der päbſtlichen Decrete war bei allem dem jetzt dennoch nicht die Rede.

38. Wilfried, ſtets zufrieden mit dem, was die Vorſehung über ihn verfügte; in ſeinem Aeußerlichen ein ſprechendes Bild der Demuth und Selbſtverleugnung, und in ſeinem Innern eine Fülle von Geiſteskraft und Heiligkeit, machte nicht die mindeſten Anſprüche weder auf ſein Bisthum, noch auf die ihm geraubten Güter; was ſeine Pflicht und die Kirche ihm zu thun geboten, hatte er gethan, und nun unbeſorgt über das, was noch kommen könnte, ſein ferneres Schickſal zutrauungsvoll in den Händen der Vorſehung niedergelegt. Aber glühend für das ewige Heil der Menſchen, beſchloß er jetzt, ſeine von allen Berufsgeſchäften nun völlig entbundenen Tage ganz der Bekehrung der Heiden zu weihen,

und in das kleine Königreich Sussex, das einzige der Heptarchie, in welchem der Name des Gekreuzigten noch nicht bekannt war, die Leuchte des Evangeliums zu tragen.

39. Ethelwald, König von Sussex, war zwar unlängst ein Christ geworden; seine Bekehrung war die Frucht mehrerer Unterredungen mit seinem Freunde, dem König Wulfer von Mercia, den er besucht hatte, und der mit Gründen und Bitten so sehr in ihn drang, daß er noch während seines Aufenthalts in Mercia sich taufen ließ. Aber Ethelwalds Unterthanen waren sämmtlich Götzendiener, und er selbst noch nichts weniger als gründlich in dem Christenthum unterrichtet. Mit offenen Armen empfing er also den heiligen Wilfried, als dieser jetzt nach Sussex kam, um dem Volke das Evangelium zu predigen, und ihm selbst in den Lehren des Heils den noch fehlenden Unterricht zu ertheilen. Eine furchtbare Hungersnoth herrschte schon seit mehreren Monaten in Sussex. Seit zwei Jahren hatte es nicht geregnet, und die Erde ihren gewöhnlichen Tribut versagt. Die Noth war so hoch gestiegen, daß öfters dreißig bis vierzig Menschen, Männer und Frauen, sich die Hand reichten und dann in ganzen Reihen aus Verzweiflung in das Meer sich stürzten. Aber gerade dies Uebermaaß des Elendes hatte das Volk gelehrig gemacht, gleichsam die Herzen gelockert, in welche Wilfried den Samen des Evangeliums zu streuen gekommen war. Als der Heilige diese günstige Gemüthsstimmung bemerkte, versammelte er alles Volk um sich her. Er predigte ihnen jetzt den alleinwahren Gott, der den Himmel und die Erde und alles, was darauf lebt, erschaffen, und von dessen erbarmender Güte die Erde Fruchtbarkeit und alle Gewächse ihr Gedeihen erhielten. Aber ihre Sünden,

ſagte Wilfried, und weil ſie lebloſen Götzen dienten, hätten jetzt den Himmel verſchloſſen; würden ſie aber, folgſam ſeinen Worten, ihr Herz zu dem wahren Gott erheben, dann würde gewiß auch der Ewige ihrer Leiden ſich erbarmen. Bei dieſen Worten ſtreckte, zum Zeichen, daß es ihm glaubte, alles Volk die Hände gegen den heiligen Wilfried aus. Aber plötzlich zogen ſich nun auch am heitern Himmel ſchwarze Gewitterwolken zuſammen, und bevor noch der Heilige ſeine Predigt geendiget hatte, ergoß ſich ſchon fruchtbarer Regen in ſegenvollen Strömen weit und breit über das ganze Land.

40. Dieſes offenbare Wunder vollendete die Bekehrung des Königreiches. Die Götzen und ihre Tempel wurden zerſtört; die ganze Nation, Vornehme und Niedrige, eilten herbei zu der Quelle des Heils; und Wilfried und die vier Geiſtlichen, die er ſeiner Miſſion zugeſellt hatte, tauften nun viele Tage nacheinander, jeden Tag gegen fünf bis ſechs tauſend Menſchen, Männer, Weiber und Kinder. Ethelwald, höchſt erfreut über dieſen glücklichen Erfolg, berief nun noch mehrere Geiſtlichen aus den benachbarten chriſtlichen Ländern. Aber voll Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen den heiligen Wilfried, deſſen Predigten ſolche große göttliche Erbarmungen auf ihn und ſein Land herabgezogen hatten, ſchenkte er demſelben die Halbinſel Selſey, wo der König ſelbſt ſich gewöhnlich aufhielt, und die eine Bevölkerung von mehr als achtzig Familien zählte. Wilfried erbaute allda ein Kloſter, das nachher ein biſchöflicher Sitz ward. Er ſelbſt nahm ebenfalls hier ſeine Wohnung, blieb fünf Jahre in dem Land, unterzog ſich allen biſchöflichen Verrichtungen, und ward der Gründer der neuen, zahlreichen chriſtlichen Gemeinde in Suſſex. Aber Wilfrieds Sorgfalt erſtreckte ſich

nicht blos auf das ewige Heil des Volkes, auch dessen zeitliches Wohl ward ein Gegenstand seiner väterlichen Fürsorge. Obgleich der Fischfang einer der Hauptnahrungszweige der Einwohner von Sussex war; so verstanden sie doch blos mit der Angel zu fischen. Wilfried lehrte ihnen die verschiedenen Arten des Fischfangs, und machte sie geschickt, in Zukunft alle Gattungen von Fischen zu fangen. Auch den Ackerbau brachte er in größere Aufnahme, ließ zum Bau der Kirchen und Klöster Maurer, Zimmerleute und andere Handwerker aus Kent und Northumbrien kommen, und weckte dadurch wenigstens einigermaßen auch den eigenen Kunstfleiß der, wie man sieht, noch auf einer ziemlich niedern Stufe von Cultur stehenden Südsachsen. Wie überall waren demnach auch jetzt wieder vermehrter Wohlstand, größere bürgerliche Betriebsamkeit, ein höherer Grad von Civilisatipn, und eine in allen ihren Beziehungen veredeltere Humanität die Folge der Einführung des Christenthums in Sussex.

41. Während seines Aufenthalts in Selsey lernte Wilfried auch den Cädwalla kennen, einen, durch die Eifersucht des in Westsex regierenden Königes, aus dem Reiche vertriebenen, westsächsischen Prinzen *). Wilfried unterstützte ihn mit Geld, und

*) Ueber dem Namen dieses Prinzen, der bald darauf selbst König ward, sind die Geschichtschreiber wieder im höchsten Grade uneinig; jeder nennt ihn auf seine Weise: Ceduald, Theodald, Cedualtrad, Cedowall ꝛc. Bei den Gelehrten des 16., 17. und zum Theil auch 18. Jahrhunderts, besonders so lange die Philologen ausschließend in dem Gebiete der Geschichte herrschten, waren Namen ganz ungemein wichtige Sachen; und so haben sie nun dann auch über den guten Ceduald, oder Theodald oder Cedual-

leiſtete ihm weſentliche Dienſte. Bald darauf ſtarb der König von Weſtſex, und Cädwalla, von den Thans in das Königreich zurückberufen, beſtieg den Thron von Weſtſex. Er liebte und ehrte den heiligen Wilfried, und auf ſein Bitten kam dieſer nun zu ihm nach Weſtſex. Cädwalla war ein tapferer und kriegeriſcher Prinz; mit allen ſeinen Nachbarn führte er gröſtentheils glückliche Kriege, erweiterte die Grenzen ſeines Reiches und eroberte auch die Inſel Wight. Als er dieſe Eroberung beſchloß, machte er, obgleich ein Heide, das Gelübde, daß wenn dies Unternehmen gelingen ſollte, er den vierten Theil aller Ländereien dem Dienſte des Chriſtengottes weihen wolle. Die Eroberung war nicht leicht. Arwald, der als Unterkönig, und Vaſſal von Suſſex die Inſel beherrſchte, vertheidigte ſich mit ungemeiner Tapferkeit. Verſchiedene kleine, aber blutige Treffen wurden geliefert; Cädwalla ſelbſt erhielt mehrere

trad ꝛc. ſehr viel Gelehrtes geſchrieben, und auch Pagi und der Cardinal Baronius bei dieſer Gelegenheit wieder Beweiſe ihrer kritiſchen Erudition abgelegt. Da Uns, wie wir ſchon einmal bemerkten, von allem Unbedeutenden gerade Zahlen und Namen — jedoch mit einigen, aber nur ſehr wenigen Ausnahmen — als das Allerunbedeutendſte erſcheinen; ſo müſſen wir geſtehen, daß wir, ohne uns in jene gelehrten Forſchungen auch nur von weitem einzulaſſen, ganz blindlings und ohne irgend einen Grund dabei zu haben, dem Linguard gefolgt ſind, in deſſen Ermangelung wir wahrſcheinlich eben ſo gerne dem Paul Warnfried, oder dem Beda gefolgt ſeyn würden, welcher letztere jedoch, allem Anſehen nach, ebenfalls kein ſehr großes Gewicht auf die Sache legte, indem er den weſtſeriſchen Fürſten, von dem hier die Rede iſt, bald Ceduald, bald Cedevall und dann wieder Cädwalla nennt. Wie es ſcheint, hatte Beda der Ehrwürdige in Anſehung der Namen ungefähr die nämlichen Grundſätze und Anſichten, wie wir.

Wunden, und ſchwur in ſeinem Zorne, alle Eingebornen zu erwürgen, und die Inſel mit einer Colonie von Sachſen auf das neue zu bevölkern *). Wilfried beſänftigte das Gemüth des zürnenden Königes. Des Lebens der Einwohner ward geſchont; aber eingedenk ſeines Gelübdes gab Cädwalla nun wirklich den vierten Theil aller Ländereien dem heiligen Wilfried, um allda Klöſter und Kirchen zu erbauen. Wilfried trat dieſe Schenkung ſeinem Neffen Bernwine ab, einem ſehr frommen Geiſtlichen, der mit Hülfe des Hilda, eines nicht minder eifrigen Prieſters, den Eingebornen das Evangelium predigte, und in kurzer Zeit ſie ſämmlich zum Chriſtenthum bekehrte. Cädwalla ſelbſt fand, durch die häufigen Unterredungen mit Wilfried, immer mehr Geſchmack an dem Chriſtenthum. Er verlangte endlich gründlichen Unterricht. Dieſer ward ihm, und die nicht minder kräftig mitwirkende Gnade von Oben ſchuf nun Cädwalla in einen ganz andern Menſchen um. Aus dem wilden, kriegeriſchen, oft grauſamen, heidniſchen König ward jetzt ein ſanfter, milder, Gerechtigkeit liebender, chriſtlicher Monarch. Sehnlichſt wünſchte Cädwalla endlich getauft zu werden; aber ſo ſehr er auch den heiligen Wilfried ehrte und liebte, wollte er von deſſen Händen dennoch nicht die heilige Taufe empfangen; ſondern, voll Ehrfurcht gegen den ſichtbaren Statthalter Chriſti, reißte er nach Rom, um von dem geheiligten Oberhaupte der Kirche ſelbſt in die Quelle des Heils getaucht zu

*) Die Eingebornen von Wight ſtammten von einer Colonie Jütten, welche ſchon vor ein Paar hundert Jahren auf die Inſel gekommen waren und ſich allda niedergelaſſen hatten. Bis auf Wilfrieds Zeiten hatten ſie ihre eigenen Fürſten, jedoch größtentheils in abhängigem Verhältniß bald von Weſtſex, bald auch von den Königen von Suſſex.

werden. Auf seiner Reise nach Rom besuchte er unterwegs die berühmtesten Klöster, erbauete sich und Andere durch seine frommen Gespräche mit den Vorstehern derselben, und andern, durch Gelehrsamkeit oder heiligen Wandel ausgezeichneten Männern; hielt sich auch mehrere Wochen an dem Hofe des gottesfürchtigen longobardischen Königs Cunibert auf, und gab überall die sprechendsten Beweise einer aufrichtigen, ungeheuchelten Frömmigkeit. Im Frühjahr 688 kam er endlich in der Hauptstadt der Christenheit an, ward von dem Pabst Sergius auf das Liebreichste empfangen, und legte prächtige Opfergaben an den Gräbern der beiden heiligen Apostel nieder. Am Vorabend des Osterfestes ward endlich Cädwalla von dem Pabste mit der größten Feierlichkeit getauft, und ihm der Name Petrus gegeben. Aber wenige Tage darauf, und bevor er noch das reine, weise Taufgewand abgelegt hatte, fiel er in eine tödtliche Krankheit, an welcher er auch in dem dreisigsten Jahre seines Alters starb. Ueber dem Grabe des frommen angelsächsischen Fürsten, ließ dem Andenken desselben Pabst Sergius ein prachtvolles, mit einer passenden Inschrift geschmücktes Denkmal errichten *).

*) Cädwallas Nachfolger auf dem Thron von Westsex war Inna, ein eben so tapferer und glücklicher Krieger, als weiser Gesetzgeber. Unter den angelsächsischen Königen war Inna der erste, der mit einigem Recht den schönen Titel eines christlichen Gesetzgebers verdiente. Nach einer sieben und dreisigjährigen, glücklichen und glänzenden Regierung legte auch er die Krone nieder, und ging mit seiner frommen Gemahlin Ethelburga, deren ernste Vorstellungen ihn vorzüglich zu diesem Schritte bewogen hatten, nach Rom. Aber weder Inna noch Ethelburga begaben sich allda in ein Kloster; sondern, in ganz schlechte Kleidung, ja wohl in

42. Indessen war auch König Ecfried von Northumbrien gestorben, das heißt, auf einem, unbesonnen unternommenen Feldzuge gegen die Pikten erschlagen worden. Einige Monate vor seinem Tode erhob er den heiligen Cutbert auf den bischöflichen Stuhl von Lindesfarne. Daß diese Ordination ungültig war, ist außer allem Zweifel; denn sie stand in offenbarem Widerspruch mit den päbstlichen, in einem Concilium von fünfzig Bischöfen gefaßten Beschluß, dem zu Folge, wenn allenfalls mehrere Bischöfe in der Diöcese von York nöthig seyn würden, dieselben aus der Geistlichkeit dieser Kirche und von dem heiligen Wilfried selbst sollten gewählt werden. Aber alles dies war Cutberten unbekannt, der schon seit vielen Jahren von der Welt in völliger Abgeschiedenheit lebte, zuerst in einem Kloster, und zuletzt als ein heiliger Einsiedler in einer Felsenhöhle auf der, nahe am Gestade liegenden Insel Farne. Gott sein ganzes Leben in evangelischer Vollkommenheit zu weihen, dazu hatte Cutbert schon in früher Jugend einen unmittelbaren Beruf von Oben erhalten. Als er nämlich in seinem fünfzehnten oder sechzehnten Jahre die Heerden seines Vaters des Nachts auf dem Felde hütete und gerade, weil von Kindheit an in der Furcht des Herrn erzogen, jetzt dem Gebete oblag, hatte er plötzlich ein Gesicht, in welchem er die Seele des so eben verstorbenen

---

Lumpen gehüllt, lebten beide von ihrer Hände Arbeit, unterwarfen sich den größten Abtödtungen und Bußübungen, und beharrten den größten Theil des Tages im Gebete in den Kirchen und an den Gräbern der Heiligen. Nach einem Jahre starb Inna; und bald folgte ihm auch Ethelburga, die treue Genossin seines Thrones, wie seiner nachherigen, freiwilligen tiefen Erniedrigung und büßenden Lebensweise.

heiligen Biſchofs Aidan, von überirdiſcher Glorie umſtralt, gegen Himmel emporſteigen ſah. Dieſe Erſcheinung machte einen ſolchen Eindruck auf ihn, daß er gleich am folgenden Tage das väterliche Haus verließ, und ſich in das von irländiſchen Mönchen bewohnte Kloſter von Mailros in dem Königreiche Mercia begab. Als das Kloſter von Ripon gegründet ward, befand ſich Cutbert unter jenen, die als eine heilige Colonie aus Mailros nach Ripon geſchickt wurden; kehrte aber, als der heilige Wilfried daſſelbe erhielt, mit den übrigen, den irländiſchen Gebräuchen anhangenden Mönchen nach dem Kloſter Mailros zurück, deſſen Leitung er einige Jahre darauf als Prior übernahm. Oft verließ er jetzt ſein Kloſter, um die weit davon entfernten Gebirgsbewohner in Mercia zu beſuchen. Wegen der allzu großen Rohheit dieſer Leute, kamen ſelten Geiſtliche dahin, und von dieſen vernachläſſiget, waren ſie in allem, was das Chriſtenthum betraf, in die gröſte Unwiſſenheit verſunken. Um ſo eifriger nahm ſich nun Cutbert dieſer armen Leute an. Ganze Wochen brachte er öfters unter ihnen zu, begnügte ſich mit ihrer ſchlechten, rohen Koſt, unterrichtete ſie in der chriſtlichen Lehre, betete mit ihnen, ertheilte ihnen Rath und Troſt in ihren Nöthen, heilte bisweilen ihre Kranken, ſchmeidigte nach und nach in Etwas die Rohheit ihrer Sitten, erwarb ſich Liebe und allgemeines Zutrauen und verbreitete ungemeinen Segen unter dieſen, bisher alles geiſtlichen Troſtes, wie aller kirchlichen Heilmittel beraubten, und daher in beinahe thieriſchen Stumpfſinn verſunkenen Landleuten. Dieſer wahren, weil an der Liebe zu Gott entzündeten, und daher dem Ewigen, ſo wohlgefälligen Nächſtenliebe reichte nun bald Gott ſelbſt die Palme; denn von jetzt an ward dem heiligen Cutbert die Gabe der Wunder und Weiſſagung. — Aber ſchon

nach einigen Jahren mußte Cutbert, auf Geheiß des Bischofes, sein Kloster verlassen, und als Abt die Leitung jenes von Lindisfarne übernehmen. Längst schon stand dieses Kloster nicht in dem Rufe sehr großer Heiligkeit; aber seit einiger Zeit hatten sich auch Partheiungen, Unfriede, Zank und Zwist in die Gemeinde eingeschlichen. Um dem täglich größer werdenden Scandal ein Ende zu machen, ward Cutbert, dessen lautere Einfalt und höhere Frömmigkeit in dem ganzen Lande bekannt waren, als Vorstand dahin gesandt. Schwer ward es dem Heiligen, den Wohnsitz stillen Friedens mit jenem der Zwietracht und gährender Leidenschaften zu vertauschen; aber er nahm seine Zuflucht zu anhaltendem Gebete, und bald gelang es ihm nun auch hier, klösterliche Zucht wieder einzuführen, und nichtsnutzige Mönche in fromme, der Richtschnur ihrer heiligen Regel treu folgende Ordensgeistlichen umzuschaffen. Zehen Jahre stand Cutbert dem Kloster Lindisfarne vor. Aber die ihm beiwohnende wunderbare Kraft in Heilung mancherlei Krankheiten, hatte seinen Ruf in dem ganzen christlichen Angelsachsenlande verbreitet. Aus weiter Ferne kamen Vornehme und Niedere nach Lindisfarne, theils von körperlichen Gebrechen sich heilen zu lassen, theils auch um aus dem Munde des Heiligen Worte des Trostes und der Erbauung zu hören. Aber die großen Ehrenbezeigungen, die man ihm erwieß, wurden seiner schüchternen Demuth von Tag zu Tag lästiger. Jenen sich völlig zu entziehen, legte er also sein Amt, als Abt des Klosters nieder, ging auf die oben erwähnte Insel, und lebte in tiefer Einsamkeit, und gänzlicher Abgeschlossenheit von allen Creaturen, das Leben eines heiligen Einsiedlers. Gleich den ersten heiligen Anachoreten des Orients, gewann auch er den nöthigen Unterhalt durch seiner Hände Fleiß; und Arbeit und Gebet,

wechselnd mit Psalmengesang und heiligen Betrachtungen, füllten nun alle Stunden seines, ganz in Gott ruhenden Lebens. Aber wohin auch Cutbert sich hätte begeben mögen, würde ihm überall der Ruf seiner Heiligkeit gefolgt seyn, und so vermochte auch jetzt die tiefe Verborgenheit, in welcher er zu leben glaubte, ihn nicht gegen die bischöfliche Würde zu schützen. Aber standhaft sträubte sich Cutbert, sie anzunehmen. Schon mehrere Boten waren fruchtlos an ihn gesandt worden. Aber jetzt begaben König Ecfried, der Erzbischof von Canterbury und der heilige Trumuin, ein schottischer Bischof, und noch mehrere andere ausgezeichnete Männer sich zu ihm in seine Einsiedelei; und nun erst übernahm Cutbert, mehr aus Demuth und Gehorsam, als freiem Willen, das ihm übertragene heilige Amt. Aber auch als Bischof befolgte er, so viel seine Berufsgeschäfte es zuließen, alle klösterliche Vorschriften. Unermüdet in seinem hohen Berufe, besuchte er oft seine ganze Diöcese; kein auch noch so entferntes, armes Dörfchen entging seiner oberhirtlichen Aufmerksamkeit. Wo er hinkam, lehrte er das Volk, legte den Neugetauften die Hände auf *), tröstete und stärkte die Armen im Geiste, machte Kranke gesund, und hinterließ überall Spuren jenes höhern Lichtes, das ihm leuchtete, so wie jener, sein Inneres durchglühenden Flamme der Liebe, welche ihn, und schon so viele Andere zu Heiligen Gottes gemacht hatte. Nicht sehr lange stand jedoch der heilige Cutbert seiner bischöflichen Kirche vor. Schon gegen das Ende des zweiten Jahres seines Episcopats rief Gott ihn zu sich, und zwar am 20. März 687, an welchem Tage auch das Andenken des Heiligen von der Kirche gefeiert wird.

*) Das heißt, er ertheilte ihnen die heilige Firmung.

43. Um die nämliche Zeit fiel auch der ach und achtzigjährige, durch Altersſchwäche gebeugte und mit mancherlei körperlichen Gebrechen behaftete Erzbiſchof Theodor von Canterbury in eine bedeutende Krankheit. Ihm ward eine Offenbarung, daß er zwar von dieſer Krankheit auf kurze Zeit wieder geneſen, aber doch vor Ende des Jahres noch ſterben würde. Zu dieſem entſcheidenden Schritt wollte Theodor ſich vorbereiten; aber nun, da die Zeit der Täuſchung vorüber war, erwachte auch um ſo kräftiger ſein, wie es ſcheint, bisher ſchlummerndes Gewiſſen; und harte Vorwürfe wegen ſeines, nun in klarem und vollem Bewußtſeyn ſich ihm darſtellenden ungerechten Verfahrens gegen den heiligen Wilfried, verbitterten ihm jede Stunde auf ſeinem Krankenlager. Theodor fühlte jedoch tiefe, innige Reue; und nach allen Kräften wieder gut zu machen, was noch gut gemacht werden könnte, war demnach ſein feſter Entſchluß. Unverzüglich ordnete er alſo einen Boten an Wilfried, dieſen bittend, ihn in London, wo er krank läge, ſobald als möglich zu beſuchen. Wilfried zögerte nicht, dem Verlangen des kranken Erzbiſchofes zu entſprechen, und in ſeiner und des Biſchofes Erchambalds von London Gegenwart, legte nun Theodor ein öffentliches Bekenntniß aller Sünden ſeines Lebens ab; wandte ſich hierauf an Wilfried und ſagte zu dieſem im Tone inniger Zerknirſchung: „Nichts ſchmerzt und beunruhiget mich „ſo ſehr, als daß ich aus zu großer Nachgiebigkeit „meine Zuſtimmung gegeben habe, dich deiner Würden „und Güter zu berauben, und endlich gar aus deinem „Vaterlande zu vertreiben. Ich bekenne meine Frevel „vor Gott und dem heiligen Petrus, und ſchwöre „bei denſelben, meine Verbrechen wieder gut zu „machen, und dich mit den Königen und Großen „des Reiches, die meine Freunde ſind, vollkommen

„zu versöhnen. Gott hat mir zu erkennen gegeben, „daß ich das Ende dieses Jahres nicht mehr erleben „werde; darum bitte ich dich, mir zu gestatten, dich „noch bei meinen Lebzeiten zu meinem Nachfolger „auf dem erzbischöflichen Stuhl von Canterbury zu „erklären.“ — „Möge Gott und der heilige Pe„trus,“ erwiederte Wilfried, „dir alle unsere Irrungen „verzeihen. Nie werde ich aufhören, für dich als „meinen Freund zu beten. Sorge nur dafür, daß „man mir, wie das päbstliche Decret es gebietet, „einen Theil meiner Besitzungen zurückgebe. Was „übrigens die Nachfolge auf deinem erzbischöflichen „Stuhle betrifft; so wird zu seiner Zeit ein diesfalls „zusammen berufenes Concilium schon das Gezie„mende entscheiden.“ — Theodor schrieb nun an König Aldfrid, welcher dem Ecfried auf dem Thron von Northumbrien gefolgt war*), wie auch an Ethelred, König von Mercia, und an Enfleda, König Oswios Tochter und nun, nach dem Tode der heiligen Hilda, Aebtissin von Streneshal. Wahrheit liegt in den Worten eines Sterbenden. Theodors Briefe machten tiefen Eindruck auf die Könige; und noch vor Ende des Jahres rief Aldfrid den heiligen Wilfried zurück, übergab ihm zuerst seine Klöster, bald darauf auch die ganze Diöcese; und als einige Monate darauf der heilige Cutbert starb, vereinigte Wilfried auch die Diöcese von Lindisfarne wieder mit jener von York.

*) Aldfried war Ecfrieds natürlicher Bruder. In einem schottischen Kloster erzogen, blieb er auch allda bis zur Zeit seiner Thronbesteigung. Er liebte die Wissenschaften, hatte selbst mancherlei wissenschaftliche Kenntnisse sich erworben, und ehrte und beschützte daher ganz besonders die Gelehrten. Seine Gemüthsart war sanft und friedeliebend, und obgleich keine glänzende Waffenthat seine Regierung auszeichnete, war er doch von allen seinen Nachbarn geachtet.

44. Am Ende desselben Jahres (686) starb nun auch der Erzbischof von Canterbury, wie der Herr es ihm geoffenbaret hatte. Durch ernste Buße hatte er seine gegen Wilfried begangene Ungerechtigkeit in dem Buche des Richters getilget; und so nahm die Kirche, eingedenk Theodors übrigen Tugenden, und besonders seiner ausgezeichnet-großen Verdienste um die Kirche von England, nun auch keinen Anstand, ihn den Heiligen beizuzählen, und die Feier seines Andenkens auf den 19. September zu verlegen. Theodor war in dem Abendlande der erste, der ein Pönitentiale (Bußbuch) schrieb und es bekannt machte. Dasselbe erhielt nachher von Andern, welche Theodors Beispiel hierin nachahmten, noch mancherlei Veränderungen und Zusätze, so daß man jetzt eigentlich nicht mehr recht weiß, was aus Theodors oder eines andern Feder geflossen ist. Nach dem Urtheil aller Kritiker können jedoch jene Kapitel, welche einen summarischen Auszug der römischen und griechischen Disciplinen enthalten, mit Bestimmtheit dem heiligen Theodor zugeschrieben werden. Folgendes, als das Merkwürdigste aus diesem Auszuge, scheint uns hier ebenfalls eine kurze Erwähnung zu verdienen. Die Neugetauften trugen damals sieben Tage lang einen Schleier um das Haupt, welchen nach Verfluß dieser Zeit ein Priester ihnen wieder abnahm. — Mit den Catechumenen, während der Zeit ihres Unterrichtes und ihrer Prüfung, durften jene, welche die heilge Taufe schon erhalten hatten, nicht essen. — An Sonntagen durfte niemand, von welchem Range er auch seyn mochte, weder ausfahren noch ausreiten; auch Wasserfahrten waren nicht erlaubt, und sogar Brodbacken war eine Entheiligung des Sonntages. Bei den Griechen gingen selbst die Laien alle Sonntage zur heiligen Communion; wer drei Sonntage nach einander dieses unterließ, ward

in den Kirchenbann gethan *). — Den Neuvermähl-

*) An dem Sonntage feiert unsere heilige Kirche ein doppeltes Fest; das Fest der Erschaffung der Welt, und jenes der Auferstehung unsers göttlichen Erlösers. Ich wüßte nicht, was diesem Tage noch einen Charakter größerer Heiligkeit aufdrücken könnte; und wahrhaftig, in nichts spricht sich das immer sichtbarer hereinbrechende, und in dem öffentlichen wie häuslichen Leben immer mehr vorherrschende Heidenthum lauter und schamloser aus, als gerade in dieser, leider jetzt allgemein zur Sitte gewordenen, gewissenlosen Schändung dieses heiligen Tages. Der Sonntag ist freilich ein Tag der Ruhe; aber eben daher suche man an diesem Tage auch da Ruhe, wo allein nur Ruhe für unsere Seelen zu finden ist; mithin nicht in sinnlosem Jagen nach rauschenden Vergnügungen vom Anbruche des Tages bis in die sinkende Nacht; nicht in schwelgenden Gelagen, nicht im Fressen, Saufen, Tanzen und Spielen; nicht im Circus in den Amphitheatern und Schauspielhäusern, lauter Orte, wo größtentheils Gott, durch gleichsam zur Schau gestellte Uebertretung seiner heiligsten Gebote öffentlich gelästert wird. — Noch vor hundert Jahren war es nicht so. Nur nach und nach nahm das Uebel zu; würde aber gewiß nie den jetzigen furchtbaren Grad, nie die gegenwärtige, jeden denkenden, wahrhaft gläubigen Christen mit den bangsten Ahndungen erfüllende, schäusliche Monstruosität erreicht haben, wenn unsere ehemaligen deutschen Bischöfe noch zur rechten Zeit dem greulvollen Unfug gesteuert, und nöthigen Falls sich selbst jener heiligen Waffen bedient hätten, womit zu jeder Zeit Gott und die Kirche ihre Lenden umgürten. Jetzt ist es freilich zu späte. Aber daß diese allgemeine, gleichsam zur Pragmatik gewordene Entheiligung des Sonntags, diese himmelschreiende Sünde stets furchtbarere Gerichte Gottes über Länder und Völker herbeiführen muß, und zum Theil schon herbeigeführt hat; daß sie vielleicht eine der Hauptursachen ist, warum Gott in seinem gerechten Zorn gestattet, daß der Unglaube sein Haupt immer kühner, frecher und verderblicher erhebt und, ähnlich jenem

ten war einen ganzen Monat hindurch die Kirche geſchloſſen; war dieſe Zeit vorüber, ſo mußten ſie vierzehn Tage Buße thun, bevor ſie wieder zur heiligen Communion zugelaſſen wurden. — Erſt vierzig Tage nach ihrer Entbindung durften die Frauen wieder die Kirche betreten. — Von den Knaben und Mädchen, die in Klöſtern waren erzogen worden, konnten die Erſten in einem Alter von 15 die Andern von 16 Jahren, Mönche oder Nonnen werden. — Es ergibt ſich aus dem Bußbuch des heiligen Theodors, daß zu ſeiner Zeit die kirchlichen Strafen viel milder, als in den frühern Jahrhun-

---

fluchwürdigen morgenländiſchen Inſekte, das ſich ſtets nur an die Wurzeln der edelſten und koſtbarſten Pflanzen hängt, nun auch ſchon an dem Herzen unſerer Jugend naget, jede Geiſtesblüthe in ihr zerknickt, und eben dadurch uns die Zukunft in einer, nur noch grauenvollern Perſpektive erblicken läßt; an allem dieſem möchte ſchwerlich, ohne eine ungeheure Portion von Leichtſinn und Indifferentismus, noch ſehr gezweifelt werden können. — Nichts iſt intereſſanter für den Geſchichtsforſcher, als wenn er in der Geſchichte verfloſſener Jahrhunderte, die Geſetze und Verordnungen weiſer, wahrhaft großer Fürſten und Regenten mit den Geſetzen und Verfügungen unſerer gegenwärtigen Regierungen vergleicht. Dort iſt immer das Intellektuelle, das Geiſtige, das Religiöſe das Hauptaugenmerk des Geſetzgebers; jetzt blos das Phyſiſche, das Materielle, und Religion und Kirche ſind jedem Staate fremd. Aber dafür herrſchten in jenen Zeiten unter den Völkern Ruhe und Liebe zu den, von Gott ihnen gegebenen Regenten. Jeder war auf der Stelle, wohin die Vorſehung ihn geſetzt, zufrieden, und ohne daß man, wie jetzt, zwei und dreißig Definitionen von Staat und Staatszwecke hatte, verkündete es jedem ſchon der Pulsſchlag ſeines Gewiſſens, was die Pflicht eines wahren Staatsbürgers und treuen Unterthans ſey. — Daß man doch noch immer vor lauter Bäumen den Wald nicht ſieht!

ganze Bosheit der Anklage fiel auf die Ankläger selbst zurück, und ein päbstliches Decret befahl dem Britouald und den übrigen Bischöfen in England, sich mit dem heiligen Wilfried auszusöhnen, und ihn in alle seine Güter und Gerechtsame wieder einzusetzen. Würde diese Aussöhnung nicht zu Stande kommen; so sollten die Gegner des heiligen Wilfrieds in Person vor dem Pabste erscheinen, ihre Beschwerden selbst auf das Neue wieder vortragen, und dann den Ausspruch des apostolischen Stuhles erwarten. — Wilfried, dem die ehrenvolle päbstliche Lossprechung vollkommen genügte, wollte nun auf alle seine gerechten Ansprüche in England verzichten, zu Rom in ein Kloster gehen, und da, von allen Geschäften entfesselt, in völliger Abgeschiedenheit von dem geräuschvollen Treiben der Menschen, seine noch übrigen Tage ausschließlich dem Dienste seines Gottes weihen. Aber der Pabst gab dieses durchaus nicht zu; sondern befahl ihm ausdrücklich, zur Ehre der Kirche, zum Heil seiner Heerde und zum Trost seiner Freunde wieder nach England zurückzukehren.

48. Unter Weges ward Wilfried zu Meaux von einer tödtlichen Krankheit befallen. Jedermann verzweifelte schon an seinem Aufkommen, als er plötzlich in einen sanften Schlaf verfiel. Ihm träumte jetzt, er sehe einen Engel vor sich, welcher ihm verkündete, der Herr habe sein Leben noch um vier Jahre verlängert. Als er erwachte, befand er sich schon um vieles besser. Nach wenigen Tagen war er vollkommen hergestellt, und setzte seine Reise nach England fort. Zuerst begab er sich wieder zu seinem alten Freunde, dem König Ethelred von Mercia. Aber dieser saß nicht mehr auf dem Thron. Des heiligen Wilfrieds öftere Unterredungen mit ihm, über die Eitelkeit und Hinfälligkeit aller menschlichen Größe;

hatten einen solchen Eindruck auf das Herz des frommen Königs gemacht, daß er, während Wilfrieds Abwesenheit, der Krone entsagte, in ein Kloster ging, und jetzt als Abt die Leitung des Klosters von Bardenay übernommen hatte. Ethelred vergoß Thränen der Freude, als er seinen alten, ihm so theueren Freund wieder umarmte. Nachdem er das päbstliche Breve gelesen hatte, schrieb er sogleich an König Aldfried, ließ auch seinen Neffen Coenred, dem er die Krone abgetreten hatte, zu sich rufen, und verpflichtete diesen unter einem Eide, sich für das Beste ihres gemeinschaftlichen Freundes auf das nachdrucksamste zu verwenden. Auf Ethelreds Anrathen schrieb auch Wilfried an König Aldfrid, und bat ihn in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken um die Erlaubniß, das päbstliche Schreiben ihm übergeben zu dürfen. Leider machte weder Ethelreds noch Wilfrieds Brief den erwünschten Eindruck auf den König. Er ließ dem Letzten verbieten, vor ihm zu erscheinen. Er werde, setzte Aldfrid hinzu, so lange er lebe, König Ecfrieds und seine eigenen Einrichtungen aufrecht zu erhalten wissen. Aber nur zu bald, obgleich zu späte, hatte Aldfrid Ursache, seinen Ungehorsam gegen die Kirche, wie seine Härte gegen Wilfried zu bereuen. Obschon gesund und in der vollen Kraft des männlichen Alters, fiel Aldfrid plötzlich in eine tödtliche, den Aerzten unerklärbare, allen ihren Künsten widerstehende Krankheit. Jetzt gingen ihm die Augen auf; er erblickte die, wegen seines Frevels gegen den apostolischen Stuhl, ihn züchtigende Hand der Vorsehung; und dem Tode nahe sich fühlend, empfahl er in seinem Testamente seinem Sohn und Nachfolger auf das dringendste, sich Roms Decreten zu unterwerfen, und dem heiligen Wilfried alle ihm entzogenen Besitzungen wieder zurückzugeben.

49. Osred, Aldfrids Sohn und Nachfolger war ein Kind von kaum acht Jahren. Der Ealdorman Eadulf erhob die Fahne des Aufruhrs, überfiel den königlichen Knaben und belagerte ihn in der Feste Bamborough. Der edle Beretfrid, an der Spitze der braven Burgmänner, leistete tapfern Widerstand; fühlte jedoch bald, daß seine kleine, obgleich tapfere Schaar einem ganzen Heere in der Länge nicht widerstehen könne. In dieser drohenden Gefahr that er das feierliche Gelübde, dem Ausspruch des apostolischen Stuhles unbedingt zu gehorchen, und den heiligen Wilfried in alle seine Rechte wieder einzusetzen, wenn Gott seinen jungen Monarchen den Händen des Thronräubers entreißen würde. Beretfrids Gebet ward erhört, Eadulf von der Feste zurückgetrieben, zwei Monate darauf von seinen eigenen Leuten erschlagen, und Osred unter Beretfrids Vormundschaft, bestieg nun wirklich den Thron seines Vaters.

50. Der Erzbischof Britouald, an sich ein frommer und gerechter Mann, und durch Aldfrids letzten Willen noch mehr dazu ermuntert, eilte nun nicht weniger, die päbstlichen Befehle in Vollziehung zu setzen. An den Ufern der Nied in Yorkshire berief Britouald ein zahlreiches Concilium von Bischöfen und Aebten zusammen. Auch der junge König Osred, der tapfere Beretfried als Verweser des Reiches, und mehrere Großen fanden sich auf demselben ein. Der Erzbischof von Canterbury las der Versammlung die päbstlichen Briefe vor, und legte durch starke Erhöhung seiner Stimme einen ganz besondern Nachdruck auf die darin enthaltenen Drohungen der Excommunication und Entsetzung, im Falle man den, dem apostolischen Stuhl schuldigen Gehorsam verweigern würde. Beretfrid, der

lateinischen Sprache unkundig, verlangte, daß man ihm die Briefe des Pabstes in angelsächsischer Sprache übersetzen möchte. Dieß geschah, und sobald man ihn von dem Wesentlichsten des Inhalts derselben in Kenntniß gesetzt hatte, erhob er sogleich seine Stimme, machte der ganzen Versammlung sein, in den Tagen der Gefahr, gethanes Gelübd bekannt, so wie auch seinen festen Entschluß, dasselbe jetzt auf das gewissenhafteste zu erfüllen. Als Beretfrid aufgehört hatte zu reden, rief die ganze Versammlung wie mit einer Stimme, daß man die Vollziehung der päbstlichen Decrete nun durchaus nicht länger mehr verzögern dürfe. Ein, alle Parteien befriedigender Vortrag kam jetzt ohne Zeitverlust zu Stande. Die den heiligen Wilfried bisher verfolgenden Bischöfe und Aebte reichten, zum Zeichen vollkommener Versöhnung ihm die Hand, umarmten ihn, und beide Theile empfingen hierauf die heilige Eucharistie. Wilfried nahm nun, ohne fernere Widerrede, von seinem Bisthum und dem Kloster Ripon, mit allen dessen Einkünften Besitz; auch die, von ihm in Mercia gestifteten Klöster wurden ihm wieder zurückgegeben; aber die Abtei Ripon, wo er schon ehemals sich oft und gerne aufhielt, erhob er nun zu seinem beständigen bischöflichen Sitz *).

*) Man kennt nicht das Detail des, in dem Concilium an der Nied, geschlossenen Vertrages. Beda und auch die spätern englischen Geschichtschreiber drücken sich sehr kurz und unvollständig darüber aus, und sagen blos, daß der Vertrag alle Parteien zufrieden gestellt habe. Wie es scheint, willigte der heilige Wilfried selbst in eine Theilung seiner Diöcese, begnügte sich mit dem Bisthum Hexam; und überließ die Kirche von York, doch in einem von ihm abhän-

heilige Gebote auch stets die Leuchte seines Fußes. Wie bei allen Heiligen, war auch bei ihm Liebe zu Gott und den Menschen die gemeinschaftliche Quelle, aus welcher alle seine Handlungen flossen; und wenn er, als ein demüthiger und folgsamer Sohn der Kirche, für Aufrechthaltung ihrer Disciplinen und treue Befolgung ihrer Satzungen in heiligem Eifer entbrannte; so ward doch dieser stets von der größten Sanftmuth und Milde geleitet. Grenzenlose Hingebung in die Hand der Vorsehung, und unbedingtes, wahrhaft kindliches Vertrauen auf Gott waren die Elemente seiner Kraft; daher auch zu jeder Zeit, und selbst unter den größten Stürmen und in den drangvollsten Verhältnissen seines Lebens, stets eine sanfte Heiterkeit, gleich einem stillen, himmlischen Aether, über allen Höhen und Tiefen seiner Seele verbreitet lag. Mit Recht hat die Kirche den Heiligen ihn beigezählt, und feiert sein Andenken jedes Jahr am zwölften October.

53. Bald nach Wilfrieds Tode, und noch in demselben Jahre (709) folgte auch König Coenred dem Beispiel seines Oheims Ethelred. Wilfrieds öftere Unterredungen mit ihm hatten seinem Geiste einen höhern Schwung gegeben, und er fühlte sich nun kräftig genug, dem Glanze eines Thrones, und allen Lockungen der Herrschaft zu entsagen; er legte also die Regierung nieder, überließ die Krone seinem Vetter Coelred, Ethelreds Sohn, und wallfahrtete nach Rom, um dort seinen bisherigen Königsmantel mit einer rauhen Ordenskleidung zu vertauschen *).

*) Coelred, Coenreds Nachfolger, trat weder in die Fußtapfen seines frommen Vaters, noch in jene seines gottesfürchtigen Oheims. Er überließ sich seinen Leidenschaften, versank in Lüste, und verlor durch die

Ihn begleitete dahin der junge Offa, König der Ostangeln, der, obgleich in der Blütenzeit seines Lebens, und mit Anmuth und körperlicher Wohlgestalt geschmückt, zugleich auch in dem Besitze einer reitzenden Gemahlin, so wie der allgemeinen Liebe seines Volkes, dennoch aus höherer Liebe zu seinem Erlöser, dem er sein Herz ganz und ungetheilt schenken wollte, nun seine Krone, sein Vaterland und eine liebende Gattin, verließ *), und zu gleicher Zeit mit König Coenred zu Rom in ein Kloster ging. Beide starben bald darauf, und zwar, wie sie es sehnlichst gewünscht hatten, an einem und demselben Tage; und so war es also wieder in Rom, wo durch die Fürbitte des Fürsten der Apostel und Eines seiner Nachfolger, zwei fromme Fürsten für eine zeitliche, hinfällige, eine unvergängliche ewige Krone erhielten.

54. Weit früher, nämlich in dem Jahre 690, war auch der heilige Abt Benedikt Biscop, Freund des heiligen Wilfrieds, und des Erzbischofes Theodors Begleiter und Dollmetscher auf seiner Reise von Rom nach England, in seinem Kloster zu Wirmouth gestorben. Nicht nur als eine Zierde der englischen Kirche, auch als ein eifriger Beförderer der Künste und Wissenschaften, verdient Bis-

Ausgelassenheit seiner Sitten die Liebe und Achtung seines Volkes. Er starb wahrscheinlich an Gift; denn in dem achten Jahre seiner Regierung, als er gerade den Großen seines Hofes ein glänzendes Mahl gab, verlor er an der Tafel plötzlich den Verstand, und starb noch an demselben Tage unter den schmerzhaftesten Krämpfen und furchtbarsten Zuckungen.

*) Es versteht sich, mit deren Genehmigung und Zustimmung; denn anders ward es von der Kirche nie gestattet.

cop eine ausgezeichnete Stelle unter den berühmteſten Männern ſeiner Zeit. Schon von der Natur mit ſeltenen Talenten ausgerüſtet, gab ſein langer Aufenthalt in Frankreich und auf Italiens claſſiſchem Boden, ſeinem Geiſte eine noch höhere, wahrhaft idealiſche Richtung. Bei dem öftern Anblick römiſcher Kunſtwerke und Denkmäler, und ſeiner immer vertrautern Bekanntſchaft mit den vorzüglichſten Werken aus der Blütenzeit der römiſchen Literatur, veredelte und verfeinerte ſich auch immer noch mehr ſein Geſchmack; mit jeder Reiſe nach Italien erweiterte ſich der Kreis ſeiner Ideen, und ſtets reicher an Kenntniſſen kehrte er jedesmal wieder zurück, und machte dieſe dann in ſeinem Vaterlande zu einer reichen Ausſaat für künftige Zeiten. In ſeinem Kloſter zu Wirmouth errichtete er eine, für die damaligen Zeiten unſchätzbare Bibliothek, wozu er die beſten Schriften aus allen wiſſenſchaftlichen Zweigen aus Rom und Italien nach England kommen ließ. Auch den mechaniſchen Künſten und mancherlei Handwerken eröffnete Biscop den Weg nach ſeinem Vaterlande. Er und der heilige Wilfried waren die erſten unter den Angelſachſen, welche gewölbte Kirchen, nach dem Muſter der römiſchen, aus Steinen erbauten, ſie mit Blei bedeckten und, was ſelbſt in den Wohnungen der Großen noch etwas äußerſt Seltenes war, die Fenſter mit Glasſcheiben verſahen. Glasfabrication und Glasarbeiten waren den Angelſachſen damals noch unbekannt. Mit den Maurern, Steinmetzen und Zimmerleuten mußte Biscop alſo auch geſchickte Glasmacher und Glaſer, theils aus dem ſüdlichen Frankreich, theils aus Italien nach England berufen; und da dieſe nun überall vollauf zu thun hatten, indem ebenfalls die andern Biſchöfe, Aebte und übrigen Großen nach und nach Wielfrieds und Biscops Beiſpiel nachahmten, ſo wurden auch

die von den Fremden nach England gebrachten Künste und Handwerke nun bald von den Angelsachsen selbst erlernt und getrieben, verbreiteten sich dann von da auf dem nämlichen Wege, das heißt, durch Kirchen- und Klosterbau, auch nach Schottland und Irland; und so ward, wie zu jeder Zeit, auch jetzt wieder die Kirche, aus deren Schoße ohnehin alle edeln und freien Künste, alles wahrhaft Große und Erhabene, mit einem Worte, die reichste Fülle alles geistigen, wie materiellen Lebens stets in unerwartet schneller und rascher Entwickelung hervorging, nun auch wieder von dem ganz Gewöhnlichen, aber Gemeinnützigen eine nicht minder zarte und sorgsame Pflegerin.

55. In seiner letzten Krankheit, und als Biscop sich schon an der Schwelle der Ewigkeit erblickte, empfahl er seinen Brüdern und dem zukünftigen Abt noch einmal auf das sorgfältigste die, von ihm mit so vieler Mühe, und so großen Unkosten geschaffene Klosterbibliothek. Sorgfältig sollten sie darüber wachen, daß kein Buch weggegeben, keines verschleudert, im Gegentheil die kostbare Büchersammlung nach und nach noch mit andern, theils alten, theils neuern Schriften vermehrt würde. Auch an der, ihnen vom ihm gegebenen Klosterregel sollten sie keine Abänderung machen, ihr stets als einer treuen und sichern Führerin auf der Bahn evangelischer Vollkommenheit folgen; sie sey, setzte Biscop hinzu, ein Auszug aus dem Besten und Angemessensten, was er auf seinen Reisen in den Regeln von siebzehen der berühmtesten, abendländischen Klöster gefunden hätte. In der Wahl eines Abtes nach seinem Tode sollten sie ja nicht auf hohe Geburt und andere äußere Vorzüge achten; nur Frömmigkeit und wahres Verdienst müßten

Ihre Wahl bestimmen; daher er auch jetzt ausdrücklich seinem Bruder, weil er ihn nicht würdig genug dazu finde, die Ausschließung ertheile. Biscop starb am 12. Jänner, an welchem Tage auch das römische Martyrologium seiner erwähnt.

36. Des heiligen Benedicts Biscop Nachfolger ward dessen würdiger Schüler, der heilige Ceolfried. Er war ebenfalls einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit; und ihm hat man es zu danken, daß die Schotten und Pikten ihre irrigen Gebräuche in Ansehung der Osterfeier, der Tonsur ꝛc. verließen, und jene der römischen Kirche annahmen. Der schottische König Naiton hatte nämlich von Ceolfried Baumeister und geschickte Werkleute begehrt, um ebenfalls in seinem Lande Kirchen nach römischer Art aus Steinen zu erbauen. Der Abt von Wirmouth schickte ihm, was er verlangte, aber zugleich auch, in Form eines Briefes, eine mit vieler Gelehrsamkeit geschriebene Abhandlung, in welcher er dem König die Irrthümer der Britten, Irländer und Schotten in Ansehung der Osterfeier deutlich nachwieß, ihn hierauf über die wahre Art, die Zeit der österlichen Feier zu berechnen, gründlich unterrichtete, und diesem Unterricht zugleich die verschiedenen Cyclen des Eusebius, Theophilus, Cyrillus und Dyonisius des Kleinen beifügte. Naiton, der in seiner Jugend wissenschaftliche Bildung in einem Kloster erhalten hatte, und dem es gar nicht an Kenntnissen fehlte, ließ den Brief des, in allen brittischen Inseln, seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit wegen, in dem größten Ansehen stehenden Abtes in einer zahlreichen Versammlung seiner Geistlichkeit und vieler der Vornehmsten seines Hofes öffentlich vorlesen, erhob sich hierauf von seinem Sitze, warf sich auf die Knie, und dankte Gott

mit lauter Stimme, daß er ihm über einen, sein und seiner Unterthanen Gewissen längst schon so sehr beunruhigenden Gegenstand, durch einen so gelehrten und heiligen Mann, als Ceolfried sey, endlich einen vollkommen überzeugenden Unterricht ertheilt habe. Die ganze Versammlung stimmte dem König bei, auf dessen Befehl nun sogleich Tafeln des Cyclus von neunzehen Jahren, statt jenes von vier und achtzig, dessen man sich bisher bedient hatte, verfertiget und an alle schottischen Kirchen geschickt wurden. Die Art der Tonsur hatte Ceolfried als eine ungleich minder wichtige Frage blos flüchtig berührt, nur bemerkt, daß man von zweien, an sich gleichgültigen Gebräuchen jenen vorziehen müsse, welchen eine, von niemand bezweifelte Tradition unmittelbar von dem Fürsten der Apostel herleite. Demungeachtet befahl jetzt Maiton sämmtlichen Geistlichen seines Reiches, die römische Tonsur zu tragen, welches auch von Allen ohne Widerrede befolgt ward.

57. Ungefähr um die nämliche Zeit bekämpfte dieselben Irrthümer mit nicht minder glücklichem Erfolge auch der heilige Adelm, Bischof von Schirburn. Beauftragt von einem ziemlich zahlreichen, in dem Königreiche Mercia gehaltenen Concilium, verfertigte er eine Schrift gegen die verkehrte und fehlerhafte Weise der Britten, die jährliche Osterfeier zu berechnen. Diese Abhandlung zeugte von einer ungemeinen Erudition, und machte bei den Britten einen solchen Eindruck, daß viele sogleich die römischen Gebräuche annahmen; welches nachher auch nach und nach von allen Uebrigen geschah *).

*) Der heilige Adelm gehörte einem der edelsten angelsächsischen Geschlechte zu. Einige behaupten sogar,

Am hartnäckigsten bei den alten Gebräuchen ihrer Väter beharrten die, obgleich an sich sehr frommen und zum Theil selbst heiligen irländischen Mönche auf der Insel Hi. Sie als Kranke betrachtend, behandelten daher die englischen Bischöfe dieselben stets mit Gelindigkeit und Nachsicht, bis es endlich, un-

---

er sey ein Bruder Innas, Königes von Westsex gewesen. In seiner frühesten Jugend von dem gelehrten Abt Adrian erzogen und unterrichtet, besuchte er hierauf verschiedene der berühmtesten Akademien in Frankreich und Italien. Nach seiner Zurückkunft in seinem Vaterlande trat er in das Kloster Meldun, nachher Malmesbury genannt. Hier hatte er Zeit und Muße, sich ganz seinem wissenschaftlichen Streben zu überlassen. Er war der erste Engländer, welcher lateinische Verse machte, auch in der angelsächsischen Sprache mehrere, besonders sehr fromme, belehrende und erbauende Gedichte verfertigte. Mit diesen stellte er sich dann gewöhnlich an die Ecke einer sehr gangbaren Straße, oder auch auf eine Brücke, und sang sie öffentlich vor. Die Neuheit des Auftrittes zog stets eine Menge Leute herbei. Mit Wohlgefallen hörten sie seinem Gesange zu; und Lehren und Wahrheiten, für welche ein, damals ziemlich barbarisches Volk, bei trockenem Unterricht, unempfänglich gewesen wäre, machten nun auf dasselbe einen tiefen und bleibenden Eindruck. Als Abt des Klosters von Meldun, schrieb er auf Geheiß eines Conciliums seine oben erwähnte Abhandlung gegen die Britten. Adelm war schon sehr weit in Jahren vorgerückt, als er von seinem alten Jugendfreund, dem heiligen Britoualb, mit welchem er unter dem Abt Adrian studiert hatte, zum Bischof von Schirburn geweihet ward. Als er starb, hatte er seiner bischöflichen Kirche nur vier Jahre vorgestanden. Der ehrwürdige Beda sagt von Adelm: «Vir undecunque «doctissimus; nam et sermone nitidus, et scriptu«turarum tam liberalium quam ecclesiasticarum «erat eruditione mirandus». —

gefähr zwanzig Jahre nachher, wahrſcheinlich um das Jahr 716 dem heiligen Egbert, Erzbiſchof von York gelang, ſie zu überreden, Gebräuche zu verlaſſen, welche mit jenen der allgemeinen, über den ganzen Erdkreis verbreiteten Kirche in ſo auffallendem Widerſpruch ſtünden. Die Vorſtellungen und Bitten des Erzbiſchofes, deſſen Heiligkeit durch ſeine hohe Geburt, denn er war aus königlichem Geblüte entſproſſen, in den Augen der Mönche noch einen gröſsern Glanz erhielt, hatten den erwünſchten Erfolg. Die frommen Bewohner von Hi trugen nun römiſche Tonſur, feierten das Oſterfeſt zu gleicher Zeit mit der geſammten übrigen Chriſtenheit, und das, an ſich unbedeutende, aber doch manches Aergerniß und mancherlei Irrungen veranlaſſende, und im Ganzen auch die Reinheit der brittiſchen Kirchen befleckende Schisma hatte nun für immer ſein Ende erreicht.

58. Sechs und zwanzig Jahre ſtand der heilige Ceolfried den Klöſtern von Wirmouth und Jarou vor. Als die Abnahme ſeiner Kräfte ihm fühlbar ward, legte er, ohne ſich von den Bitten und Thränen ſeiner zahlreichen Gemeinde davon abhalten zu laſſen, ſein Amt, als Abt des Kloſters nieder, und unternahm eine Wallfahrtsreiſe nach Rom; ſtarb aber unterwegs zu Langres in Frankreich, in dem vier und ſiebzigſten Jahre ſeines Alters. Groß war ſein Verdienſt nicht blos um die engliſche Kirche und die ganze angelſächſiſche Nation; ſondern als ein Stern erſter Gröſse leuchtete er am brittiſchen Horizont auch den übrigen Inſeln Brittaniens. Aus den entfernteſten Gegenden Hiberniens kamen öfters Abgeordnete zu ihm, um über wichtige Fragen und Angelegenheiten ſeine Meinung zu erforſchen, ſeinen Rath und ſeine Entſcheidung zu vernehmen. Wegen

seiner verschiedenen Schriften, von denen einige uns gekommen sind, wird der heilige Ceolfried den kirchlichen Schriftstellern des siebenten Jahrhunderts beigezählt. *).

VI.

1. Friedlands Bekehrung zum Christenthum. Während Wilfried, Theodor, Brihald, Egbert, Adelm ꝛc., Männer von hohen Geistesgaben, geschmückt mit Wissenschaft, und auszeichnet durch Heiligkeit des Wandels, die erbischöflichen Stühle in England zierten, und Kön

*) Der kirchlichen Schriftsteller des 7. Jahrhunderts es ziemlich viele: besonders nachdem es zum Br geworden, Jeden, von dem nur einige, ganz wöhnliche Homilien auf uns gekommen sind, sog den Kirchenschriftstellern beizuzählen. In Ansel der Bedeutsamkeit der Werke, sind die kirchli Schriftsteller des 7. Jahrhunderts bei weitem mit jenen der frühern Jahrhunderte zu vergleic Eine Ausnahme könnten allenfalls machen der he Sophronius, Johannes Moschus, Isidor und Ilde von Sevilla, deren sämmtliche Schriften wir schon, man sich erinnern wird, früher und umständlichen wähnt haben. Dazu gehören möchten allenfalls auch Justus von Toledo, und endlich der heilige Adelm, der erste lateinische Dichter von den Angelsachsen. Cop und Ceolfried wirkten mehr durch ihr Ansehen, Heiligkeit ihres Wandels und die Kraft ihrer Rede, durch ihre Schriften. Aber Markulph verdient in Hinsicht eine ehrenvolle Erwähnung; denn seine Form verbreiten über die kirchliche, wie bürgerliche und richtliche Verfassung Frankreichs, ja über die schichte dieses Reiches selbst manches, höchst kommene Licht.

gekrönt mit Macht und Sieg, sammt ihren Gemahlinnen, freudig von ihren Thronen herabstiegen, um unter Entbehrungen aller Art in klösterlicher Einsamkeit ihre Tage dem Herrn zu weihen, oder in Lumpen gehüllt, als Büßende die Verirrungen ihres Lebens zu beweinen, und endlich selbst edle Königs- und Fürstentöchter, in der vollen Blüte ihrer Jugend und Schönheit, allen Herrlichkeiten der Welt entsagten, den klösterlichen Schleier einer Krone vorzogen, und innerhalb einsamer Klostermauern auch ihrem Geschlechte auf der Bahn evangelischer Vollkommenheit vorleuchteten; kurz, während der Geist Gottes über der, erst unlängst zum Christenthum bekehrten angelsächsischen Nation gleichsam sichtbar schwebend, eine Menge Männer erweckte und im Stillen vorbereitete, welche, selbst von Rom bewundert, der erstaunten Welt beinahe jedes Jahr neue Beweise gaben, was die Kraft einer wahrhaft christlichen Heldensele vermöge; war England, das man damals mit Recht die heilige Insel nannte, auch an Hervorbringung frommer, von dem Geiste Gottes erfüllter und von Eifer für die Bekehrung heidnischer Völker erglüheter Missionäre nicht minder fruchtbar. Welche große und heilige Rückerinnerungen knüpfen sich nicht an die Namen Egbert, Wigbert, Suithert, Willibrod, Winfried (Bonifacius) und noch an so viele andere, die gleichfalls aufgezeichnet in dem Buche des Lebens, auch jetzt noch für einen Theil des, durch sie erleuchteten Erdkreises ein Gegenstand der höchsten Verehrung, und einer Menge, jedes Jahr sich wiederholender, deren Andenken feiernder, frommer Feste geworden sind!

2. Durch widrige Winde an Frieslands Küste verschlagen, hatte der heilige Wilfried, wie der Leser

weiß, schon die Leuchte des Evangeliums zu diesen Völkern getragen. Aber sein Aufenthalt war zu kurz, als daß man mit Grunde sehr große Früchte davon hätte erwarten können; auch beschränkte sich derselbe nur auf einen kleinen Bezirk, nämlich auf das Hoflager des Friesenköniges; denn Wilfrieds Absicht war eigentlich blos, durch Bekehrung des Fürsten und der Vornehmsten des Landes, die Bekehrung der ganzen Nation einstweilen vorzubereiten und seinen Nachfolgern ihre apostolischen Arbeiten zu erleichtern. Indessen hatte Wilfried während des Winters, den er bei König Radbot zubrachte, Gelegenheit genug, sich zu überzeugen, daß, wenn es nur nicht an Schnittern fehlte, die Ernte in diesen Ländern ganz gewiß einst sehr ergiebig seyn würde; und die Kunde, welche er davon nach England mitbrachte, entflammte nun um so mehr den Eifer einer Menge anderer Missionäre, da die Engländer gewöhnlich die Friesen als einen Stamm jenes Volkes betrachteten, von welchem sie selbst ihre Abkunft herleiteten, mithin eine Vorliebe für sie hatten, deren Bekehrung daher ihnen auch um so näher und wärmer am Herzen lag.

3. Egbert, ein frommer irländischer Mönch und nachher Abt seines Klosters, faßte in dem Jahre 686 zuerst den Entschluß, nach Friesland zu gehen, und den dortigen Völkern das Wort vom Kreuze zu predigen. Aber ein, ihn warnender, von der Ausführung seines Vorhabens ihn abmahnender Traum hielt ihn einige Zeit zurück; jedoch nicht ganz vollkommen überzeugt, daß dieser Traum auch wirklich eine göttliche Offenbarung sey, schiffte er sich zuletzt doch nach Friesland ein. Aber kaum war das Schiff aus dem Hafen ausgelaufen, als ein furchtbarer Sturm sich erhob. Das Schiff und

dessen ganze Bemannung schienen verloren. Nur mit Mühe und gleichsam wie durch ein Wunder ward beides gerettet; und Egbert, der sich jetzt auch seines frühern Traumes wieder erinnerte, erblickte nun hierin einen nicht mehr zu bezweifelnden Wink der Vorsehung, in Irland zu bleiben. Sein Vorhaben gab er demnach auf, weihete sich ganz den Pflichten seines heiligen Berufes, und arbeitete nun auch wirklich mit ganz ungemeinem Erfolge an der Bekehrung, oder vielmehr Belehrung der, bis jetzt noch in dem Schisma, wegen der Osterfeier, mit der größten Hartnäckigkeit beharrenden Irländer.

4. Indessen beschäftigte ihn doch noch immer nicht wenig das große Bekehrungswerk der Friesen. Aber jetzt vollkommen überzeugt, daß nicht er das Werkzeug sey, dessen Gott sich dazu bedienen wollte; warf er die Augen auf einen seiner frühern Gefährten, einen frommen, Gott im Stillen dienenden Anachoreten, Namens Wigbert, und sandte ihn statt seiner nach Friesland. Aber Wigbert fand bei Radbot bei weitem nicht die günstige Aufnahme, welche der heilige Wilfried vor einigen Jahren bei ihm gefunden hatte. Der Friesen-König wollte nichts von Wigberts neuer Lehre hören; mithin auch nicht die Großen an seinem Hofe, und noch weniger das gemeine Volk, das hierin gewöhnlich blos dem Beispiel des Fürsten und der Vornehmern im Lande folgt. Dieß schreckte jedoch den heiligen Wigbert nicht zurück. Dem ungelehrigen Leichtsinn des Königs und des Volkes setzte er ausdauernde Beharrlichkeit entgegen, trug alle Unbilde mit Geduld, und suchte durch Sanftmuth und die Heiligkeit seines Wandels eben so sehr, wie durch seine Predigten zu belehren. Aber auch dieß that keine Wirkung. Unverrichteter Dinge kehrte endlich Wigbert, nach zwei-

jährigem fruchtlosen Aufenthalt in Friesland, nach England zurück, ging in seine Einsiedelei, und diente im Verborgenen dort wieder seinem Gott in der Einfalt und Lauterkeit eines wahrhaft frommen Herzens.

5. Aber auch nach diesem, abermals fehlgeschlagenen Versuch verlor der heilige Egbert noch nicht den Muth. Er war jetzt blos darauf bedacht, mehrere, gleich fromme und in Gott starke Männer zu suchen, die, sich wechselseitig unterstützend, mit vereinten Kräften das große, gottgefällige Werk unternehmen konnten. Bei dem Flammeneifer des, damals mit allen Tugenden eines lebendigen Glaubens geschmückten englischen Clerus, war es dem heiligen Egbert ein leichtes, das, was er suchte zu finden; und bald gingen nun auf sein Geheiß zwölf fromme Missionäre, unter welchen nachher der heilige Willibrod der berühmteste ward, nach Friesland unter Segel.

6. Willibrod war so eben zum Priester geweihet worden, und stand jetzt in dem dreißigsten Jahre seines Alters. Als er kaum sieben Jahre alt war, brachte ihn sein frommer Vater nach dem Kloster Rippon. Hier ward er unter der Aufsicht des heiligen Wilfrieds erzogen, und trat, als er sein sechszehntes Jahr erreicht hatte, in den klösterlichen Stand. Einige Jahre darauf ging er, mit Genehmigung seiner Obern, nach Irland, um unter der Leitung des heiligen Egberts sich noch mehr zu vervollkommnen. Obgleich von zartem Körperbau, und nicht sehr starker Gesundheit, erfüllte er dennoch mit der größten Strenge alle Pflichten seines Standes. Aber selbst die härtesten Abtödtungen und strengsten Bußübungen, denen er sich unterwarf,

schwächten keineswegs seine körperlichen Kräfte, schienen im Gegentheil dieselben zu vermehren; und Willibrod brannte jetzt vor Begierde, den Namen Gottes entweder unter den Heiden zu verherrlichen, oder des schönen Bekenntnisses des Namens Jesu wegen die Märtyrerkrone zu erringen.

7. Es war in dem Jahre 690, als Willibrod mit seinen eilf Gefährten sich nach Friesland einschiffte. Sie landeten zu Katwick an der Mündung des Rheins, und begaben sich zu dem Majordomus Pipin von Heristal, welcher im verflossenen Jahre Radbot in einem Treffen besiegt, ihn zu einem jährlichen Tribut gezwungen, und den ganzen diesseitigen, an das fränkische Reich grenzenden Theil von Friesland erobert hatte. Der Majordomus, dem vielleicht noch mehr aus politischen als religiösen Gründen die Bekehrung der Friesen nicht minder am Herzen lag, nahm die aus England gekommenen Apostel ungemein gütig auf, ermunterte sie in ihrem frommen Vorhaben, versprach ihnen seinen Schutz, und erließ an die in dem fränkischen Friesland angestellten Beamten die strengsten Befehle, die Missionäre zu schützen, ihnen, so viel sie könnten, überall behülflich zu seyn, alles, dessen sie bedürftig seyn sollten, unentgeldlich ihnen zu reichen. Willibrod und seine Gefährten begannen nun sogleich ihre evangelischen Arbeiten, und der Erfolg übertraf alle Erwartung, besonders da Pipin alle, welche das Christenthum annahmen, mit Gnadenbezeugungen jeder Art überhäufte. Als die Missionäre sahen, daß die Anzahl der Gläubigen sich mit jedem Tage mehrte, beschlossen sie einen aus ihrer Mitte zu wählen, der nach England zurückkehren sollte, um sich dort zum Bischofe weihen zu lassen; und ihre Wahl fiel auf den heiligen Suitbert, Abt des Klosters Dacor auf der schottischen Grenze.

8. Als Suitbert in England ankam, war der durch Theodors Tod erledigte bischöfliche Stuhl von Canterbury noch nicht besetzt. Suitbert ging also in das Königreich Mercia, wo sich der, zum zweitenmal exilirte heilige Wilfried damals aufhielt, empfing von diesem die bischöfliche Weihe, und kehrte dann eiligst wieder zu seiner nunmehrigen Bestimmung zurück.

9. Gleich friedfertigen Eroberern theilten sich nun die englischen Missionäre in die Länder, die sie dem sanften Joch des Evangeliums unterwerfen wollten. Suitbert überließ dem Willibrod und seinen zehen Gefährten die Länder zwischen dem Rhein und der Maas; er selbst begab sich in das Land der Borukterer, welche in der Gegend von Cöln und in dem Bergischen wohnten. Der größte Theil dieses Volkes diente noch fremden Götzen, und die wenigen Christen, die es gab, waren meistens arianischem Wahn ergeben. Suitberts Predigten, durch mehrere wunderbare, göttliche Gnadenerweisungen bekräftiget, machten eine Menge Bekehrungen; und schon standen die Früchte seiner evangelischen Arbeiten in segenvoller Blüte, als ein plötzlicher feindlicher Einfall der heidnischen Sachsen alle seine Hoffnungen zerstörte. Mit Feuer und Schwert verheerten diese Barbaren die ganze Gegend, verbrannten Kirchen und Kapellen, ermordeten die Geistlichen, führten viele der Eingebornen als Sclaven hinweg, und zerstreuten die Gläubigen in die umherliegenden Länder. Tief schmerzte den heiligen Suitbert dieser Unfall. Er selbst hatte sich flüchten müssen, und ging zu Pipin von Heristal, der ihm, auf die Empfehlung seiner Gemahlin Plectrudis, die unsern Heiligen vorzüglich ehrte, eine kleine Insel auf dem Rhein zum Geschenke

machte *) Hier gründete Suitbert ein Kloster, das viele Jahrhunderte blühete, aber endlich in ein Stift weltlicher Chorherren umgeschaffen ward. In klösterlicher Einsamkeit lebte nun Suitbert noch mehrere Jahre das Leben eines Heiligen, und starb endlich am 1. März des Jahres 713. Die Kirche hat ihn den Heiligen beigezählt; und bis zu den Zeiten der Reformation ward sein Fest auch in Holland, weil er in dem mittägigen Theile desselben gepredigt hatte, jedes Jahr mit der größten Pracht gefeiert. **)

10. Mit nicht minderm Segen hatten indessen auch Willibrod und seine zehen Gefährten ihre apostolischen Arbeiten fortgesetzt. Pipin, ungemein erfreut über diese schnelle Verbreitung des Christenthums, und voll Bewunderung der hohen Tugenden Willibrods, von dessen Geistesgaben und Heiligkeit er sich mit Recht die höchsten Begriffe gemacht hatte, sandte ihn nach Rom mit einem Schreiben an den Pabst, den heiligen Vater bittend, den Willibrod

*) Nämlich die, durch einen Arm des Rheins gebildete, sogenannte Kaisers-Insel, Kaisers-Wörth; denn Wörth bezeichnet in der Provinzial-Sprache des Landes eine Insel. In der Folge änderte der Strom die Richtung seines Laufes; die Insel verschwand; aber Leute siedelten sich bei dem Kloster an, und so entstand die heutige kleine Stadt Kaiserswerth.

**) Daß der heilige Suitberg seine Sendung und seine Predigten auch durch Wunder beglaubigte, daran ist nicht zu zweifeln. Aber die, von welchen in der Lebensgeschichte des Heiligen bei Surius Erwähnung geschieht, beruhen auf sehr schwachen historischen Zeugnissen; und man hält jene ganze Lebensbeschreibung für unächt und einen frommen Betrug des fünfzehnten Jahrhunderts.

zum Biſchof zu weihen. Sehr gerne erfüllte der Pabſt Sergius das Verlangen des Majordomus; weihete den Willibrod im November des Jahres 696 zum Erzbiſchof von Friesland, gab ihm bei dieſer Gelegenheit den Namen Clemens, und ertheilte ihm auch wenige Tage darauf das Pallium. Willibrod hielt ſich nur 14 Tage in Rom auf, und eilte, ſo viel er konnte, zu ſeiner eben ſo zahlreichen, als der Gegenwart ihres Hirten höchſt bedürftigen Heerde nach Friesland zurück. Bei ſeiner Ankunft wieß ihm Pipin das Schloß Wiltemburg bei Utrecht zu ſeinem Aufenthalt an. Hier ſchlug er jetzt ſeinen biſchöflichen Sitz auf, erbaute eine Kirche, St. Salvator genannt, und machte ſie zu ſeiner Kathedrale. Während ſeines fünf und dreißigjährigen Episcopats erbauete Willibrod noch viele andere Kirchen und Klöſter, errichtete auch, als die Zahl der Gläubigen zunahm, neue biſchöfliche Stühle, die er ſtets mit den würdigſten Männern beſetzte. Bei dem Majordomus ſtand er in dem größten Anſehen, und durch Pipins und der Prinzeſſin Irmina, Dagoberts II. Tochter Freigebigkeit in Stand geſetzt, ſtiftete er auch die Abtei Echternach in dem Bisthum Trier *). Nicht minder ehrte und liebte unſern Heiligen auch Carl Martel, Pipins natürlicher mit der Alpais erzeugter Sohn. Dieſem hatte ſeine Gemahlin, kurz vor ſeines Vaters Tod den Pipin geboren. Willibrod ertheilte demſelben die heilige Taufe, und ſagte bei dieſer Gelegenheit deſſen nachherige Größe voraus: „Dieſes Kindes künftige Macht und Herr-

*) Die Prinzeſſin Irmina war Aebtiſſin des Kloſters Horrea, welches, wie Alcuin erzählt, durch den heiligen Willibrod wunderbarer Weiſe von der Peſt befreiet ward. Der von Willibrod errichteten Abtei Echternach ſtand er ſelbſt bis zu ſeinem Tode vor.

lichkeit", dieß waren die Worte des Heiligen "wer-"den einst selbst die Größe und den Glanz seiner "Vorfahren noch weit überstrahlen". — Als Carl Martel bald darauf die Majordomuswürde erlangt hatte, gab er Willibrod noch größere Beweise seines Wohlwollens, machte den von ihm gestifteten Kirchen und Abteien nach und nach sehr reiche Schenkungen, und übertrug endlich der Kathedralkirche von Wiltenburg alle Hoheitsrechte über die Stadt Utrecht und den ganzen dazu gehörigen Bezirk.

11. Willibrods und seiner Gefährten Beispiel hatte bald nach ihrer Abreise auch noch andere fromme Geistlichen in England zu gleichem Eifer für Gottes Ehre und der Menschen Heil entflammt. Verschiedene begaben sich zu ihren Brüdern im heiligen Apostelamt, den Missionären in Friesland; andere wählten sich vorzüglich die Gegenden, wo einst ihre Vorfahren, bevor sie nach England kamen, gewohnt hatten. Zwei Brüder, Namens Ewald, beide sehr tugendhafte fromme Priester, entschlossen sich ebenfalls, zu den, unter allen germanischen Volksstämmen durch ihre Wildheit und Rohheit sich auszeichnenden Sachsen die Leuchte des Evangeliums zu tragen. Wegen der Gleichheit ihres Namens unterschied man sie nach der Farbe ihrer Haare, und so hieß der eine Ewald der schwarze, der andere Ewald der weiße. Beide Brüder kamen nach Altsachsen oder Westphalen *), gingen in dem

*) Die Länder des alten Deutschlands (Germania antiqua) haben alle ihre Namen, Lage und Grenzen geändert. Manche Spuren davon findet man in der Benennung und Bezeichnung der ehemaligen zehen Kreise Deutschlands. Das wahre Altsachsen ist

erſten Dorf, das ſie erreicht hatten, in das Haus eines Landmannes, und baten ihn, ſie zu dem Fürſten des Landes zu führen. Die Sachſen hatten damals kein, ſie gemeinſchaftlich beherrſchendes Oberhaupt; ſie wurden von mehreren kleinen Fürſten regiert, die aber in Zeiten des Krieges einem, aus ihrer Mitte gewählten Oberhaupt folgten. Der Landmann verſprach, der beiden Brüder Begehren zu erfüllen, erſuchte ſie aber, einige Tage noch bei ihm zu bleiben. Da die frommen Miſſionäre einen Tragaltar, und die zum Meßopfer nöthigen Gefäße bei ſich hatten, ſo brachten ſie jetzt täglich das hochheilige Opfer, lagen fleißig dem Gebete ob und ſangen oft ganze Stunden hindurch Pſalmen und Hymnen zur Ehre ihres Gottes. Natürlicher Weiſe ward das bald von den Barbaren bemerkt; dieſe erriethen, daß es Chriſten wären, und aus Furcht, daß ſie auch den Fürſten des Landes, wenn ſie zu ihm kämen, überreden möchten, die Götter ſeiner Väter zu verlaſſen, und den Gott der Chriſten anzubeten, fielen ſie plötzlich über die beiden Brüder her, erſchlugen den einen mit dem Schwert, und marterten mit unerhörter Grauſamkeit den andern zu Tode. Als der Herr des Landes dieſes erfuhr, entbrannte

---

eigentlich das holſteiniſche, denn hier hatten die Sachſen, nach ihrer Auswanderung aus dem cimbriſchen Cherſoneß, ihre allererſten Wohnſitze, breiteten ſich aber nachher ſehr weit gegen Süden aus, und wohnten zwiſchen der Elbe, Weſer, dem Rhein und der Nordſee. Sie theilten ſich in Oſtphalen, Engern (das heißt, in der Mitte wohnenden) und Weſtphalen. Das Land, welches man in der Zeit, von welcher jetzt die Rede iſt, Altſachſen nannte, lag zwiſchen dem Rhein, der Yſſel und der Weſer, und begriff die nachherigen Bisthümer Münſter, Osnabrück und Paderborn.

er in Zorn, ließ das ganze Dorf abbrennen, und alle Einwohner tödten. Die Leichen der beiden Märtyrer waren von deren Mördern in den Rhein geworfen worden. Aber der Ort, wo der Strom sie an das Ufer gespült hatte, ward bald durch wunderbare göttliche Fügung entdeckt. Des Nachts umgab ein hellleuchtender Schimmer die beiden heiligen Leiber, und einem andern englischen Missionär, Namens Tilman, der nicht sehr ferne von dem Ort, wo die beiden Blutzeugen die Märtyrerkrone erlangt hatten, ebenfalls das Evangelium predigte, wurde in einem Traumgesichte befohlen, die erschlagenen Heiligen zu begraben, auch der Ort ihm angezeigt, wo er sie finden würde. In der Folge wurden die beiden heiligen Reliquien, auf Pipins von Heristall Befehl, nach Cöln gebracht, und dort bis auf die neuesten Zeiten in der St. Cuniberts Kirche aufbewahrt. Von der Kirche wurden die beiden Ewald den Heiligen beigezählt, und als Landespatrone in ganz Westphalen vorzüglich verehrt.

12. Indessen beschränkte sich Willibrods Seeleneifer nicht blos auf das, den Franken unterworfene Friesland. Als dieses bekehrt war, und er das Christenthum darin ziemlich befestiget glaubte, drang er auch in das noch heidnische Friesland vor. Radbot erwieß sich zwar sehr freundlich gegen ihn, nahm aber demungeachtet das Wort, das er zu ihm redete, nicht an. Des Königs Beispiel wirkte abermals nachtheilig auf das Volk, und der Heilige fühlte bald, daß für das unglückliche Land die Stunde göttlicher Erbarmung noch nicht geschlagen habe. Aber getrieben von heiligem Verlangen, die Grenzen des Reiches Gottes bis an das Ende der Welt zu verbreiten, zog Willibrod nun in das, an Friesland angrenzende Dänenland. Auch dies Volk

war eben ſo roh und wild, als die Sachſen; aber der Fürſt, der es beherrſchte, Namens Ongende, übertraf an wilder Grauſamkeit ſelbſt noch ſeine eigene Nation. Den Willibrod, weil unter dem Schutz des weit und breit gefürchteten, mächtigen Beherrſchers der Franken, nahm Ongende zwar ebenfalls ziemlich ehrenvoll auf; verſchloß aber allem, was er ihm zu ſeinem und ſeines Volkes Heil ſagte, hartnäckig das Ohr. Als der Heilige ſah, daß auf dieſem ſteinigen Boden auch nicht ein einziger himmliſcher Grashalm gedeihen könnte, entſchloß er ſich zur Rückkehr. Bekehrungen hatte er keine gemacht; nur eine kleine Schaar unmündiger Kinder, ungefähr 24 an der Zahl, in deren Mund ſich der Herr ſein Lob bereiten wollte, nahm er mit, taufte ſie aber, der langen und gefährlichen Reiſe wegen, noch bevor er das Land verließ.

13. Auf ſeiner Rückreiſe warf ein Sturm unſern Heiligen, nahe an Frieslands nordiſcher Küſte, auf eine Inſel, die damals von dem Götzen Foſit, dem ſie geweiht war, Fuſita hieß (jetzt Ameland). Der Boden dieſer Inſel war den Heiden heilig; aus Ehrfurcht wagten ſie es daher nicht, von den Erzeugniſſen deſſelben zu eſſen, oder gar eines von den, allda weidenden Thieren zu ſchlachten, und wenn ſie aus der, auf der Inſel befindlichen Quelle Waſſer ſchöpften, erkühnten ſie ſich nicht auch nur das leiſeſte Wort dabei zu ſprechen. Die anhaltende ſtürmiſche Witterung zwang den Heiligen, einige Tage auf der Inſel zu bleiben. Um die Heiden von ihrem abergläubiſchen Wahne zu heilen, und ihnen die Ohnmacht ihres eingebildeten Gottes Foſit zu zeigen, ließ Willibrod einige Thiere auf der Inſel tödten, ſie zubereiten, und aß dann mit ſeinen Gefährten davon; auch taufte er noch an dem nämlichen

lichen Tage an der, für heilig gehaltenen Quelle drei Kinder, und zwar unter vorsätzlich recht lauter Hersagung aller von der Kirche dabei vorgeschriebenen Worte und Gebete. Heftig erschracken die Heiden, als sie dieß sahen und hörten, jeden Augenblick erwarteten sie, daß die Frevler, welche von dem Fleische gegessen, oder bei der heiligen Quelle laut gesprochen, entweder sterben, oder wenigstens von irgend einem andern Uebel würden ergriffen werden. Da natürlicher Weise von allem dieses nichts geschah, erstaunten sie noch mehr, blieben jedoch unschlüssig, ob sie es der Langmuth oder Ohnmacht ihres Gottes zuschreiben sollten. Aber kaum war man wieder in Friesland angekommen, als sie eiligst die wunderbare Mähre ihrem König Radbot hinterbrachten. Dieser gerieth in Wuth, und ließ drei Tage nach einander und, wie es sein heidnischer Aberglaube foderte, jeden Tag dreimal das Loos über Willibrod und dessen Gefährten werfen, um den, welchen es treffen würde, als ein Sühnopfer dem beleidigten Gott Fosit zu schlachten. Gerne hätte Radbot es gesehen, daß es auf Willibrod gefallen wäre; aber auch nicht ein einzigesmal fiel es auf ihn; und so hatte nun ein Anderer seiner Begleiter das Glück, zur Ehre des Namens Jesu, den glorreichen Tod eines Märtyrers zu sterben. Radbot ließ hierauf den heiligen Bischof vor sich kommen, fuhr ihn zornig an, und machte ihm die bittersten Vorwürfe, daß er, ein Fremdling, sich erkühne, die Götter des Landes öffentlich zu verhöhnen. Aber jetzt sprach Willibrod mit dem hohen Ernste und der ganzen Würde eines Apostels; der Barbar verstummte und, erstaunt über des Bischofes Unerschrockenheit ließ er ihn und seine noch übrigen Gefährten ungekränkt nach Hause ziehen.

14. Nach seiner Rückkehr aus dem heidnischen Friesland hielt sich Willibrod nicht lange in Utrecht auf. Er drang in das Innere von Holland, um auch den dort wohnenden Völkern das Evangelium zu predigen. Hier, und besonders auf den seeländischen Inseln machte er viele Bekehrungen und errichtete mehrere Kirchen. Als er eines Tages auf der Insel Walchern, bei dem Anblick eines, von den bethörten Einwohnern auf ganz vorzüglich göttliche Weise verehrten Götzenbildes, in heiligem Zorn entbrannte, den Götzen stürzte und ihn zertrümmerte, lief ein Götzenpriester halb rasend herbei, und versetzte ihm mit einem schweren, zweischneidigen Schwert einen furchtbaren Hieb auf den Kopf. Für jeden andern wäre der Streich tödtlich gewesen; aber durch ein offenbares Wunder ward an dem Haupt des heiligen Bischofes auch nicht einmal die mindeste Hautverletzung bemerkt. Da er stets ein ziemlich zahlreiches Gefolg bei sich hatte; so fiel dieses jetzt sogleich über den Mörder her, und würde ihn in Stücken zerrissen haben, hätte Willibrod ihn nicht wieder aus ihren Händen befreit. Aber die Strafe desselben blieb dennoch nicht lange aus; drei Tage nachher ward er von einem Dämon besessen, fiel in Raserei, und starb eines schauervollen Todes. Ueberhaupt erzählt der ehrwürdige Beda, daß Willibrod, dessen Zeitgenosse er war, wunderthätige Kräfte besessen, und daß Gott sehr oft durch auffallende Wunder seinen treuen Diener vor der Welt verherrlichet habe.

15. Aber der Ruf von Willibrods Heiligkeit, von dem überschwänklichen, auf seinen apostolischen Arbeiten ruhenden Segen und den großen Thaten, die er in Friesland und den angrenzenden Ländern verrichtete, hatte sich nach und nach durch ganz Frank-

reich verbreitet, und endlich auch bei Wulphram, Erzbischof von Sens, den Gedanken geweckt, ebenfalls in die Fußstapfen dieses großen Heiligen zu treten. Wulphram, der nach seinem Tode von der Kirche unter die Zahl der Heiligen versetzt ward, war von sehr vornehmen Eltern zu Maurillac, heute zu Tage, Milly, geboren. Sein Vater war Herr des Orts; aber nach dem Tode desselben schenkte Wulphram die Herrschaft der Abtei von Fontenelles, widmete sich dem geistlichen Stande, und ward in dem Jahre 690 auf den erzbischöflichen Stuhl von Sens erhoben. Jetzt übergab er seine Kirche einem Andern, ging nach der Abtei Fontenelles, wählte sich unter den Mönchen einige Begleiter auf seinen apostolischen Reisen, nahm hierauf von seinem alten Freunde, dem Abt des Klosters, Abschied, schiffte durch die Seine in den Ocean, landete auf der nördlichen Küste von Friesland, und begab sich sogleich zu dem, unsern Lesern schon bekannten Friesen König Radbot. Dieser, der schon gewöhnt war, Missionaire in seinem Lande zu sehen, nahm auch den Wulphram freundlich auf, versprach ihm seinen Schutz, und erlaubte ihm, den Gott der Christen auch seinem Volke zu verkündigen. Aber mit ungleich größerm Erfolge, als alle seine Vorgänger, predigte jetzt Wulphram die Lehren des Christenthums den heidnischen Friesen. Jeden Tag bekehrte er mehrere Götzendiener, auch taufte er endlich selbst einen Sohn des Königs Radbot. Aber leider starb derselbe schon wenige Tage nachher, bevor er noch das weise Taufgewand wieder abgelegt hatte. Es war vorauszusehen, daß dieser gleich nach erhaltener heiligen Taufe eingetretene Todesfall eine sehr nachtheilige Wirkung sowohl auf das, ohnehin schon ziemlich verstockte Herz des Königs, als auch auf das ganze Volk hervorbringen würde; aber durch eine Reihe außeror-

dentlicher Wunder, gab nun Gott den Worten Wulphrams eine Kraft, welchen ſelbſt das verſtockteſte Herz kaum mehr zu widerſtehen vermochte.

16. Es herrſchte bei dieſen Barbaren die fluchwürdige Sitte, von Zeit zu Zeit einen Menſchen ihren Gottheiten zu opfern; ſie warfen dann das Loos, und der, auf welchen es fiel, mußte nun zu Ehre des lebloſen Götzen erwürgt werden. Jetzt hatte das ſchreckliche Loos einen jungen Menſchen, Namens Oven getroffen. Eiligſt begab ſich Wulphram zu dem König und bat, den unglücklichen Jüngling ihm zu überlaſſen. Radbot ſchien geneigt, dem Biſchofe ſeine Bitte zu gewähren. Aber die umſtehenden Heiden, welche zu den vornehmſten der Nation gehörten, ſetzten ſich dagegen, und drangen mit Geſchrei in den König, das Opfer vollziehen zu laſſen; dem Wulphram riefen ſie zu: „iſt dein Chri„ſtus mächtig genug, dieſen am Leben zu erhalten: „ſo ſoll er für ſeine übrigen Tage Dir zugehören„. Wulphram nahm das Anerbieten an. In Gegenwart des Königes, des Biſchofes und einer Menge Volkes ward Oven nun aufgehängt. Der Heilige warf ſich auf die Erde, und flehete zu Gott. Zwei Stunden hatte er ſchon im Gebete beharret, als plötzlich der Strick zerriß, der Aufgehängte herunterfiel und, auf Wulphrams Geheiß ſich vollkommen geſund von der Erde erhob. Der gerettete Jüngling gehörte nun dem Biſchofe, begleitete denſelben auch nachher auf ſeiner Rückreiſe nach Frankreich, und ward dort in der Abtei Fontenelle einer der frömmſten Mönche des Kloſters. Oven hat nachher öfters erzählt, daß, als die Heiden damit beſchäftiget waren, ihn aufzuknüpfen, ein ſanfter Schlaf ihn befallen, und es ihm gedäucht habe, es halte ihn der Gürtel des heiligen Wulphram in die Höhe;

ruhig und unbesorgt sey er daher auch eingeschlafen, und bei seinem Erwachen der Strick plötzlich zerrissen.

17. Bald darauf sollten auch noch zwei ganz kleine, kaum lallende Kinder dem Meeresgott geopfert werden. Auch für diese bat Wulphram abermals fruchtlos. Die beiden unschuldigen kleinen Geschöpfe, wovon das eine höchstens sechs, das andere kaum fünf Jahre alt war, wurden zur Zeit der Ebbe, als man jedoch schon jeden Augenblick die zurückkehrenden Wellen erwartete, auf den Boden des Meeres gelegt. An dem Gestade desselben standen wieder Radbot und zahllose Haufen Volkes. Wulphram sank zur Erde, und erhob betend seine Hände gen Himmel. Das Meer fluthete jetzt heran; und nun sah man, wie der ältere von den beiden Kleinen sein Aermchen ausstreckte, um sein kleines Brüderchen vor dem andringenden Wasser zu schützen. Ungemein rührend war dieser Anblick; aber mit erhöhter Inbrunst flehte jetzt auch der Heilige zu Gott; und nun was geschah! An dem Ort, wo die Kleinen lagen, spülten die Wellen sanft vorüber, der Platz blieb völlig trocken, und ragte, als das Meer schon wieder seine gewöhnlichen Grenzen erreicht hatte, gleich einer kleinen Insel, über demselben hervor. Radbot und alles Volk geriethen in das größte Erstaunen. Die Kinder wurden Wulphram geschenkt, er ging sogleich sie zu holen, taufte sie auf der Stelle, und betrachtete sie von jetzt an als sein, von Jesu Christo selbst ihm geschenktes Eigenthum. Die Heiden staunten über die Allmacht des Christen-Gottes, und eine große Menge von Bekehrungen war nun die unmittelbare Folge dieser unerhörten, wunderbaren göttlichen Gnadenweisung.

18. Auch auf König Radbot machte es tiefen Eindruck, daß Wulphrams Gebet sogar dem Meere gebiete, den Lauf der Natur ändere und deren ewige Gesetze seiner Macht unterwerfe. Von dieser Zeit an berief er sehr oft den Heiligen zu sich, ließ sich von ihm unterrichten und zeigte sich endlich bereit, die heilige Taufe zu empfangen. Mit der größten Feierlichkeit wollte diese der Bischof ihm ertheilen. Eine Menge der Neubekehrten war gegenwärtig; auch viele vornehme Heiden wollten Zeugen dieser feierlichen Handlung seyn; und schon hatte Radbot einen Fuß in das Taufbecken gesetzt, als er sich plötzlich gegen Wulphram wandte, und ihn beschwor, ihm zu sagen, wo der größte Theil seiner Vorfahren, der ehemaligen Könige und Fürsten dieses Landes jetzt sey, ob in dem Paradieß, das er ihm verheiße, oder in der Hölle, mit der er ihm bedrohe. Wulphram erwiederte, daß, da sie als Götzendiener gestorben seyen, auch ihre Verdammniß nicht bezweifelt werden könne; um so mehr möge er jetzt wegen seines eigenen Heils besorgt seyn; denn nur wer glaube und getauft sey, würde in die Herrlichkeit Jesu Christi eingehen. — Voll Unmuths zog jetzt Radbot den Fuß wieder aus dem Taufbecken. „Nie", sagte er zu Wulphram, „werde ich mich entschließen, von meinen braven „Vorfahren, diesen tapfern Königen und Fürsten „mich auf immer zu trennen, und lieber will ich „mit ihnen in der Hölle, als mit deinem Bettelgesindel in dem Paradieß seyn. Ueberhaupt wollen „mir deine neuen Lehren gar nicht einleuchten; und „ich glaube, es wird am besten seyn, wenn ich bei „den Gebräuchen meines Volkes beharre". — Alle Vorstellungen, alle Ermahnungen, ja selbst die Bitten des heiligen Bischofes waren jetzt nicht mehr vermögend, den harten Sinn des Königes zu beugen; hartnäckig beharrte er bei seinem Entschluß; ließ

Wulphram nicht mehr vor sich, und dieser hatte nun Zeit und Muße, sowohl über des Königes ganz unerwartete Frage, als vielleicht auch über seine eigene Antwort zu trauern *). Die Abneigung des Königs gegen Wulphram hinderte indessen diesen nicht, noch

*) Wie nicht Alles, was ein Heiliger thut, nothwendig, blos weil er es gethan, heilig sein muß; ebenso auch nicht alles, was ein Heiliger spricht, oder gesprochen hat. Schwerlich wird es einem unserer Leser entgehen, daß Wulphram dem König eine weit mildere, wenigstens ausweichende Antwort hätte geben können. Der von den Wahrheiten des Christenthums noch bei weitem weder erleuchtete, noch erwärmte, im Gegentheil von den heidnischen Vorurtheilen seiner Jugend und seines männlichen Alters gleichsam noch angefüllte Fürst bedurfte unstreitig einer sehr zarten Behandlung; nur Milch durfte ihm noch gereicht werden; und wir müssen aufrichtig gestehen, daß in dem ersten Augenblicke die Antwort des Bischofes in uns eine sehr schmerzhafte Empfindung der Mißbilligung geweckt hat; aber sehr bald führte uns dieselbe wieder zu ganz andern Reflexionen. Was wir schon einigemal bemerkt haben, müssen wir jetzt wiederholen, nämlich, daß die Handlungen, wie die Reden eines Heiligen nicht nach dem gewöhnlichen menschlichen Maßstabe dürfen gemessen und gewürdiget werden. Aus ihrem Munde spricht oft der Geist Gottes, dessen Gedanken, weiter als die Himmel über der Erde, über jene der Menschen erhaben sind. Wahrscheinlich mußte jetzt gerade diese Antwort dem heidnischen Könige werden, damit die geheimen, in der Tiefe seines stolzen, dem Geiste der Religion Jesu durchaus widerstäubenden Herzens liegenden argen Gedanken vor der ganzen Welt offenbar würden. Wäre Radbot in Wahrheit, und nicht blos dem äußern Scheine nach, zum Christenthum bekehrt gewesen; so würde er über des Bischofes Antwort zwar tiefen Schmerz gefühlt haben, aber nicht in solche, von einem gegen Gott sich empörenden Stolz zeugenden Lästerungen gegen das Christenthum ausgebrochen seyn.

verschiedene Bekehrungen zu machen, und selbst einige der Vornehmsten aus der Nation erhielten, ungefähr um diese Zeit von Wulphram die heilige Taufe.

19. Aber Radbot ward jetzt dem Christenthum abhold; er fing an die Christen zu hassen und zu verfolgen, brach bald darauf den, mit den Franken geschlossenen Vertrag, verweigerte ihnen den Tribut und fiel selbst, alles verwüstend und verheerend mit einem zahlreichen Heer in das fränkische Friesland ein. Sein Triumph war jedoch von nicht sehr langer Dauer. Ein fränkisches Heer rückte schnell herbei. Der Friesen König ward abermals in einem blutigen Treffen auf das Haupt geschlagen, und nun zu einer noch schmählichern Abhängigkeit, als vorher, gezwungen.

20. Die Christenverfolgung war indessen in Radbots Ländern weder blutig, noch sehr heftig gewesen. Selbst Wulphram und seine Gefährten hatten ihr Bekehrungswerk fortgesetzt, und trotz der Mißhandlungen, denen die Christen ausgesetzt waren, doch noch verschiedene der Eingebornen zum Christenthum bekehrt. Auch bei Radbot war das Andenken an das, was einst Wulphram ihm gelehrt, nichts weniger als völlig erloschen; mehr als alles andere beunruhigten und schreckten ihn die ihm und allen Götzendienern angedroheten Höllenstrafen. Oft wünschte er also jetzt wieder ein Christ zu seyn, aber zu gleicher Zeit auch den heidnischen Gebräuchen seiner Vorfahren nicht untreu zu werden. Aus frühern Zeiten erinnerte er sich des heiligen Willibrods, und fiel nun auf den sonderbaren Gedanken, daß Willibrod, willfähriger, als Wulphram, ihm vielleicht gestatten möchte, was dieser ihm so standhaft ver-

weigere. Boten wurden also von Radbot an den heiligen Willibrod gesandt, mit der Bitte an denselben, sobald als möglich zu dem König zu kommen. Willibrod sagte zu dem Abgeordneten: „Da euer Fürst „den Worten meines Bruders im heiligen Amte, des „Bischofes Wulphram nicht glaubte, welchen Glauben kann ich hoffen, daß er den meinigen beimessen werde? Zudem muß ich befürchten, daß es jetzt „zu spät sey, und der strafende Arm göttlicher Gerechtigkeit euern Fürsten schon ergriffen habe". — In einem nächtlichen Traumbilde war nämlich dem Erzbischofe der Tod Radbots und dessen Verwerfung unter sinnlichen Bildern angedeutet worden. In einem dunkeln Kerker und an einem feurigen Pfahl angefesselt, hatte er im Schlafe in der vorigen Nacht den Radbot gesehen. Indessen machte er sich doch am folgenden Tag auf den Weg zu dem König; erhielt aber schon nach der ersten Tagreise die zuverlässige Nachricht, daß Radbot vor einigen Tagen, ohne die heilige Taufe empfangen zu haben, wirklich gestorben sey. Traurig ging nun Willibrod wieder zurück, tief bejammernd das schreckliche Schicksal eines Fürsten, den die Gnade Gottes so oft und mit so vieler Langmuth heimgesucht, und der stets, selbst trotz den unter seinen Augen geschehenen Wundern, dennoch so hartnäckig und unbußfertig sie wieder von sich zurückgestoßen (719).

21. Auch der heilige Wulphram kehrte jetzt wieder nach Frankreich zurück. Das Christenthum zerfiel zwar nachher wieder in dem heidnischen Friesland; ward aber dennoch nicht völlig ausgerottet und das, obgleich überall wieder üppig hervorsprossende Unkraut konnte doch den aufgehenden guten Saamen nicht gänzlich ersticken. Als aber Carl Martel den Poppo, Ratbots Nachfolger, völlig bezwungen und

sich unterworfen hatte, blühete auch das Christenthum in voriger Schönheit wieder auf, und gegen das Ende der Regierung Carls des Großen gab es keine, oder nur äußerst wenige Götzendiener mehr in dem Lande.

22. In dem nämlichen, an der Seine gelegenen Hafen der Abtei Fontenelle, aus welchem Wulphram, als er nach Friesland reiste, ausgelaufen war, lief das Schiff, welches ihn zurückbrachte, auch wieder ein. Auf der langen, und damals nicht wenig gefahrvollen Seereise, hatte es Gott abermals gefallen, dem Bischofe, seinem treuen Diener, durch eines der auffallendsten Wunder vor den Menschen Zeugniß zu geben. — Der Bischof hatte einen geweihten, in der Mitte mit Reliquien versehenen Tragaltar, nebst allen zur Messe nöthigen Gefäßen bei sich. Täglich brachte er also auch das heilige Opfer dar. Sobald die dazu bestimmte Stunde schlug, wurden die Anker ausgeworfen, das Schiff hielt stille, und die hochheilige Handlung begann. Eines Tages, als der bei der Messe dienende Diacon *) dem Bischofe die Patene reichen sollte, legte jener, ganz im Stillen, jedoch nicht ohne Thränen, das Bekenntniß ab, die Patene sey ihm, als er sie in dem Meere habe waschen wollen, aus der Hand in das Wasser gefallen. Der heilige Wulphram erwiederte nichts darauf; erhob aber Herz und Augen gegen Himmel, und befahl nach einem kurzen Gebete dem Diacon, da, wo die Patene in das Meer gefallen, alsogleich die Hand in das Wasser zu tauchen. Der Diacon, ohne den Grund des ihm gegebenen Befehls zu ahn-

*) Derselbe hieß Vandon, und war ein Mönch aus dem Kloster von Fontenelle.

den, that alsogleich wie ihm war gesagt worden; aber kaum war er mit der Hand in dem Wasser, als er auch schon die Patene fühlte. Aus den Tiefen des Oceans hatte sie sich erhoben, und suchte nun gleichsam von selbst die, nach ihr ausgestreckte Hand. Voll heiligen Erstaunens zog der Diacon sie heraus, und überreichte sie knieend und mit klopfendem Herzen, dem am Altare opfernden Bischof. Die gesammte Schiffsmannschaft, die täglich dem heiligen Meßopfer beiwohnte, war Zeuge dieses wunderbaren Ereignisses; und alle Stimmen auf dem Schiffe vereinten sich in dem Lobe Gottes und im Preise des heiligen Bischofes, durch den Gott abermals, in dem Uebermaß seiner Erbarmungen, seinen Menschen — Staub und Asche — die Fülle seiner Herrlichkeit habe kund geben wollen *). — Die Patene sammt dem Kelch und dem tragbaren Altar schenkte Wulphram der Abtei von Fontenelle, als er darin, nach seiner Rückkehr aus Friesland, die Kloster-Gelübde abgelegt hatte. Viele Jahrhunderte hindurch wurden diese merkwürdigen Reliquien in der Abtei Fremden und Einheimischen gezeiget, und die dabei befindlichen, unverwerflichen Urkunden verkündeten von Geschlecht zu Geschlecht jenes mit der Patene sich einst zugetragene Wunder. — Wir wollten dieses, auf so vielen und starken Zeugnissen beruhende, allen Foderungen einer ächten, nicht in bodenlosen Skepticismus ausartenden historischen Kritik vollkommen Genüge leistende, und daher so viele Jahrhunderte hindurch als wahr geglaubte Ereigniß um so weni-

*) Einige erzählen, daß dieses wunderbare Ereigniß auf der Hinreise nach Friesland, Andere, daß es auf der Rückreise nach Frankreich sich zugetragen habe. — Daß dieser Umstand höchst unbedeutend bei der Sache sey, fühlt und begreift sich von selbst.

ger unſern Leſern vorenthalten, als jetzt ſelbſt unter rechtlichen, aber leider gewöhnlich nur gerade für die höchſte Nothdurft unterrichteten Katholiken, eine gewiſſe Wunderſcheu gleichſam zu einer Art epidemiſcher Krankheit geworden iſt. Jedes Wort, jede Silbe, die das Fleiſch gewordene Wort des ewigen Vaters, als es unter ſeinen Menſchen hier auf Erden wandelte, ausgeſprochen hat, iſt und bleibt für Chriſten ein heiliges Dogma. Keines der Worte Jeſu kann und wird in Ewigkeit verhallen, und jedes derſelben tönt voll göttlicher Kraft und Wahrheit, auch jetzt noch zu uns herüber. Nun aber ſagte Chriſtus ſeinen Apoſteln und Jüngern, mithin auch allen, die ſeine Apoſtel oder Jünger ſeyn wollen, daß, wenn ſie wahren, lebendigen Glauben hätten, ſie in ſeinem Namen noch größere Thaten, als er ſelbſt gethan, thun würden. Wer kann, wer darf alſo noch daran zweifeln, daß unſerer heiligen Kirche von jeher Kräfte einer höhern Welt, wunderthätige Kraft beiwohnten, und bis an das Ende der Zeiten ihr beiwohnen werden. Geſchehen auch jetzt ungleich weniger Wunder, als in den Zeiten des noch durchaus chriſtlichen Europas; ſo ſind es blos der Hirten Lauheit und der Mangel an Glauben unter den, von zahlloſen Lügenpropheten bethörten und irregeleiteten Heerden, welche beide von ihrem Gott ſcheiden, und die Hand der Allmacht umwölken. Wunder würden, bei der ohnehin ſchon ſo erkalteten, und immer noch mehr erkaltenden Liebe, nur des vermeſſenen Unglaubens Schuld und Strafe noch um vieles vermehren.

23. Den Geric, welchem Wulphram vor ſeiner Abreiſe die Verwaltuug ſeiner Kirche übertragen hatte, weihete er nun zum Erzbiſchof von Sens. Er ſelbſt eilte nach Fontenelle zurück, und der bisherige, in der Kirche, wie in dem Staate, gleich

hochgestellte, angesehene Erzbischof ward nun ein simpler, seinem Abte in kindlichem Gehorsam unterwürfiger Mönch. Aber des Heiligen Pilgerschaft auf dieser Erde ging nun auch zu Ende; denn noch vor Ablauf des zweiten Jahres seiner klösterlichen Zurückgezogenheit rief Gott ihn zu sich, und zwar an demselben Tage, an welchem auch heute noch die Kirche sein Andenken feiert, nämlich am 20. März des Jahres 720. — Der heilige Wulphram gehört zu den vorzüglichsten Freunden Gottes. Auch nach seinem Tode ward er durch mehrere, an seinem Grabe geschehene, wunderbare Gnadenerweisungen von Gott verherrlichet; besonders bei der Uebersetzung seiner Reliquien, zuerst nach Rouen, in dem Jahre 1006 und dann später nach Abbeville, bei welcher letztern Gelegenheit, nach dem Zeugniß der gelehrten Jesuiten von Antwerpen, es dem Herrn gefallen haben soll, sein göttliches Wohlgefallen an seinem treuen Knechte Wulphram, der Welt abermals, durch viele Zeichen und Wunder kund zu geben.

VII.

1. Nicht lange blieb nach Sergius Tod der Stuhl des heiligen Petrus erledigt. Schon nach sechs Wochen bestieg ihn Johannes VI., abermals ein geborner Grieche. Der Kirche des Sohnes Gottes stand zwar Johannes nur drei Jahre und zwei Monate vor; aber auch in diesem kurzen Zeitraum fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, ungewöhnliche Beweise sowohl seiner kräftigen Festigkeit, als auch der überfließenden Milde seines Herzens zu geben. — Unter dem Namen Tiberius saß Apsimar auf dem Throne von Constantinopel. Er hatte den Exarchen

Johannes Platis zurückberufen, und schickte nun an dessen Stelle seinen Kämmerling Theophilaktus. Dieser nahm seinen Weg über Sicilien, und ging von da nach Rom, jedoch blos in der Absicht, an den Gräbern der beiden heiligen Apostel seine Andacht zu verrichten. Aber bis jetzt hatte noch kein Exarch auf seiner Reise nach Ravenna den Weg über Rom genommen; auch war überhaupt schon seit langer Zeit nie mehr ein griechischer Hofbeamte in Rom erschienen, als blos um dort das Werkzeug irgend einer Gewaltthätigkeit seines Herrn zu seyn. Aehnliches befürchtete man also jetzt auch von dem Theophilaktus; und Niemand zweifelte mehr daran, daß der neue Exarch in der nämlichen Absicht nach Rom gekommen wäre, in welcher vor einigen Jahren Kaiser Justinian schon den Zacharias dahin gesandt hatte. Diese, obgleich an sich ganz ungegründete Voraussetzung, an welche sich noch eine Menge nicht minder falscher Vermuthungen anknüpfte, verbreitete sich nun eben so schnell in dem ganzen, der römischen Herrschaft noch unterworfenen Italien, und brachte auf das neue wieder alle Gemüther in Gährung. Die römischen Besatzungen, nicht blos von Ravenna, sondern auch von der Pentapolis und allen übrigen Städten, griffen wieder zu den Waffen, verließen unter wildem Geschrei ihre Standquartiere, und zogen in Eilmärschen nach Rom, um die geheiligte Person des Oberhauptes der Kirche gegen jede Gewaltthat des Kaisers, oder dessen Exarchen zu schützen. Der Pabst, bekannt mit des Theophilaktus lautern Absichten, versprach demselben seinen Schutz, gab auch sogleich Befehl, die Thore von Rom zu schließen. Einige der Vornehmsten seiner Geistlichkeit sandte er hierauf in das Lager, die Soldaten über ihren Irrthum zu belehren, und zur Rückkehr zur Ordnung zu ermahnen. Aber alle

Vorſtellungen blieben anfänglich fruchtlos. Der Argwohn gegen des Hofes von Conſtantinopel ſtets feindſelige Geſinnungen gegen die Päbſte hatte in den Herzen der Italiäner ſchon zu tiefe Wurzeln gefaßt. Der Pabſt ward jedoch hiedurch nicht entmuthiget. Er nahm zwar jetzt zu Bitten ſeine Zuflucht, ließ aber zugleich dem Heere erklären, wie er nicht geſonnen ſey, je zuzugeben, daß ein würdiger Beamte des Kaiſers das Opfer eines ganz ungegründeten, falſchen Verdachts würde. Mit vieler Mühe gelang es endlich dem heiligen Vater, die Gemüther wieder zu beruhigen; und Ihm allein hatte man es nun zu danken, daß die Soldaten nicht nur ruhig wieder in ihre Standquartiere zurückkehrten, ſondern auch den neuen Exarchen anerkannten, ihm geziemende Ehre erwieſen, und ſeinen Befehlen ſich unterwarfen.

2. Hatte man während dieſes Aufſtandes die Unerſchrockenheit und Entſchloſſenheit des Pabſtes bewundert; ſo machte ihn nun gleich im folgenden Jahr ein anderes Ereigniß zum einzigen Gegenſtand der Segnungen aller Völker von Unteritalien. Der tapfere Herzog Giſulph von Benevent fiel plötzlich mit einem zahlreichen Heere in Campanien ein, eroberte Städte und Burgen, verheerte und plünderte das Land, und führte eine zahlloſe Menge Gefangener hinweg. Von dem entfernten Conſtantinopel, das ſich kaum der Sarazenen und Bulgaren erwehren konnte, und beinahe jedes Jahr bald die Einen, bald die Andern vor ſeinen Mauern ſah, war keine Hülfe zu erwarten. Auf den Pabſt in Rom waren alſo nun wieder alle Blicke der unglücklichen Einwohner Campaniens gerichtet; und wirklich ſchaueten ſie auch nicht lange fruchtlos nach jenen heiligen Höhen, von welchen jetzt allein ihnen Hülfe noch kommen

konnte. Pabst Johannes nahm die Bedrängten in Schutz, ordnete eine Gesandtschaft an Gisulph, und schrieb ihm selbst eigenhändig, ihn ermahnend, abzustehen von seinem verderblichen Vorhaben, nicht auf das Neue den Krieg zu entzünden, nicht namenloses Elend über wehrlose Provinzen zu wälzen; zu gleicher Zeit schickte er ihm kostbare Geschenke, die aber, weil nicht durch Furcht erzwungen, blos Beweise seyn sollten des päbstlichen Wohlwollens gegen den Herzog. Die hohe Würde des Vermittlers, die unsichtbare Majestät, welche jeden Nachfolger des großen Apostelfürsten überall umgibt, in Verbindung mit der Kraft und Wahrheit des päbstlichen Schreibens, mußten nothwendig in dem Gemüthe jedes christlichen Fürsten den erwarteten Eindruck hervorbringen. Gisulph befahl sogleich alle Feindseligkeiten einzustellen; gab sogar die eroberten Städte und Schlösser wieder heraus, und versprach dem Pabste, nie mehr in der Zukunft die römischen Provinzen im Frieden mit Krieg zu überziehen. Die Gefangenen konnte Gisulph nicht freigeben; denn sie waren nicht sein, sondern seiner Vasallen und Soldaten Eigenthum. Aber nun griff der Pabst nach den Schätzen seiner Kirche, erschöpfte sie beinahe gänzlich, ordnete eine neue Gesandtschaft mit ungeheuern Geldsummen an den Herzog von Benevent, ließ alle Gefangene loskaufen, und noch überdieß auch das, durch den feindlichen Einfall hart mitgenommene Campanien, die wohlthätigen Wirkungen seiner, jetzt wahrhaft überströmenden Herzensgüte empfinden *).

*) Wir haben schon öfters Gelegenheit gehabt, uns zu überzeugen, welchen Gebrauch von den Reichthümern ihrer Kirche die Päbste bisher stets zu machen gewohnt

3. Wie es scheint, hatten des Pabstes Johannes väterliche Verhandlungen mit Herzog Gisulph

waren, von welchen selbst mehrere, wie z. B. Gregor der Große, nicht nur einzelne, obgleich oft bis zu vielen Tausenden angewachsene Armen und Dürftigen unterhielten, sondern auch mit ungeheuern Summen Geldes, das in ihren frommen und wohlthätigen Händen sich gleichsam wunderbarer Weise zu vermehren schien, noch ganzen Ländern und Völkern, verarmten Provinzen und zu Grunde gerichteten Städten zu Hülfe kamen. Man hat kurz vor der sogenannten Reformation angefangen, und seit dieser unseligen Epoche fortgefahren, in Schriften jeder Art, über die Geldsummen zu klagen, welche für Annaten, Palliengelder, Dispensationen ꝛc. aus allen Ländern nach Rom gingen; aber Niemand ist es dabei eingefallen, auch darnach zu forschen, zu welchen großen und erhabenen Zwecken die Päbste gewöhnlich dieses Geld verwendeten. Mit freudigem Erstaunen hat der verstorbene, geistvolle Graf De Maistre einen Theil dieser Rechnungen gesehen; und wie sehr wäre es nicht zu wünschen, daß die ganze Welt sie sehen möchte, um sich endlich einmal zu überzeugen, daß das Geld, welches aus einigen christlichen Ländern, obgleich bisweilen ziemlich sparsam, nach Rom floß, nie allda blieb, sondern mit hundertfachen, mehr als wucherischen Zinsen in tausend Kanälen sich wieder über die gesammte Christenheit und oft bis unter die entferntesten Zonen wohlthätig ergoß. — In jenem längst schon künstlich gesponnenen Lügengewebe, an welchem auch jetzt noch immer fortgesponnen wird, und dem man eben so lügenhaft den ehrwürdigen Namen der Geschichte beilegt, werden Unverstand und böser Wille, gewöhnlich im engsten Bunde mit einander, noch sobald nicht aufhören, Rom anzufeinden und lästernden Unsinn gegen dasselbe zu vociferiren. Wollte aber der anspruchlose, im Bewußtseyn seiner Reinheit, und in dem Gefühle seiner moralischen Kraft, sich nichts um seine Feinde bekümmernde römische Hof seine Archive öffnen, o, wie bald und wie sehr würden nicht selbst seine

einen bleibenden Eindruck auf denselben erzeugt. Er begünstigte und beförderte von jetzt an jede fromme Anstalt, erbauete Kirchen und Klöster, und gab

---

erbittertesten Gegner erröthen und, weil alsdann unfähig, ihrer eigenen Ueberzeugung zu entfliehen, vor Scham auch verstummen! Die darin aus allen Jahrhunderten aufbewahrten zahllosen Urkunden, würden dann für Roms, stets und zu allen Zeiten nur nach der Richtschnur nicht blos des Rechts und menschlicher Gerechtigkeit, sondern selbst der strengsten Foderungen des Evangeliums, ohne je zu straucheln, einherschreitende Politik lauter und kräftiger zeugen, als jetzt, weil Rom seine Archive noch immer verschlossen hält, auch selbst die wahre Geschichte es zu thun kaum im Stande ist *). Aber fürwahr, eine Macht, die ohne alle, das Herz einengende, egoistische National-Vorurtheile, stets blos das Heil aller Völker, das Wohl der gesammten Menschheit im Auge hat: wer möchte einer solchen Macht nicht alle Schätze der Erde, nicht die Herrschaft über den ganzen Erdkreis wünschen; eine Herrschaft, die den weltlichen Monarchen weder von ihrer zeitlichen Größe, noch von ihren Rechten das Mindeste entzieht, im Gegentheil nur schützend und segnend über sämmtliche Throne wacht!

---

*) Baron von Senkenberg, ein Protestant, aber einer der größten Publicisten am Ende des 17. Jahrhunderts, der ebenfalls die Ueberzeugung hatte, daß Archive die wahren Vorhallen des Tempels der Geschichte sind, daher auch, wo er nur konnte, sich in denselben begrub, legt das schöne, weil freimüthige Bekenntniß ab, daß in allen Conflikten des Mittelalters zwischen der weltlichen und päbstlichen Macht, die letztere stets das Recht auf ihrer Seite gehabt, und die erstere es zu jeder Zeit gewesen, welche durch offenbar-widerrechtliche Eingriffe in das Gebiet der kirchlichen Macht, entweder neuen Zwist herbeigeführt, oder den alten genährt und auf das neue geweckt habe.

unter anderm auch die nöthigen Ländereien zu dem, von drei edeln Franken, unter Giſulphs Regierung geſtifteten, und nachher in ganz Italien ſo berühmt gewordenen Kloſter zum heiligen Vinzenz.

4. Die drei edeln fränkiſchen Jünglinge, von welchen hier die Rede iſt, hießen Paldon, Taſon und Taton; ſie waren die Söhne zweier Brüder, und gehörten einer der edelſten und angeſehenſten Familien in Frankreich zu. Bis jetzt hatten ſie eine, ihrer Geburt, dem Reichthum ihrer Eltern, und ihrer eigenen künftigen Beſtimmung entſprechende Erziehung genoſſen. Aber plötzlich getroffen von einem jener flammenden Blitze göttlicher Gnade, die nicht nur mit Liebe zu Gott das Herz entzünden, ſondern auch deſſen ganzen Abgrund aufdecken und alle darin verborgenen, verderbten Neigungen, ſündhafte Begierden, und zahlloſe Gebrechen und Mängel erblicken laſſen, faßten die edeln Jünglinge den kühnen Entſchluß, den, in der Welt ſie von allen Seiten umgebenden Gefahren ſich augenblicklich zu entziehen, und von jetzt an Dem, der ſie zuerſt geliebt, nun ebenfalls ihr Herz auf immer ganz und ungetheilt zu weihen. Um ihren Entſchluß auszuführen, baten ſie ihre Eltern um Erlaubniß nach Italien zu reiſen. Die Väter, in der Vorausſetzung, daß der Ruf der berühmteſten Stadt der Welt, deren Denkmäler und prächtigen Gebäude, der ſtete Zuſammenfluß ſowohl von Gelehrten, als andern durch hohe Geburt oder geräuſchvolle Thaten ausgezeichneten Fremden, kurz, daß eine lobenswerthe Neugier die Jünglinge dahin ziehe, gaben gerne ihre Zuſtimmung; ſorgten auch unverzüglich für eine, den glänzenden Verhältniſſen ihrer Söhne geziemende Ausſtattung zur Reiſe, ſowohl an Dienern jeder Art, als auch an Pferden, Wagen, und vorzüglich

koſtbaren Gewanden, damit ſie, wie die beiden Väter meinten, auch in der großen Welt auf eine, ihrem Namen Ehre bringende Weiſe erſcheinen könnten.

5. Aber gerade mit dieſer großen Welt hatten die Jünglinge ſo eben ihre Rechnung auf immer abgeſchloſſen. Etwas Höheres, als blos zeitliche und leibliche Pflege beſchäftigte jetzt ihren Geiſt; und kaum hatten ſie die Grenzen ihrer Provinz überſchritten, als ſie ſogleich ihre geſammte Dienerſchaft ſammt Wagen und Pferden zurückſchickten und ihren Eltern ſagen ließen, ein Gelübde verbinde ſie, zu Fuße nach Italien zu reiſen. Mit den erſten Bettlern, die ihnen begegneten, tauſchten ſie ihre Kleidung, vertheilten alles Geld, das ſie bei ſich hatten, auf dem Wege unter die Armen; und eingehüllt in Lumpen, und ihr Brod an den Thüren bettelnd, wallten ſie nun frommen und frohen Herzens nach der Hauptſtadt der Chriſtenheit. Auf italiäniſchem Boden angekommen, führte ſie ihr Weg bei dem, in dem ehemaligen Lande der Sabiner gelegenen Kloſter Farfe vorbei; und da gerade der Tag ſich zu neigen begann, klopften ſie an der Pforte, und baten um Aufnahme und Herberge für eine Nacht. Um was ſie baten, ward ihnen gewährt. Als aber der Abt, ein höchſt ehrwürdiger, mit den Wegen Gottes vertrauter Greis, nach damaliger klöſterlicher Sitte, den drei Pilgern die Füße wuſch, und dabei die Weiße ihrer Haut und den zarten Bau der Glieder bemerkte, fiel er auf den Gedanken, daß wohl die Fremdlinge einem ganz andern Stande, als den ihr Aeußeres ankündigte, angehören möchten. Thomas, ſo hieß der Abt, drang auf alle Weiſe in die Jünglinge; und da dieſe ſeinen Fragen nun bald nicht mehr auszu-

weichen wußten; so entdeckten sie ihm endlich ganz freimüthig ihren Stand, ihre Geburt, den Namen ihrer Eltern, kurz, alles was sie sorgfältig vor der Welt zu verbergen bedacht waren. Thomas behielt sie nun mehrere Tage bei sich; begleitete sie hierauf selbst nach Rom, und nachdem sie dort in den Kirchen, an den Gräbern der heiligen Apostel, und an allen geheiligten Orten ihrem frommen Verlangen Genüge geleistet hatten, führte er sie auch wieder mit sich in sein Kloster zurück.

6. Voll Unruhe wegen des Schicksals ihrer Kinder, von welchen sie seit deren Abreise noch keine Nachricht erhalten, hatten indessen die bekümmerten Eltern nach allen Seiten Boten ausgesandt. Von zärtlicher Besorgniß getrieben, machten sie sich endlich selbst auf den Weg, reißten nach Italien, und kamen, vielleicht nicht ohne Fügung von Oben, ebenfalls in das Kloster von Farfe. Aus Furcht, der Allmacht kindlicher Liebe zu unterliegen, wollten anfänglich weder Paldon, noch Tason und Taton ihre Väter sehen. Aber gezwungen von dem frommen Abte, der ihnen begreiflich machte, daß es ihre Pflicht sey, sich den Umarmungen derjenigen nicht zu entziehen, von welchen sie das Leben erhalten hätten, kamen sie endlich hervor, warfen sich ihren Vätern zu Füßen, baten unter einem Strom von Thränen um deren Segen, und daß sie nicht länger ihrem frommen Vorhaben sich fruchtlos widersetzen möchten. Das Herz der Väter ward gerührt; sie sahen ein, daß es ein höherer Ruf sey, dem ihre Söhne folgten, ergaben sich demnach in den göttlichen Willen, und brachten ihrem Gott das große Opfer, das er von ihnen zu fordern sie Beide jetzt würdigte. Mit schwerem Herzen, jedoch gewiß nicht ohne mannichfachen göttlichen Trost, zogen hierauf die Alten wieder nach Hause.

7. Daß selbst bei dem rührenden Anblick der zärtlichsten Vaterliebe der Jünglinge Entschluß nicht gewankt hatte, dessen war der ehrwürdige Thomas selbst Zeuge gewesen; er hielt sie daher für hinreichend erprobt, beschloß also ihrer Prüfezeit ein Ende zu machen. Nur noch einige Tage behielt er sie in seinem Kloster, führte sie dann an die, nicht ferne von den Quellen des Volturno, ganz einsam gelegene, dem heiligen Vinzenz geweihete Kapelle. Der Ort war äußerst anmuthig; eine feierliche Stille herrschte rings umher, und den Fluß begrenzte an beiden Ufern ein schattiger Wald, aber leider bis jetzt der verrufene Sammelplatz allgemein gefürchteter Räuber. „Hier, meine Freunde," sprach der gottselige Abt, „könnt ihr in völliger Abgeschiedenheit von der Welt euer frommes Vorhaben „ins Werk setzen. Euer Aufenthalt in diesem einsamen Thale wird dem Reisenden wieder Sicherheit, „und euer Gebet und eurer Hände Arbeit werden „dem Boden Fruchtbarkeit geben." — Ohne sich zu bedenken, gaben die Jünglinge ihre Zustimmung; und nun eilte Thomas mit ihnen zum Herzog Gisulph, machte diesem das Verlangen seiner drei jungen, frommen Freunde bekannt, und erhielt von demselben die ganze Gegend um die Kapelle, sammt dem Wald, und so viel Land, als zum Unterhalt einer zahlreichen Klostergemeinde nöthig wäre.

8. Ohne länger zu zögern, bezogen nun Paldon, Tason und Taton unverzüglich ihre Einsiedelei. Sich ganz den göttlichen Fügungen überlassend, hatten sie auch nicht das Mindeste dahin mitgenommen; aber schon in der ersten Nacht brachte ein Unbekannter ihnen Brod, Wein und andere Lebensmittel. Bis die Früchte ihres Fleißes sie nähren konnten, fanden sie einstweilen in den milden Gaben

einiger umherwohnenden Landleute die erforderlichen Mittel, wenigstens ihren dringendsten Bedürfnissen befriedigend zu begegnen. Aber der Aufenthalt der gottseligen Einsiedler bei der Kapelle ward nach und nach in der ganzen Umgegend ruchbar. Von der Gnade von Oben gezogen, gesellten sich also jetzt bald auch noch andere, Männer und Jünglinge, zu ihnen; und schon nach einigen Jahren erhob sich, theils durch die Freigebigkeit des Herzogs, theils auch durch eine Menge milder Beiträge, jenes herrliche, nach dem h. Vinzenz genannte Kloster, welches nachher durch den exemplarischen Wandel seiner frommen Bewohner eines der berühmtesten von ganz Italien ward. Paldon war der erste Abt dieses Klosters; siebzehen Jahre stand er demselben vor, und starb erst in dem Jahre 720 unter dem Pontificat Gregors II.

9. Des Pabstes Johannes VI. Nachfolger war Johannes VII., abermals ein geborner Grieche. Es wird gesagt, er sey sehr gelehrt, und auch mit der Gabe der Wohlredenheit geschmückt gewesen. Sein Pontificat hatte jedoch nur die kurze Dauer von zwei Jahren und sieben Monaten. Aber während dieser Zeit kam, wie wir schon wissen, Kaiser Justinian II. mit Hülfe der Bulgaren wieder auf den Thron; und eines seiner ersten Geschäfte nach seiner Wiederherstellung war, daß er zwei Metropoliten mit den Beschlüssen des sogenanuten Conciliums Quinisextum nach Rom an den Pabst sandte, ihn bittend und beschwörend, ebenfalls ein Concilium zusammen zu berufen, alles, was in jenen Beschlüssen ihm unzulässig scheine, darin auszustreichen, und sie dann, mit der päbstlichen Bestätigung versehen, ihm wieder zurückzusenden. Der Pabst berief nun wirklich in Rom ein Concilium, von wel-

chem man aber nichts weiß, als daß es gehalten ward; worauf er den ganzen trullanischen Tomus, ohne sich weiters darüber zu äußern, aber auch ohne etwas daran zu ändern, so wie er ihn erhalten hatte, dem Kaiser durch dessen Bischöfe wieder zurückschickte *). Dieser Pabst verwendete große Sum-

*) Der Bibliothekar Anastasius, und nach ihm noch einige Andere tadeln den Pabst, daß er die Akten unabgeändert zurückfandte, und das darin enthaltene Anstößige nicht theils tilgte, theils verbesserte. Sie schreiben dies einer, der menschlichen Natur anhängenden, aber einem Pabste ungeziemenden Schwachheit zu *). Dieser Tadel ist eben so ungerecht, als unverständig. Die Griechen hatten die Frechheit gehabt, ihre trullanische Afterſynode, welche ganz in Geheim, und ohne Wissen des päbstlichen Stuhles, in offenbar feindseliger Gesinnung gegen die römische Kirche zusammen gekommen war, für ein öcumenisches Concilium auszugeben. Hätte der Pabst an den Akten etwas abgeändert, oder verbessert; so wäre dieses eine Anerkennung des Conciliums, und selbst dessen öcumenischen Charakters gewesen; welches der Pabst durchaus nicht thun konnte, nicht thun durfte. Zudem kannte er auch die Griechen zu gut, um nicht zu wissen, daß seine Abänderungen, wenn er auch einige gemacht hätte, doch nichts gefruchtet, vielleicht nur neuen Hader wieder herbeigeführt haben würden. Der Pabst that also, was hier das klügste war; ohne sich zu äußern, sandte er die Akten wieder zurück; welches eben so viel bedeuten wollte, als sagte er: „Mein Vorfahrer, Pabst Sergius, hat sich schon so deutlich und vollständig über eure Synode erklärt, daß ich gar kein Wort mehr darüber verlieren und überhaupt mit der ganzen Geschichte nichts mehr zu

*) Sed hic (Joannes) humana fragilitate timidus, hos nequaquam tomos emendans, per Suprafatos Metropolitas direxit ad Principem. — Anast. in Joan. VII.

men zur Verschönerung der Kirchen, die er mit herrlichen Bildern, größtentheils in Musiv-Arbeit ausschmückte; unter den Geschenken, die er verschiedenen Kirchen machte, befand sich ein sehr schwerer goldener, mit den kostbarsten Steinen gezierter Kelch. — Er starb am 18. October des Jahres 707 und ward in der St. Peterskirche, vor der, von ihm erbauten, der Mutter des Erlösers geweihten Kapelle begraben.

10. Drei Monate nach dem Tode Johannes VII. ward Sisinnius zum Pabste gewählt. Er war aus Syrien gebürtig, mithin ebenfalls ein Grieche. Langjährige Gichtschmerzen hatten beinahe alle seine Glieder gelähmt; er konnte mit der Hand nicht einmal seinen Mund berühren. Aber in diesem schwachen, durch Krankheit zerrütteten Körper wohnte eine starke, über physische Leiden erhabene Seele. Mit großen, für die Kirche und die gesammte Christenheit wohlthätigen Entwürfen bestieg er den römischen Stuhl; ward aber an deren Ausführung durch seinen, schon zwanzig Tage nach seiner Erhebung erfolgten Tod verhindert.

11. Um die nämliche Zeit, nämlich unter dem Pontificat Johannes VII. ward auch in der gallicanischen Kirche die Reihe heiliger Blutzeugen durch drei heilige Bischöfe vermehrt. Aber nicht aus den Händen der Heiden oder Götzendiener,

---

thun haben mag.« — An Kritikern und Tadlern der päbstlichen Handlungen und Verfügungen hat es zu keiner Zeit gefehlt; nur Schade, daß sobald man den jedesmaligen Gegenstand unbefangen untersucht, es sich stets ganz klar ergibt, daß der ausgesprochene Tadel blos Folge des Unverstandes oder bösen Willens ist.

sondern ihrer christlichen Landsleute, ja selbst ihrer eigenen Diöcesanen empfingen alle drei die Krone der Märtyrer. Der eine war der heilige Lambertus, Bischof von Mastricht, der andere der heilige Gaudinus von Soissons, und der dritte der heilige Tetrikus, Bischof von Auxerre. — Schon unter der Herrschaft des gewaltthätigen Ebroins war der heilige Lambert von seiner Kirche vertrieben worden, und hatte sich in eine Einöde bei Stavelo zurückgezogen. Als aber Pipin von Heristall das Regiment übernommen, und den, unter Ebroins Schutz, eingedrungenen Bischof Faramond wieder vertrieben hatte, ward auch Lambert von seiner Geistlichkeit und seinem ganzen Volke, mit Pipins Genehmigung, aus seiner Einöde zurückberufen, und unter dem größten Jubel der ganzen weitschichtigen Diöcese, auf seinem bischöflichen Stuhle wiederhergestellt. Mit seinem gewöhnlichen Flammeneifer ergab er sich nun auf das Neue wieder seinem heiligen Berufe, und da er gleich auf seiner ersten Visitationsreise in der Gegend von Tongern noch eine Menge heimlicher und öffentlicher Götzendiener entdeckte, so machte er deren Bekehrung nun zu seinem vorzüglichsten Tagwerk. Er selbst predigte und erklärte ihnen das Evangelium, zerstreuete durch die Kraft, die Gott in seine Worte legte, nach und nach alle Vorurtheile ihres heidnischen Aberglaubens, zog dabei durch seine Sanftmuth alle Herzen an sich, und machte nun in kurzer Zeit aus rohen Götzendienern solche aufrichtige, eifrige Christen, daß sie selbst ihre Götzen zertrümmerten und alles zu deren Dienste bisher nöthige Geräthe verbrannten. Aber während der heilige Bischof jetzt wilde Wölfe in folgsame Schafe umschuf, verwandelten sich Schafe aus seiner eigenen Heerde in reißende Thiere. Die beiden Brüder Gall und Riold, zwei ziemlich

mächtige Herren in jener Gegend, hatten längst schon auf mancherlei Weise die Kirche von Mastricht angefeindet; aber jetzt, da einer ihrer Anverwandten, Namens Dodon, im Hausdienste des Pipins, dessen Günstling geworden war, durchbrach ihre Frechheit alle Schranken. Mit gewaffneten Scharen überfielen sie die Güter und Maierhöfe der Kirche, raubten, plünderten, führten das Vieh hinweg, und erlaubten sich die schandbarsten Gewaltthaten. Diesen grausamen Muthwillen, diesen unerhörten Unfug konnten die Anverwandten und Freunde des Bischofes endlich nicht länger mehr dulden. Ohne den heiligen Lambert darum zu befragen, bewaffneten sie also ebenfalls ihre Leute, fest entschlossen, in Zukunft Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Bald kam es zum Handgemenge, und die beiden Brüder Gall und Riold wurden in einem Gefechte erschlagen. Als der mächtige und eben so übermüthige Dodon den Tod seiner Vettern erfuhr, schwur er, das Blut seiner Anverwandten nicht blos an den Leuten des Bischofes, sondern selbst an dessen eigener Person zu rächen. Einen zahlreichen Haufen Böswichter sandte er also unter der Anführung eines von demselben Gelichter, um Lambert auf seinem Gute bei dem kleinen Dorf Leodium nächtlicher Weile zu überfallen und, wenn sie seiner habhaft werden könnten, auch zu ermorden. Der Bischof schlief schon, als seine Diener in sein Gemach traten, und ihm anzeigten, daß eine Menge Bewaffneter, unter schrecklichen Flüchen und Drohungen, gegen das Landhaus anrücke. Lambert, entsprossen aus einem uralten adeligen fränkischen Geschlechte, war in frühern Jahren selbst ein tapferer Rittersmann gewesen; instinktmäßig, und weil er noch halb im Schlafe war, begehrte er ein Schwert; aber sogleich siegte die Gnade wieder über die Natur; er warf

es hinweg, und bemerkte, daß blos Gebet und das Beispiel Jesu Christi die einem Bischofe geziemen den Waffen wären. Während er noch sprach, drang schon ein Haufe von dem losen Gesindel in das Zimmer, ward jedoch eben so geschwind von den herbeieilenden beiden Neffen des Bischofes, obgleich sie blos mit Stöcken bewaffnet waren, wieder hinausgejagt. Der heilige Lambert fand jedoch dies nicht für gut, und bat vielmehr seine Neffen, daß wenn sie ihn wahrhaft liebten, sie sich jeder fernern Thätlichkeit enthalten möchten. „Aber hört Ihr nicht," sagte jetzt einer der beiden Neffen, „wie sie „draußen schreien und drohen, daß sie das Landhaus „in Brand stecken, und uns alle lebendig verbrennen „wollen". — „Nun gut," erwiederte Lambert, „so erinnert Euch aber auch, daß ihr durch eure „unbesonnener Weise, gegen sie geführte blutige Fehde, „Ursache seyd an dem Tod der beiden Brüder, bereuet also eure Sünde, ergebt Euch in den Willen „Gottes, und erwartet in Demuth und Geduld, „was der Herr über uns verfügen wird." — In Begleitung zweier seiner Geistlichen ging Lambert nun in seine Hauskapelle, und der erste Vers, der ihm, als er sein Psalmbuch aufschlug, in die Augen fiel, war: „Der Herr wird den Tod seiner Diener rächen." Mit kreuzweis über die Brust geschlagenen Armen, warf sich der Heilige jetzt auf die Erde und begab sich zum Gebete. Gleich darauf ward das Landhaus erstürmt, und alles, was den Räubern in die Hände fiel, auch ermordet. Aber in die Kapelle einzudringen, an den Heiligen selbst mörderische Hände zu legen; dies wagte doch keiner. Erst nach ziemlich langem Zaudern stiegen einige der ruchlosesten aus der Rotte auf das Dach der Kapelle, machten von oben eine Oeffnung, und tödteten den, noch auf der Erde liegenden, im Gebete

begriffenen Bischof mit Wurfspiesen, die sie nach ihm schleuderten. — Die heilige Leiche ward, als das Raubgesindel sich wieder verlaufen hatte, von einigen Dienern des erschlagenen Bischofes, welchen es gelungen war, den Schwertern und Wurfspiesen der Mörder zu entrinnen, zu Schiffe nach Mastricht gebracht, und dort begraben. Aber in der, mit dem Blute des Heiligen gefärbten Kapelle zu Leodium geschahen Wunder und Zeichen, und als endlich der heilige Lambert selbst seinem Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle, in mehrern nächtlichen Traumerscheinungen seinen Willen zu erkennen gegeben hatte, daß seine Gebeine nicht in Mastricht, sondern in Leodium ihre Ruhestätte haben sollten; übernahm der heilige Hubert, nachdem er sowohl durch eigenes Beten und Fasten, als auch durch allgemeine, in der ganzen Diöceſe angeordnete Bet- und Fasttage den Willen Gottes erkundet hatte, mit der größten Feierlichkeit die Uebertragung der Reliquie seines heiligen Vorfahrers von Mastricht nach dem Ort, wo derselbe den Tod eines heiligen Blutzeugen gestorben war. Eine prächtige Kirche ward zur Ehre des heiligen Märtyrers allda erbauet, und da die wunderbaren göttlichen Gnadenerweisungen sich eher mehrten, als verminderten; so zog dies eine Menge Volkes aus der umliegenden Gegend herbei; Viele davon siedelten sich an, und so entstand endlich aus dem, bisher ganz unbemerkten, kleinen Dörfchen Leodium die große Stadt Lüttich, in welche nachher selbst der bischöfliche Stuhl von Mastricht verlegt ward.

12. Gaudinus, Bischof von Soissons, der, weil selbst reinen Herzens, von untadelhaftem Wandel und auf Gott vertrauend, der Großen wie des Volkes Schalkheit in harten Worten rügte, ward um diese Zeit ebenfalls das Opfer seines frommen

Eifers. Einige der Vornehmern aus seinen Diöcesanen, die des heiligen Bischofes Vorwürfe, weil sie sich noch mehr als andere getroffen fühlten, nur desto stärker erbitterten, überfielen ihn, als er von einer Berufsreise zurückkehrte, unter Weges, und stürzten ihn in einen tiefen Brunnen. Das Martyrologium der französischen Kirche erwähnt seiner am eilften Februar.

13. Noch schändlicher und himmelschreiender war die Ermordung des heiligen Tetricus, Bischofes von Auxerre. Mit unerbitterlicher Strenge wachte dieser unerschrockene Eiferer für die Ehre Gottes über die Aufrechthaltung der, in der Kirche eben so nothwendigen, als heilsamen Zucht und Ordnung. Aber eben dadurch zog er sich den Haß seines mehr fleischlich als geistlich gesinnten Clerus zu, und Reginfried, Erzdiacon der Kirche von Auxerre, trieb endlich die Verruchtheit so weit, daß er seinem Bischofe, als er ihn eines Tages in seinem Zimmer schlafend auf einer Bank fand, einen Dolch in die Brust stieß. Nur fünfzehen Jahre hatte dieser ehrwürdige Bischof der Kirche von Auxerre vorgestanden. — Auch des heiligen Tetricus Leben beweißt die Wahrheit einer, von uns zwar schon oft gemachten, aber noch nie unsern Lesern mitgetheilten Bemerkung. Alle wahrhaft große und heilige Männer nämlich waren stets und zu allen Zeiten auch ungemein auf Erhöhung der, unsern Gottesdienst umgebenden äußern Pracht und Feierlichkeit bedacht; der Christen grenzenlose Ehrfurcht gegen die unendliche Majestät Desjenigen, der täglich auf unsere Altäre herabsteiget, sollte auch in äußern, von zeitlicher Pracht und Herrlichkeit schimmernden Zeichen sich kundgeben, und Alles, was die materielle Welt an Kostbarkeiten darzubieten hat, gleichsam an den Stufen des Thrones des göttlichen

Lammes hier niedergelegt werden. Daher die ungeheuern Summen, welche nicht nur so viele heilige Päbste und Bischöfe, sondern auch eine Menge, obgleich oft noch ziemlich weltlich gesinnter, aber in ihrem Herzen doch wahrhaft christlicher Monarchen und anderer Großen dieser Erde an Erbauung, Verschönerung, Bereicherung und Ausschmückung der Kirchen verwandt haben. Die Armuth war dabei doch nicht vergessen; und für wahre Dürftige und Nothleidende, durch die Kirche, vielleicht ungleich wirksamer und zugleich schonender gesorgt, auch überhaupt der Masse menschlichen Elendes ungleich weniger, als jetzt, wo den Kirchen nichts mehr geschenkt wird, und alle Tempelgaben höchstens nur in einem, drei Pfennige werthen Wachslichtchen bestehen, das allenfalls ein frommes Weiblein hie und da noch irgend einem Heiligen zu Ehren vor dessen Bildniß aufsteckt *). — Auch dem heiligen Tetrikus war

*) Wie oft wird man nicht von einer ganz eigenen, schmerzhaften, und zu den schwermüthigsten Reflexionen führenden Empfindung ergriffen, wenn man in eine, von der Hauptstadt nur etwas entfernte, mehr einsam gelegene Dorfkirche tritt. Wie, über allen Begriff, karg und ärmlich sieht da nicht alles aus! Die Wände halb schwarz und verschmutzt, die Fensterscheiben zerbrochen, die zum heiligen Opfer nöthigen Gefäße nicht einmal von einem edeln Metall, und die wenigen, hie und da hängenden, gewöhnlich nur von der Hand eines ganz gemeinen, groben Schmierers verfertigten Bilder eher zurückstoßend, als fromme Gefühle erweckend. Geschieht es aber endlich, daß die Decke der Kirche einzustürzen, oder der Regen durch das, von anhaltenden Stürmen halb abgedeckte Dach herein zu dringen droht; o, wie viele Mühe, welchen sauern Schweis, wie viele Gänge und Supliken kostet es alsdann nicht den armen Pfarrer, bis es ihm endlich gelingt, nach langem Zögern, Be-

daher die Feier des öffentlichen Gottesdienstes eine

---

sichtigen, Abschätzen, noch einmal Aufnehmen, und abermals Abschätzen ꝛc. eine Reparatur zu erwirken, deren Betrag oft keine 50 Thaler ausmacht. Aber ist dieser schändlich und schmachvoll verwahrlos'te, dem Spott und Hohn aller Unchristen preisgegebene Zustand so vieler Kirchen nicht eine offenbare Verkennung, ja wohl eine stillschweigende Lästerung der Majestät Desjenigen, zu dessen Ehre die Kirche erbaut ward, und zwar eine Kirche, die der Herr der Heerscharen, wo nicht täglich, doch jeden ersten Tag der Woche, mit ungleich größerer Herrlichkeit erfüllt, als einst selbst Salomons prächtiger Tempel niemals erfüllt ward? Fände man ein solches halb verfallenes, verlassenes, verwittertes Kirchelchen in der weitschichtigen, nordamerikanischen Provinz Cincinatus; so möchte man sich darüber trösten können; denn die Armuth und Entblösung der wenigen, über einer ungeheuern Strecke Landes zerstreuten Katholiken würden es vielleicht nicht anders gestatten. Was kann man aber sagen, wenn man solchen tief beugenden, mit dem überall, im öffentlichen, wie häuslichen Leben, zur Schau gestellten Ueberfluß und Reichthum so schrecklich contrastirenden Erscheinungen in Ländern begegnet, wo die Menge der aller Orden sich erhebenden, herrlichen Denkmäler der Baukunst, die prächtigsten Paläste, Schauspielhäuser, pracht- und kunstvollsten Landsitze, Kunsttempel ꝛc. beinahe größer ist, als der Sternenzahl am Firmament; und wo, sobald es darauf ankömmt, irgend einer fantastischen Idee des neuen Heidenthums zu huldigen, sogleich alle Künste und Künstler sich vereinigen müssen, und kein Aufwand, so groß er auch sein mag, gescheuet wird, damit ja nur das Opfer sowohl der Würde desjenigen, der es bringt, als auch der eingebildeten Gottheit, der es gebracht wird, vollkommen entspreche. — Freilich ist ein reines, lauteres Herz der Gottheit würdigster und heiligster Tempel. Aber dies wußten auch unsere fromme Vorfahren; gewußt haben es selbst tugendhafte Heiden, und dennoch zeugen die Ruinen aller ehemaligen, längst zerstörten griechischen und römi-

der wichtigsten Angelegenheiten seines oberhirtlichen

---

schen Götzentempel einstimmig von deren ehemaligen Größe und Pracht; und eben so fühlte es auch der gerade, kräftige christliche Sinn unserer Vorfahren, daß es sich nicht minder gezieme, auch durch äußere Pracht in Erbauung und Ausschmücken der Kirchen, ihre tiefe, grenzenlose Ehrfurcht gegen den Ewigen, Dem es darin zu wohnen gefällt, öffentlich zu beurkunden, und alles, was die materielle Welt für das Kostbarste erkennt, als ein Opfer zur Feier seines Dienstes, an den Stufen seines Altars niederzulegen. Welchen wohlthätigen, wahrhaft himmlischen Eindruck machte es nicht auf jedes, wir wollen nicht sagen, frommes, sondern nur einigermaßen christlich organisirtes Gemüth, wenn man in den wenigen, von äußern, oder innern Feinden, noch nicht völlig ausgeraubten, geplünderten und bestohlenen Kirchen einen Theil jener kostbaren Tempelgaben erblickt, die einst Könige, große Fürsten, ausgezeichnete Staatsmänner, mit Sieg gekrönte Feldherren, und selbst eine Menge, von Gott mit zeitlichem Wohlstand gesegneter Bürger allda niederlegten; besonders jene reichen Meßgewande und andere Kirchenornate, größtentheils gefertiget von den zarten Händen großer Fürstinnen, und edler Ritterfrauen, deren keuscher, reiner und frommer Sinn, mit Hülfe einer kleinen Nadel, Kunstgebilde hervorbrachte, die selbst die jetzt gepriesensten und bewundertsten ausländischen Stickereien weit hinter sich zurücklassen. Dieser fromme Sinn, diese Gott gefällige, lautere Herzens-Einfalt der Vorfahren sind nun freilich verloren und möchten vielleicht wohl unwiderbringlich verloren seyn, besonders wenn man sich erinnert, mit welcher freudigen Wuth, mit welcher dämonischen Geschäftigkeit und höllischem Jubel man zu Werke ging, als es darauf ankam, Kirchen und Klöster zu zerstören, niederzureißen, in Ställe, Magazine, Mauthhäuser, Packhöfe ꝛc. zu verwandeln. — Die Götzen des neuen Heidenthums, Stolz, Ueppigkeit, Wollust, Hoffahrt, Augen- und Sinnenlust erfodern jetzt zu viele Opfer, als daß dem ewigen, allein

Amtes. Mit Uebergehung aller, seiner Kirche von ihm gemachten, reichen Geschenke, und zu deren Verschönerung verwendeten Summen, wollen wir nur einer der merkwürdigsten, seiner vielen dahin zielenden bischöflichen Verordnungen erwähnen. In einer allgemeinen Versammlung der gesammten Geistlichkeit seiner Diöcese, worunter sich sehr viele Aebte, Erzpriester und Vorsteher geistlicher Orden befanden, machte Tetrikus in dem ersten Jahre seines Episcopats die Verordnung, daß, da die Anzahl der, bei der Cathedrale angestellten Geistlichen, zu einer würdevollern Feier des Gottesdienstes in derselben nicht hinreichend sey, dieser Mangel in Zukunft durch die gesammte Geistlichkeit der ganzen Diöcese sollte ersetzt werden. Jedem Abte, Erzpriester, so wie

---

wahren Christen-Gotte noch Etwas übrig bleiben könnte. Freilich schämt man sich für jetzt noch einigermaßen jener Gottheiten, gibt ihnen daher ganz andere Namen, sucht selbst auf mancherlei Weise sie zu idealisiren; aber unter jeder, auch der feinsten Hülle grinset einem doch stets die wahre, eckelhafte Götzengestalt entgegen. Nicht mehr blos von Symptomen und Vorboten des nahenden Heidenthums, sondern von dem wirklich beinahe überall hereingebrochenen Heidenthum kann jetzt die Rede seyn; und nur mit einem, aus den untersten Tiefen seiner Seele sich hervordrängenden Seufzer kann der betende Christ jetzt die zweite Bitte des Gebetes unsers Herrn noch aussprechen, die Bitte nämlich: "Dein Reich komme; das heißt: "Herr! Laß nicht länger mehr walten den Geist der Welt; thue Einhalt dem, sein Haupt immer frecher erhebenden Unglauben, dieser, von Anbeginn an mit deinem Fluch belasteten Mißgeburt des Stolzes und der Sinnlichkeit; setze der Macht der Hölle endlich einmal wieder ihr Ziel; erneure abermals das Antliz der Erde, und mache auf das neue, daß sie wieder voll werde Deiner Erkenntniß, Deiner Ehre, Deines Lobes und ewigen Preises!

den Geistlichen der verschiedenen Kirchen wurden nun der Monat und die Woche bestimmt, in welchen jeder derselben, um den Gottesdienst in der Hauptkirche zu verherrlichen, sich dahin begeben mußte. Keine Ausnahme ward gemacht; Keiner durfte fehlen und Keinem ward die auf solche Nachlässigkeit gesetzte Strafe nachgelassen. Der Oeconom der bischöflichen Kirche hatte den Befehl, allen Geistlichen, die pünktlich und zu rechter Zeit sich einstellten, während ihres Aufenthaltes in Auxerre eine bestimmte Gratification an Geld, Wein und Früchten zu reichen. Wer aber sich saumselig zeigte, dem ward eine Buße auferlegt, auch der Wein 40 Tage lang ihm entzogen. Da der heilige Tetrikus nicht nur zweckmäßige Verordnungen machte, sondern auch über deren Befolgung mit heilsamer Strenge wachte; so verstummten feierlicher Gesang und das Lob Gottes von jetzt an nie mehr in der Cathedrale von Auxerre.

VIII.

1. Ungefähr vier Wochen nach dem Tode des Pabstes Sisinnius, ward Constantin auf den päbstlichen Stuhl erhoben. Aus Syrien gebürtig, war auch Constantin ein Grieche; und so hatten nun in ununterbrochener Reihenfolge sieben Griechen nacheinander den Stuhl des heiligen Petrus bestiegen. Nur Tugend und ausgezeichnete Verdienste, verbunden mit großen Geistesgaben, hatten die römische Geistlichkeit zu diesen Wahlen bestimmt, auch alle sieben, wie wir gesehen, der Kirche des Sohnes Gottes mit eben so vieler Kraft als erleuchteter Weisheit vorgestanden. Schwerlich möchte man sich

irren, wenn man in dieser gewiß nicht unmerkwürdigen historischen Erscheinung einen Beweis finden wollte, daß gerade die vorzüglichsten, Geist- und Salbungs-vollsten Männer des Orients, den verkehrten in den griechischen Kirchen immer mehr vorherrschenden Geist durchschauend, und müde der eben deßwegen sich dort ununterbrochen erneuenden Spaltungen und Irrlehren, schon seit einiger Zeit nur gar zu gerne ihr Vaterland und ihre, schon so oft entweiheten Kirchen verließen, um ungestört in Rom, an den nie getrübten Quellen göttlicher Wahrheit Nahrung für ihren Geist, und an den Gräbern der heiligen Apostel und unter den schützenden Flügeln ihrer Nachfolger, Ruhe für ihre Seelen und endlich auch jenen Frieden zu finden, dessen sie, wie sie wohl voraussahen, sich in dem Orient nur selten würden zu erfreuen haben.

2. Aber schon in dem ersten Jahre seines Pontificats ward Pabst Constantin, durch den Ungehorsam des Erzbischofes von Ravenna nicht wenig betrübt. Damian, welcher als Bischof dieser Kirche vorgestanden, war gestorben, und an dessen Stelle Felix, ein kleiner hagerer Mann, jedoch nicht ohne große Geistesgaben, aber dabei von stolzem, hochfahrendem Sinne, auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben worden. Seit den, zwischen dem römischen Stuhle und jenem von Ravenna, wegen des Letztern ungegründeten Ansprüchen auf Autocephalie oder Unabhängigkeit, stattgehabten Irrungen, war es zur Sitte geworden, daß der neu gewählte Erzbischof von Ravenna dem Pabst eine Erklärung ausstellte, in welcher er seine Abhängigkeit von dem römischen Stuhl anerkannte, und allen jenen eingebildeten Rechten und Ansprüchen feierlich entsagte. Felix, der von Constantin in Rom war ordinirt worden, wei-

gerte sich anfänglich, eine solche Urkunde zu unterzeichnen; jedoch eingeschüchtert durch die kaiserlichen Beamten in Rom, welche ihm die gefährlichen Folgen dieser Weigerung vorstellten, nahm er den Schein an, sich der Ordnung zu fügen; übergab aber eine, beinahe völlig im entgegengesetzten Sinn abgefaßte Erklärung. Als ein sprechendes Document des stolzen Ungehorsams des Bischofes von Ravenna, ließ der Pabst sie in dem Archiv der römischen Kirche und zwar in dem Schrank des heiligen Petrus niederlegen.

3. Aber nur zu bald hatte Felix Ursache, seinen Ungehorsam und seine Vermessenheit zu bereuen. Früher, als er es vielleicht vermuthete, erreichte ihn die strafende, aber durch ihre Züchtigung ihn auch wieder zur Besinnung führende Hand der Vorsehung. Er gerieth in die Schlinge, welche Theodor, Statthalter von Sicilien, als er mit seiner Flotte in den Hafen von Ravenna eingelaufen war, den Vornehmsten der Einwohner gelegt hatte *), ward gebunden und geknebelt, in den untern Raum eines Schiffes gebracht, nach Constantinopel transportirt, dort geblendet und nach Cherſona verbannt. Ferne von jenen unruhigen Köpfen unter seiner Geistlichkeit, von welchen er vorzüglich zu seiner Empörung gegen den römischen Stuhl war gereizt und darin bestärkt worden, hatte Felix nun fünf Jahre hindurch Zeit und Muse, das Thörichte seiner ehemaligen Anmaßungen einzusehen, seinen sträflichen Irrthum zu bereuen, und in dem vollen Bewußtseyn seiner schweren Schuld, sich unter der, aus erbarmender Liebe ihn züchtigenden Hand Gottes zu demüthigen.

*) Man sehe der Fortsf: 9. B. 9. Absch. §. 10.

4. Dem Kaiser Justinian, oder wahrscheinlicher den, ihn hierin leitenden Hofbischöfen, lag noch immer die päbstliche Bestätigung des sogenannten Conciliums Quinisextum sehr am Herzen. Wie es scheint, waren sie wenig damit zufrieden, daß Pabst Johannes VII. die trullanischen Beschlüsse, zwar unabgeändert, aber auch unbestätigt wieder zurückgeschickt hatte. An den gegenwärtigen Pabst erging also jetzt eine, einem Befehle nicht sehr unähnliche Einladung des Kaisers, sich unverzüglich zu ihm nach Constantinopel zu begeben. Sehr schmeichelhaft war zwar das kaiserliche Einladungsschreiben abgefaßt; aber der Griechen bis zur Virtuosität getriebene Falschheit und Verstellungskunst war den Römern ebenfalls nicht unbekannt; und zudem auch die grausame Mißhandlung des heiligen Pabstes Martin zu Constantinopel noch in ganz frischem, lebendigem Andenken. Die Reise war also nichts weniger als gefahrlos. Aber mit der, eines Statthalters Jesu Christi würdigen Unerschrockenheit entschloß sich dennoch der Pabst sogleich, dem Verlangen des Kaisers zu entsprechen, legte vertrauungsvoll sein Schicksal in den Händen der Vorsehung nieder, und schiffte sich schon in den ersten Tagen des Octobers 710 in dem Hafen von Porto nach Constantinopel ein. Zwei Bischöfe, drei Priester, ein Diacon und sämmtliche höhere päbstliche Hausbeamten waren des Pabstes Begleiter auf dieser Reise.

5. Die Ursache, warum Justinian den Pabst zu sich berief, ist leicht zu errathen; aber demungeachtet bleibt die ganze Geschichte dieser Reise, so wie der Zusammenkunft des Pabstes mit dem Kaiser ein unauflösbares Räthsel; und nichts ist, wenigstens in dem natürlichen Wege, unerklärbarer,

und mit dem bekannten stolzen und grausamen Charakter des Despoten unvereinbarer, als dessen jetziges, wahrhaft Staunen erregendes Betragen gegen den Pabst. Wahrscheinlich hatte Justinian gegen den Pabst Arges im Sinne; *) aber Gott sandte seine Schrecken in das Herz des gekrönten Tigers; es ward zahm, und geblendet von dem höhern Glanze der, das geheiligte Oberhaupt der Kirche umleuchtenden Majestät, sank Justinian demuthsvoll zu den Füßen Constantins.

6. Schon in Otranto, wo der Pabst die härtesten Wintermonate zubrachte, erhielt er vom Kaiser ein neues Schreiben, und mit diesem die Abschrift eines kaiserlichen Patents, in welchem allen Civil- und Militärbehörden war befohlen worden, dem Pabste aller Orten, wo er hinkommen würde, die nämlichen Ehrenbezeugungen, wie dem Kaiser selbst, zu erweisen. Von jetzt an war die ganze Reise des Pabstes ein wahrer Triumphzug. Aus der Ferne, und von den umliegenden Inseln kamen alle Statthalter, die Befehlshaber der Landheere und Flotten, die Präfekte, alle höhern und niedern Beamten, alle Bischöfe an der Spitze ihrer ganzen Clerisei, unter einem, alle Begriffe übersteigenden Volkszulauf herbei, um den Pabst ehrfurchtvollst zu begrüßen, und dessen Segen zu erhalten. Man konnte sagen, der ganze Orient sey jetzt in Bewegung,

*) Wenige Tage nach der Abreise des Pabstes, kam der Exarch Johannes mit dem Beinamen Rhizocopus nach Rom, ließ vier der angesehensten Geistlichen der römischen Kirche verhaften, und, ohne daß man je den Grund davon erfahren hätte, in dem Gefängniß hinrichten. Ein ziemlich starker Beweis, daß auch gegen den Pabst der Kaiser nichts sehr Gutes im Schilde führte.

um die Ankunft des sichtbaren Statthalters Christi nach Würde zu feiern. Bis sieben Meilen von Constantinopel kamen dem Pabste, der schon zum Augustus erklärte Sohn des Kaisers, der junge Tiberius in Begleitung aller Reichs-Würdenträger, des gesammten Senats, des ganzen hohen Adels, und auch des, erst unlängst auf den Stuhl von Constantinopel erhobenen Patriarchen Cyrus, an der Spitze seiner zahlreichen Geistlichkeit und einer zahllosen, zum Theil selbst aus den umherliegenden Provinzen herbei geströmten Volksmenge entgegen. Alles war in festlicher Kleidung; die Geistlichkeit und die Vornehmsten aus dem Volke hatten brennende Wachsfackeln in der Hand, und die ganze Gegend ertönte von feierlichem Psalmen- und Hymnengesang. Als die ersten Begrüßungen und Ehrfurchtsbezeigungen vorüber waren, wurden die kaiserlichen Pferde vorgeführt; ihr Geschirr schimmerte von Gold und edeln Steinen; der Pabst und sein Gefolg bestiegen sie, und unter dem ununterbrochenen, frohen Zuruf eines unabsehbaren, ganz von Freude trunkenen Volkes hielt nun Constantinus seinen Einzug in Constantinopel. Zu seinem Empfang war der prächtige Palast Placidia gerichtet, und zu seiner Bedienung standen die vornehmsten Hofbeamten in Bereitschaft. Die Tage, welche der Pabst sich in Constantinopel aufhielt, waren ein ununterbrochenes Freudenfest. Alle öffentliche Verwaltungs-, wie bürgerliche Geschäfte standen still, und alle Einwohner der ungeheuern Stadt, gleichsam nur von einem Gedanken, nur von einer Empfindung beseelt, wetteiferten mit einander in festlichen Aufzügen und Freudenbezeigungen über das Glück, den großen Friedensfürsten, den Vater der Christenheit innerhalb ihrer Mauern zu besitzen.

7. Justinian befand sich zu Nicäa in Bithynien; sobald er die Nachricht von des Pabstes Ankunft in Constantinopel erhalten hatte, sandte er ihm ein, in den ehrerbietigsten Ausdrücken abgefaßtes Dankſagungsschreiben, daß er, um ihn mit seinem Besuche zu beehren, eine so weite und beschwerliche Reise unternommen hätte. Er bat ihn zugleich, nach Nikomedien zu kommen, wohin er selbst sich ebenfalls unverzüglich begeben würde. — Als an dem Tage ihrer Zusammenkunft der Kaiser den Pabst zu Gesicht bekam, stieg er, obgleich noch in ziemlicher Entfernung von demselben, vom Pferde, ging dem Pabst entgegen, warf sich mit der Kaiserkrone auf dem Haupte zur Erde, und küßte dem heiligen Vater die Füße *). Der Pabst hob ihn auf, und beide umarmten sich nun zärtlich im Angesichte eines

*) In die autem, qua se invicem viderunt, Augustus christianissimus cum regno in capite sese prostravit, pedes osculans Pontificis. Deinde in amplexum mutuum corruerunt; et facta est laetitia magna in populo, omnibus aspicientibus tantam humilitatem Principis. — (Anast. in Constant.) Die Ceremonie des Fußkusses war damals, wie wir schon bemerkt haben, nur an dem Tage der Erhebung eines neuen Pabstes üblich. Es ist gewiß nicht ganz unmerkwürdig, daß gerade ein, von dem Gefühle seiner Herrscherallmacht so völlig berauschter Kaiser, wie Justinian II., der erste Monarch war, welcher dem Pabste diese, von der tiefsten Ehrfurcht gebotene Ehrenbezeigung aus freiem, und selbst unerklärbarem Antrieb erwieß. Man möchte beinahe sagen, Justinian habe in jenem Momente mit dem Auge eines Sehers in noch ferne Zukunft geschaut, und die ganze, endlose und glänzende Reihe von Kaisern, Königen und großen Fürsten erblickt, welche einst gleich ihm, der Heiligkeit des erhabenen Oberhauptes der Kirche den nämlichen Tribut der Ehrfurcht und Bewunderung zollen würden.

zahlloſen Volkes, das jetzt nicht länger mehr ſich zurückhaltend, in lautem Jubel ausbrach. — Am darauf folgenden Sonntag hielt der Pabſt ein feierliches Hochamt, und Juſtinian empfing aus den Händen deſſelben die heilige Communion. Während der Tage, welche der heilige Vater ſich in Nicomedien aufhielt, erſchöpfte ſich gleichſam der Kaiſer in Ehren- und Freundſchaftsbezeigungen gegen denſelben. Er hatte mehrere geheime Unterredungen mit dem Pabſte, bei welchen niemand gegenwärtig war, als der, den Pabſt auf dieſer Reiſe begleitende Diacon Georg, einer der geiſtvollſten und gelehrteſten Männer Roms, der jedoch vielleicht damals nicht ahndete, daß er einſt Conſtantins Nachfolger auf dem Stuhle des heiligen Petrus ſeyn würde. Nach jeder Unterredung empfahl ſich der Kaiſer auf das dringendſte dem Gebete des heiligen Vaters, ihn bittend, ihm von Gott Verzeihung aller ſeiner Sünden zu erflehen. Juſtinian erneuerte hierauf alle, der römiſchen Kirche und der Stadt Rom, von den Kaiſern, ſeinen Vorfahren, ertheilten Privilegien, und ſtellte dem Pabſte es frei, noch länger zu bleiben, oder wieder nach Rom zurückzukehren. Obgleich die Geſundheit des heiligen Vaters etwas angegriffen war, reißte er doch bald darauf, mit Genehmigung des Kaiſers, von Nicomedien ab, ward auf der Rückreiſe in allen Städten, durch welche ſein Weg ihn führte, wieder mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen, fand in Gaëta, wo er an das Land trat, den größten Theil der Cleriſei ſeiner Kirche und Roms ganzen Adel verſammelt, und kam endlich zur größten Freude von ganz Italien, am vierundzwanzigſten October des Jahres 711, mithin nach einer Abweſenheit von einem ganzen Jahre, in Rom wieder an.

8. Drei Monate nach des Pabstes Zurückkunft kam schon die Nachricht von der Ermordung des Kaisers und der Thronerhebung eines Armeniers, Namens Philippicus, sammt dem abgeschlagenen Kopf des erstern, welchen der neue Emporkömmling in alle Provinzen des Reiches sandte, ebenfalls in Rom an. Aufrichtig betrauerte der Pabst das Schicksal eines Monarchen, der, nicht ohne Anlagen und bei einer nicht zu verkennenden Charakterstärke, wo nicht ein guter, doch auch kein ganz schlechter Regent hätte werden können, aber, weil sinnlos berauscht an dem, leider schon in frühester Jugend ihm dargereichten Taumelkelch der Allmacht, und daher unvermögend, über sein von Leidenschaften zerrissenes Herz auch nur einen Augenblick zu gebieten, nun mit allen Kräften seines Geistes und Verstandes blos zum Verderben der Menschheit wucherte, und so eine der schrecklichsten und grausamsten Geißeln derselben ward.

9. Aber noch ungleich traurigere und verhängnißvollere Nachrichten trafen jetzt schnell nach einander von Constantinopel in Rom ein. Der neue Kaiser, schon vor mehreren Jahren von einem monothelitischen Mönch bethört, nahm auf das neue den Monothelismus mit einer Art fanatischer Wuth wieder in Schutz. *) Schon bei seiner Ankunft in Constantinopel erklärte er, daß er nicht eher den

*) Jener Mönch hatte nämlich vor mehreren Jahren dem Philippikus, welcher damals Bardanes hieß, vorausgesagt, daß er einst Kaiser werden, aber seine Herrschaft nur dann glücklich und von langer Dauer seyn würde, wenn er das sechste Concilium unterdrückte, und die Lehre der Monotheliten wieder in den Kirchen einführte.

Palaſt betreten würde, bis man das groſse, in dem Vorſaale hängende, das ſechſte ökumeniſche Concilium darſtellende Gemälde hinweggenommen hätte. Er entſetzte gleich in den erſten Tagen den rechtgläubigen Patriarchen Cyrus ſeiner Würde, und erhob auf den Patriarchenſtuhl einen Monotheliten, Namens Johannes. Bald darauf berief er ein Aftercon-cilium zuſammen, in welchem das ſechſte ökumeniſche Concilium von den nämlichen Biſchöfen, wovon der gröſste Theil demſelben entweder in Perſon beige-wohnt, oder es doch angenommen und mit Mund und Herz ſich dazu bekannt hatte, nun verdammt und monotheliſtiſche Ketzerei zur Richtſchnur des Glaubens gemacht ward. Alle Namen, welche das ſechſte Concilium gebrandmarkt hatte, wurden wieder in den Dyptichen eingetragen; dem Andenken groſser und heiliger Männer ward dafür das Anathema ge-ſprochen, und endlich wurden auch die, mit den eigenhändigen Unterſchriften des Kaiſers, des Pab-ſtes und der übrigen Biſchöfe verſehenen Original-akten des ſechſten Conciliums öffentlich verbrannt. Unter den vielen griechiſchen Biſchöfen gab es jetzt abermals nur wenige, an deren Thüren Schande, Schmach und Fluch, ohne bei ihnen einzukehren, ſchleichend vorüber gingen, die folglich die Heiligkeit ihres hohen Berufes nicht durch Feigheit und Treu-loſigkeit befleckten, aber eben deswegen auch von ih-ren Kirchen vertrieben, und an die entfernteſten Orte verbannt wurden.

10. Aber einen erfreulichen Beweis gab jetzt das römiſche Volk von ſeiner treuen Anhänglichkeit an die Kirche und deren Lehre. Da es nämlich ge-hört hatte, daſs der Kaiſer, wenn anders jener ſchnell vorübergehende Emporkömmling dieſen Namen ver-dient, um das ſechſte ökumeniſche Concilium zu

schmähen, das Gemälde davon in seinem Palaste hatte herunter reißen, und öffentlich verbrennen lassen, duldete es ebenfalls nicht, daß des Kaisers Bildniß, wie es Sitte war, in den Kirchen, oder andern, der Frömmigkeit geweihten Orten aufgestellt ward; selbst die mit seinem Bildniß geprägten Münzen wollte es nicht annehmen; gestattete ebenfalls keine öffentlichen Gebete für einen solchen Kaiser; und als Philippikus jetzt gerade einen neuen Gouverneur nach Rom sandte, wollten die Römer ihn durchaus nicht annehmen. Es kam darüber zu einem blutigen Handgemenge, wobei von beiden Seiten mehrere Personen getödtet wurden; und sicher würde noch mehr Blut geflossen seyn, hätte der Pabst nicht augenblicklich Einige seiner Geistlichkeit gesandt, die, mit dem Evangelienbuch in der Hand, das Volk zum Frieden und zur Unterwürfigkeit ermahnten, die erhitzten Gemüther einigermaßen besänftigten, und so die Streidenden wieder von einander trennten.

11. Aber nicht blos im Orient, auch selbst im Abendlande sollte der monothelitische Wahn wieder die Oberhand erhalten. Philippikus hatte also sogar die Frechheit, sein, mit eutychianischer und monothelitischer Ketzerei angefülltes Glaubensbekenntniß dem Pabste nach Rom zu schicken. Natürlicher Weise ward es von dem heiligen Vater und der römischen Geistlichkeit nicht angenommen und, bezeichnet mit dem Brandmal der Verwerfung, dem tollen Despoten in Constantinopel wieder zurückgeschickt. Philippikus ging nun in seiner Raserei so weit, daß er selbst das heilige Concilium von Chalcedon, weil man ihm sagte, daß die Glaubensdefinition des sechsten Conciliums sich vorzüglich auf jenes stützte, durch ein neues Concilium seiner feigen, ihm zu Gebote stehenden Bischöfe wollte verdammen

lassen. Aber dem Unfug, der keine bleibenden Folgen haben, sondern die Kirche nur vorübergehend betrüben sollte, machte nun die Hand der Vorsehung ein Ende. Der, auch durch seine übrige Schlechtigkeit seinem Hofe, wie dem Volke verächtlich gewordene Philippicus ward, nach einer kurzen Herrschaft von einem Jahre und einigen Monaten wieder entthront; und Er und der monothelitische Mönch, welcher ihn vor einigen Jahren zum Narren gemacht hatte, empfingen nun zu gleicher Zeit dieselbe, ihrem Verbrechen ganz analoge Strafe. Der Mönch nämlich ward von Gott mit Blindheit geschlagen, und dem entthronten Philippicus wurden beide Augen aus dem Kopf gestochen; und so waren die beiden geistig-blinden nun ebenfalls auch körperlich blind.

12. Philippicus Nachfolger, Anastasius, war ein rechtgläubiger Fürst. Sogleich proclamirten die gerade an dem Hoflager sich aufhaltenden griechischen Bischöfe das sechste Concilium auf das neue wieder als ein wahres, heiliges ökumenisches Concilium. Ein anderes Gemälde davon ward jetzt eben so schnell von einem eilfertigen Künstler verfertiget, und in dem Pallaste, den Bildern der fünf frühern allgemeinen Concilien zugesellt; auch von den Acten des 6. Conciliums eine neue Abschrift verfertiget, und in dem kaiserlichen Archiv wieder niedergelegt. Der neue Kaiser selbst zögerte nicht, sein Glaubensbekenntniß nach Rom zu senden. Mit der wahren Lehre war es vollkommen übereinstimmend, gereichte daher dem Pabste und der römischen Kirche zu nicht kleinem Troste. Auch der monothelitische Patriarch Johannes eilte jetzt über Hals und Kopf, dem Pabste in einem, in den unterwürfigsten Ausdrücken abgefaßten Synodalschreiben ein vollkommen orthodoxes Glaubensbekenntniß zu senden, den heiligen Vater

hoch und theuer versichernd, daß er in seinem Herzen der reinen Lehre nie sey untreu geworden.

13. Des Patriarchen Brief an den Pabst ist ein Muster gewandter, griechischer Dialektik, und machte, in so ferne das, was Johannes dem heiligen Vater schrieb, wirklich der wahre und unverfälschte Ausdruck seiner Gesinnungen und Gefühle war, auch seinem Herzen nicht mindere Ehre wie seinem Verstande. Das Schreiben beginnt mit einem eben so wahren, als schönen Bilde, in welchem er den Pabst mit dem Haupte des menschlichen Körpers vergleicht, welches allen Gliedern desselben gebeut, sie in Bewegung setzt, ihre Bewegungen leitet, und wenn eines derselben erkrankt oder verwundet ist, die zur Widergenesung führenden Gebrauchsmittel vorschreibt, und zu dessen Heilung, so wie zur Linderung seiner Schmerzen alle übrigen Glieder des Körpers hülfreich vereint. Der Patriarch geht sodann zur Hauptsache über, berichtet zuerst dem Pabste, was gegen die Kirche und das sechste Concilium der entsetzte Kaiser vorgenommen, schreibt es dessen tyrannischer Regierung zu, daß er so lange habe zögern müssen, nach seiner Ernennung zum Patriarchen, dem Pabste das übliche Synodalschreiben zu senden, und sucht seine gesetzwidrige Erhebung auf den Patriarchenstuhl dadurch zu entschuldigen, daß er dem Pabste versichert, Philippikus habe einen fremden, der Kirche von Constantinopel nicht angehörigen, völlig in der monothelitischen Ketzerei befangenen Geistlichen zum Patriarchen ernennen wollen; um dieses Uebel abzuwenden, habe die Geistlichkeit seiner Kirche sich für ihn bei dem Kaiser verwendet, und seine Erhebung, obgleich gegen seinen Willen, erwirkt. Johannes übernimmt hierauf auch die Rechtfertigung der übrigen Bischöfe, welche bei dem After-

concilium des Philippikus ſich eingefunden hatten. Keiner derſelben, verſichert der Patriarch, ſey in ſeinem Herzen von der wahren Lehre abgefallen, alle wären ihr treu geblieben, hätten nur, um noch größere Gefahren und Uebel von der Kirche abzuwenden, den tyranniſchen Foderungen des Kaiſers ſich gefüget, jedoch im Ganzen genommen blos unbedeutende Abänderungen gemacht, und an die Stelle jener Ausdrücke, welche der Tyrann durchaus habe unterdrückt wiſſen wollen, ſtets nur ſolche geſetzt, welche durchaus das Nämliche bezeichneten. In ſehr demüthigen, von wahrer Reue zeugenden Ausdrücken bittet endlich Johannes den heiligen Vater, daß er ihm, wie den übrigen griechiſchen Biſchöfen verzeihen, auch dieſes Synodalſchreiben mit einer wohlwollenden Antwort beehren möchte.

14. Ueber dieſe glückliche, und doch, wenigſtens ſobald noch nicht gehoffte Veränderung der kirchlichen Angelegenheiten in dem Orient, war Conſtantin ungemein erfreut. Er fand es zwar nicht für gut, dem Patriarchen Johannes, auf deſſen Synodalſchreiben zu antworten; ſandte aber nach Conſtantinopel einen Prieſter der römiſchen Kirche, Namens Michael, mit der Vollmacht, alle gefallenen Biſchöfe, Prieſter und Diaconen, wenn ſie aufrichtige Reue zeigten, mit dem römiſchen Stuhle wieder auszuſöhnen *).

*) Da der Patriarch Cyrus nicht nur ungerechter Weiſe, ſondern auch von einer, hiezu gar nicht befugten Macht war abgeſetzt worden, ſo konnte man auch, ſo lange Cyrus lebte, den Johannes nicht als den wahren Patriarchen, ſondern als einen eingedrungenen betrachten. Aus dieſem Grunde antwortete auch der Pabſt nicht auf das Synodalſchreiben deſſelben, indem

15. Auch der ehemalige, aber nun seiner Augen beraubte Bischof Felix von Ravenna war indessen aus seiner Verbannung wieder nach Rom zurückgekommen. Seine früheren Verirrungen bereuend, demüthigte er sich jetzt vor dem Pabste, überreichte die, von ihm vor einigen Jahren so hartnäckig verweigerte schriftliche Erklärung der Abhängigkeit des Stuhles von Ravenna von jenem in Rom, und ward, obgleich blind, von dem Pabste in sein Bisthum wieder eingesetzt. Bald darauf starb Constantin am 7. April des Jahres 715, nachdem er gerade sieben volle Jahre mit erleuchteter Weisheit, und unter sichtbarem Segen von oben, der Kirche des Sohnes Gottes vorgestanden hatte. Eine dreijährige, durch feindliche Einfälle und widrige Naturereignisse herbeigeführte große Theurung gab seinem edeln

ein solches päbstliches Antwortschreiben eine förmliche Anerkennung des Johannes in der Patriarchenwürde gewesen wäre. Als Johannes dem Nachfolger des Pabstes Constantins, dem Gregor II. ebenfalls ein Synodalschreiben sandte, war Cyrus gestorben, und nun nahm der Pabst keinen Anstand das Synodalschreiben zu beantworten. Bald darauf starb Johannes selbst, und hatte zum Nachfolger auf dem Patriarchenstuhl den Germanus, Bischof von Cycicum. Eine solche Versetzung von einem bischöflichen Stuhl auf den andern ist eigentlich gegen die Canons. Bei wichtigen Veranlassungen dürfen jedoch Ausnahmen gemacht werden, auch waren derselben schon mehrmals gemacht worden. Sehr wichtige Gründe rechfertigten die Versetzung des Bischofes von Cycicum; auch geschah sie in einer vollen Versammlung sämmtlicher Priester, Diaconen und übrigen Geistlichen der Kirche von Constantinopel, und zwar auf Bitten des Senats und des Volkes, und in Gegenwart und mit der Genehmigung des, an dem Hofe von Constantinopel residirenden päbstlichen Apocrysiarius Michael.

Herzen Gelegenheit, ſich in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit zu entfalten. Seine Freigebigkeit kannte in dieſen Zeiten der Noth gar keine Schranken; ſie erſtreckte ſich über zahlloſe Individuen, wie über ganze Städte und Gegenden, viele Tauſende hatten ihm ganz allein ihr Leben und ihre Erhaltung zu danken, und Rom und ganz Italien waren voll ſeines Lobes. Obgleich zur höchſten Würde erhoben, von dem Kaiſer, wie wir geſehen, mit noch nie erhörten Ehrenbezeugungen überhäuft, von den Königen der Longobarden, Franken und Angelſachſen mit der größten Ehrfurcht behandelt, und von dem ganzen Orient gleichſam auf den Schultern nach Conſtantinopel und von da wieder zurück nach Rom getragen, verleugnete ſich doch ſelbſt auf dieſer hohen Stufe menſchlicher Herrlichkeit nie ſeine tiefe, nur einer wahrhaft erhabenen chriſtlichen Heldenſeele eigene Demuth, die in Verbindung mit ſo vielen ausgezeichneten Gaben des Geiſtes, und ſo trefflichen Eigenſchaften des Herzens, ſeinen Verdienſten nur einen noch höhern Glanz ertheilte, und wie mit der Kraft eines Magneten jedes Gemüth unwiderſtehlich an ſich zog. Während ſeines ſiebenjährigen Pontificats nahm er eine einzige Ordination vor, in welcher er nur zehen Prieſter und zwei Diaconen, aber zu verſchiedenen andern Zeiten vierundſechzig Biſchöfe weihete. Begraben ward er in der St. Peterskirche, und von den Römern, wie von der ganzen Chriſtenheit aufrichtig betrauert. Von dieſem Pabſte iſt ein Brief auf uns gekommen an den fränkiſchen Biſchof Ebald von Vienne. Er ſagt darin, daß er ihm, ſeinen Bitten und ſeinen Wünſchen gemäß, einige Reliquien überſende, nämlich Feilſtaub von den Ketten des heiligen Petrus, ferner Etwas von dem Rock unſers göttlichen Erlöſers, und dem Schwamm, mit welchem Jeſus am Kreuze mit Gall

und Essig getränkt ward. Sämmtliche heilige Reliquien waren in einem, mit vieler Kunst gearbeiteten, silbernen Kästchen eingeschlossen und versiegelt. Diesen Brief findet man in der floriacensischen Bibliothek. — Zu seinem Nachfolger hatte Constantin den bisherigen Diacon und Bibliothekar der römischen Kirche, der vierzig Tage nach dem Tode seines würdigen Vorfahrers, unter dem Namen Gregor II. den apostolischen Stuhl bestieg, und mit dessen Pontificat nun abermals eine der merkwürdigsten Epochen für die Geschichte des Christenthums, wie für die Völkergeschichte beginnt.

IX.

1. Byzantinische Geschichte. — Den Staat von einem Tyrannen zu befreien, ist ein Leichtes, aber die Tyrannei selbst zu stürzen ungleich schwerer; und zu tief hatte diese längst schon in der Verfassung, wie in dem sclavischen, gehaltlosen Charakter der Griechen gewurzelt. Was man also durch Justinians Ermordung gewann, war blos ein Wechsel des Tyrannen und dessen tyrannischer Launen. Bardanes Philippikus war ein eben so werthloser Regent, als schlechter Christ. Da er die Gabe besaß, sich mit Leichtigkeit auszudrücken, so stellte er im Kreise seiner Räthe, oder Höflinge die schönsten Maximen der Tugend und Staatskunst zur Schau; erwieß sich aber in allen seinen Handlungen als einen, nicht blos unfähigen, sondern auch durchaus verdorbenen, bodenlos-schlechten Menschen. Während Sarazenen und Bulgaren die römischen Provinzen verheerten, und raubend und mordend bis an die

Thore von Constantinopel streiften, schwelgte Philippikus, in Trägheit versunken, unbekümmert in seinem Pallaste, vergeudete die, durch die Raubsucht seines Vorfahrers angehäuften Schätze in üppigen Gelagen und prachtvollen Festen, überließ sich zügellos den schändlichsten Lüsten, raubte ehrsamen Männern ihre Frauen, ließ sogar Gott geweihete Jungfrauen, wenn er von ihrer Schönheit gehört hatte, aus ihren Klöstern gewaltsam entführen, und ward durch dieses unwürdige, schandvolle Betragen bald ein allgemeiner Gegenstand des Ekels und der Verachtung.

2. Zwei Patricier, Georg Buraphas und Theodor Myaces, wovon der erstere dem Heere in Phrygien und am Hellespont vorstand, beschlossen, der Schmach, womit der gehaltlose Emporkömmling den Thron und das Reich bedeckte, ein Ende zu machen. Georg schickte einen, ihm ganz ergebenen, dabei kühnen und unternehmenden Officier, Namens Rufus, mit einigen Soldaten verkleidet, nach Constantinopel, mit der Weisung, sich mit Theodor zu benehmen, und dann zur Ausführung ihres Vorhabens den ersten günstigen Augenblick zu benutzen. Die Verschwornen durften nicht lange warten. Am Vorabend des Pfingstfestes gab Philippicus zur Feier seines Geburtstages dem Volke prachtvolle Spiele der Rennbahn, zog hierauf, an der Spitze einer eben so glänzenden als zahlreichen Cavalcade, mit tausend auf das geschmackvollste und sinnreichste geschmückten Fahnen, und unter dem Schall von tausend Trompeten durch die Straßen von Constantinopel, stieg bei den Bädern des Xeusippus ab, erfrischte sich in denselben, und gab dann, als er in seinen Palast zurückgekommen war, dem gesammten Adel von Constantinopel ein herrliches

Mahl. Gewöhnlich stand Philippicus völlig berauscht von der Tafel, und ging hierauf in sein Gemach, um den Rausch wieder auszuschlafen. Da dieses nun mit zu der kaiserlichen Tagesordnung gehörte; so zählten auch Trabanten und die übrige Dienerschaft auf diese Stunde, bekümmerten sich dann wenig um die, ihren Rausch ausschlafende Majestät, und gingen ihren eigenen Vergnügungen oder Geschäften nach. Den Verschwornen, die alles dieses wußten, war es nun leicht, besonders bei der heute, des schwelgerischen Festes wegen, in dem Pallaste herrschenden Unordnung, sich in denselben einzuschleichen; unbemerkt kamen sie in das kaiserliche Gemach, fanden den Philippicus berauscht und schlafend, wickelten ihn in einen Teppich ein, und trugen ihn, ohne irgend eines Menschen Aufmerksamkeit zu erregen, eiligst nach dem Hyppodrom. Jetzt erst erwachte Philippicus aus seinem Todesschlafe. Mit dem, ihm schon zur Gewohnheit gewordenen Herrscherton fragte er, was dies zu bedeuten habe. Aber ganz trocken sagten ihm die Verschwornen, daß man eines so feigen Tyrannen, wie er sey, längst schon müde wäre; stachen ihm hierauf die beiden Augen aus, sperrten ihn in der Kleiderkammer der grünen Faktion auf dem Hyppodrom ein, gingen hierauf ganz unbekümmert fort, und überließen den, noch vor einer Stunde von den sclavischen Ehrenbezeugungen und Schmeicheleien seiner Höflinge, eben so sehr wie von Wein und Musik berauschten Kaiser nun völlig sich selbst, und allen Reflexionen, die es ihm zu machen belieben könnte. Höchst wahrscheinlich mögen diese nun nicht sehr erfreulich gewesen seyn. Indessen ward doch bald von der Hofdienerschaft die Abwesenheit des Philippicus bemerkt. Die Nachricht von dem plötzlichen Verschwinden des Kaisers aus dem Palaste verbreitete sich nun auch schnell in der Stadt.

Man ſuchte ihn aller Orten, und fand ihn endlich, jedoch erſt gegen Abend, in der Kleiderkammer auf dem Hyppodrom eingeſperrt, und zwar in dem nämlichen Zuſtande, in welchem die Verſchwornen ihn verlaſſen hatten.

3. Nicht eine einzige Seele in ganz Conſtantinopel nahm an dem Schickſal des Philippicus auch nur den mindeſten Antheil, und des Tyrannen Herrſchaft hatte, nach einer kurzen Dauer von ungefähr ſiebzehen Monaten auf immer ein Ende. Schon am folgenden Tag verſammelten ſich der Senat, die Geiſtlichkeit und das Volk in der Sophienkirche, und erhoben durch freie Wahl den, ſeines edeln Charakters wegen allgemein geehrten, bisherigen Staatsminiſter Artemius auf den Thron. Von dem Patriarchen ward er ſogleich gekrönt, und nahm nun den Namen Anaſtaſius II. an (4. Juni 713.) An den Verſchwornen, nämlich an Georg, Theodor und Rufus ließ zwar der neue Kaiſer das Vergeltungsrecht ausüben, und verbannte hierauf alle drei nach Cherſona; er war dies ſeiner eigenen und aller Monarchen Sicherheit ſchuldig; was aber den Philippicus betrifft, zu ſchlecht und zu unbedeutend, als daß ſeiner die Geſchichte noch ferner hätte Erwähnung machen wollen; ſo weiß man nichts, was aus demſelben geworden iſt. Ein Glück für ihn, wenn der Verluſt ſeiner körperlichen Augen ihm vielleicht das geiſtige Auge ſeiner Seele wieder geöffnet hat.

4. Anaſtaſius war ein eben ſo verſtändiger, als tugendhafter Herr; ein Feind geräuſchvoller, zerſtreuender Vergnügungen wie jeder Verſchwendung, dabei der Geſchäfte erfahren, und die Arbeit liebend, war das Wohl des Staates der einzige Gedanke, der ihn beſeelte; und ſicher würde unter ſeiner Regie-

rung das Reich von den, so viele Jahre hindurch erlittenen Drangsalen sich bald wieder erholt haben, hätte nicht das an Aufruhr und Thronrevolutionen gewöhnte Heer auch gegen diesen trefflichen Fürsten sich empört. Die Rebellen erschlugen ihren Feldherrn, wandten einem unbekannten, obgleich sich dagegen sträubenden Steuereinnehmer, Namens Theodosius, das Kaiser-Diadem mit Gewalt um die Stirne, und zogen dann mit der Flotte, auf welcher der Aufruhr zuerst ausgebrochen war, von Rhodus nach Constantinopel *). Anastasius übertrug die Vertheidigung der Stadt dem Theile der Flotte, den er zurückbehalten hatte. Er selbst begab sich nach Nicäa, um dort ein neues Heer zu sammeln. Der Krieg dauerte indessen nur wenige Monate. Anastasius ward vor den Thoren von Nicäa geschlagen, und in der Stadt belagert. Einige Tage darauf ward auch Constantinopel durch Verrath von den Rebellen erobert. Als der Patriarch Germanus, und noch einige andere Freunde des Anastasius, mit Ketten beladen, unter den Mauern von Nicäa erschienen, erkannte der unglückliche Kaiser, daß Constantinopel in den Händen der Feinde, und mit dem Schicksale dieser Stadt auch das seinige nun entschieden sey. Anastasius ließ sich also jetzt mit den Rebellen in Unterhandlungen ein, legte freiwillig die Regie-

*) Das Landheer wie die Flotte hatte Anastasius im zweiten Jahre seiner Regierung gegen die Sarazenen gesandt. Der Versammlungsort war die Insel Rhodus, und der Oberbefehlshaber gesammter Land- und Seemacht hieß Johannes, ein sehr tapferer und des Krieges vollkommen kundiger Mann, und — was gewiß zu den merkwürdigen, griechischen Sonderbarkeiten jener Zeit gehört — Diacon der Kirche von Constantinopel.

rung nieder, jedoch unter Bedingungen, welche nicht nur dem Patriarchen Germanus, sondern auch des abtretenden Kaisers übrigen Freunden und Anhängern Leben, Freiheit und Eigenthum sicherten. Zwei Jahre hatte Anastasius II. mit Weisheit und Milde geherrscht.

5. Niemand war vielleicht, besonders in jener Zeit frevelhafter Gewalt und gleichsam permanent gewordener anarchischer Gährung, unfähiger, die Zügel der Regierung zu führen, als der gutmüthige, wider seinen Willen auf den Thron erhobene Theodosius. Es war eine äußerst gute, rein organisirte, und vorzüglich für die Schönheit der Religion empfängliche Seele; und allen ehrgeizigen und schwungsüchtigen Planen von jeher völlig fremd, hatten seine mäßigen Wünsche nie die Grenzen des heimathlichen Horizontes überschritten. Auch jetzt täuschte seine Eigenliebe ihn nicht über das Unbehagliche und Gefahrvolle seiner Lage, und in dem Bewußtseyn seines Unvermögens, das Regiment mit Kraft zu führen, wartete Theodosius nur auf den ersten besten, welcher die Hand nach der Krone ausstrecken würde, um sie diesem auch sogleich zu überlassen. — Unter dem Vorwande treuer Anhänglichkeit an den entthronten Kaiser, weigerte sich Leo, Befehlshaber der Legionen im Orient, der Anerkennung des Theodosius, ließ sich jedoch bald darauf von dem Heere, wie von den Sarazenen *), als Kaiser begrüßen, und

*) In der Hoffnung, daß, wenn Leo sich zum Kaiser aufwürfe, ein lange dauernder, innerer Krieg, wovon sie selbst die größten Vortheile zu ziehen hoffen konnten, entstehen würde, waren die Sarazenen die ersten, welche den Leo ermunterten, den Purpur sich anzulegen. Soliman, so hieß der Oberfeldherr der

zog hierauf mit seiner ganzen, aus Kerntruppen bestehenden Macht in Eilmärschen nach Constantinopel. Sobald Theodosius von Leos Anmarsch Kunde erhielt, sandte er ihm sogleich einige seiner Vertrauten entgegen, erbot sich, das Reich ihm freiwillig abzutreten, und begehrte blos für sich und die Seinigen Leben und Freiheit. Was er foderte, ward ihm gerne bewilliget. Leo zog durch das goldene Thor in Constantinopel ein, ward von dem wankelmüthigen Volk mit frohem Zuruf empfangen und, nachdem er einen Eid geschworen, die Kirche zu schützen, und deren Glauben und heilige Lehre nie anzutasten, von dem Patriarchen Germanus in der Sophienkirche feierlich gekrönt (25. März 717.)

6. Nach damaliger, unheiliger Sitte traten die beiden entthronten Kaiser in den geistlichen Stand. Anastasius ging nach Thessalonich, Theodosius nach Ephesus in ein Kloster. Aber in der Brust des Erstern erwachte nach einigen Jahren wieder die Lust zu herrschen. Seine Ueberzeugung sagte ihm, daß er das Regiment verstehe, und von falschen Hoffnungen geblendet, griff er auf das neue wieder nach der, ihm frevelhafter Weise entrissenen Krone. An der Spitze eines Heeres Bulgaren rückte er vor die Thore von Constantinopel, sich verlassend auf seiner

---

Sarazenen, schrieb an ihn, und schlug ihm, unter dem Vorwand sich gemeinschaftlich über die Mittel zu berathen, zwischen beiden Reichen einen dauerhaften Frieden zu Stande zu bringen, eine Unterredung vor. Leo folgte der Einladung. Als er ankam, stand das ganze Sarazenenheer unter den Waffen, begrüßte ihn als Kaiser, und erwieß ihm alle, der kaiserlichen Würde geziemenden und bei ihnen gebräuchlichen militairischen Ehrenbezeugungen.

Freunde und treuen Anhänger groſse Zahl in der Stadt. Den Bulgaren hatte er ebendaher das Unternehmen, als ganz leicht und gefahrlos vorgeſtellt, zugleich auch, was Barbaren nicht wenig lockt, ihnen groſse Beute und Fülle des Reichthums an Gold, edeln Steinen und prächtigen Gewanden in ganz naher und ſicherer Perſpektive gezeigt. Aber Leos kriegeriſches Talent erſetzte, was ihm an Streitkräften gebrach. Seine Tapferkeit entflammte den Muth ſeiner Soldaten, und ſeine ſtrenge Wachſamkeit unterdrückte oder vereitelte jede Bewegung der Freunde des Anaſtaſius in der Stadt. Schon ſechs Monate hatte die Belagerung gedauert. Als die Bulgaren ſahen, daſs ſie ſtatt der verſprochenen und gehoffte goldenen und ſilbernen Berge, und koſtbaren orientaliſchen Stoffen, jeden Tag nur dichte Hagel von Steinen, Pfeilen und Wurfſpieſen vor den Mauern von Conſtantinopel erhielten, und ſchon eine Menge ihrer Leute verloren hatten, fingen ſie laut an gegen den Anaſtaſius zu murren, ihm geradezu ſagend, daſs ſie ihn nächſtens verlaſſen würden. Durch ſeine Spione erfuhr Leo die Unzufriedenheit der Bulgaren, verſprach ihnen eine volle Entſchädigung an Geld; und die Barbaren, um nicht mit ganz leeren Händen nach Hauſe zu gehen, überfielen nun plötzlich den Anaſtaſius in ſeinem Zelte, und lieferten ihn gebunden dem Leo aus, der auch auf der Stelle ihn hinzurichten befahl.

7. Weit glücklicher, vielleicht ſelbſt beneidenswerth war das Schickſal des argloſen Theodoſius. In ſeinem Kloſter zu Epheſus floſſen ihm alle ſeine Tage ruhig und heiter dahin. Seine Zeit theilte er zwiſchen gewiſſenhafter Erfüllung ſeiner neuen Berufspflichten und fleiſsiger Verfertigung ſchöner Abſchriften von den vier Evangelien, Epiſteln, kirch-

lichen Tagzeiten ꝛc., die er alle, was damals sehr geschätzt ward, in goldenen Buchstaben niederschrieb. Als er sich dem Tode nahe fühlte, verfertigte er selbst seine eigene Grabschrift; und gewiß hat man weder vor noch nach ihm jemals auf irgend einem Leichenstein ein kürzeres Epitaphium gelesen. Es bestand in einem einzigen Worte, nämlich, Gesundheit. Der Sterbende wollte dadurch anzeigen, daß der Tod den wahren Christen von allen Krankheiten der Seele, wie des Leibes auf immer heile. Vor seiner Thronbesteigung war Theodosius von Niemand gekannt, auf dem Throne von jederman verachtet, in seinem Kloster von der ganzen Welt vergessen; aber nach seinem Tode von dem halben Orient gleich einem Heiligen verehrt, und eine, in ganz Vorderasien verbreitete Volkssage schrieb seiner Fürbitte sogar mehrere an seinem Grabe geschehene Wunder zu. Von dem Tage an, an welchem ein rebellisches Heer ihm, zum Hohn der Kaiserwürde, den Purpur anlegte, bis zu dem Augenblicke, wo er sich dem schlauern und kühnern Leo unterwarf, hatte er in allem kaum eilf Monate die traurige Rolle eines Schattenkaisers gespielt.

X.

1. Leo II., der Gründer einer neuen Dynastie, in welcher die Kaiserkrone sich bis in das vierte Glied forterbte, die aber der Welt keinen einzigen Regenten gab, der auf würdevolle Anerkennung in der Geschichte Anspruch machen könnte, war ein geborner Isaurier und einer der allerniedrigsten Plebejer-Familien entsprossen. Sein wahrer Name war Conon. Bevor er noch die Knabenjahre zurück

gelegt hatte, verließ sein Vater, weil er in Isaurien sich nicht mehr zu ernähren wußte, diese Provinz, ging nach Thracien, fing dort einen kleinen Handel an, und zog mit einem Esel, der seinen ganzen Waarenvorrath trug, einige Zeit im Lande umher. Indessen, wie es scheint, war dieser kleine Handel doch ziemlich einträglich, und Conons Vater hatte endlich so viel Geld gewonnen, daß er einen größern, weit ergiebigern Handelszweig ergreifen konnte. Er ward jetzt Viehhändler, und zu gleicher Zeit trat sein Sohn als gemeiner Soldat unter eine, in Thracien stehende Legion *). Hatte der herumziehende Krämer schon ziemlich gute Geschäfte gemacht; so ward der nun schon weit höher angesehene Viehhändler noch ungleich mehr von dem Glücke begünstiget. In kurzer Zeit erwarb er sich ein sehr bedeutendes Vermögen; und als in dem Krieg, den Justinian gegen die Bulgaren führte, es einmal sehr an Lebensmitteln gebrach, führte er fünfhundert Schafe in das kaiserliche Lager und machte sie dem Heere zum Geschenke. Schon des jungen Leos äußere Wohlgestalt, sein fester, starker Körperbau, und seine kraftvolle, wahrhaft militärische Haltung sprachen bei Jedermann zu seinem Vortheil; aber mehr als alles, empfahlen ihn jetzt die dem Heere geschenkten fünf hundert Schafe. Um den Vater zu lohnen, gab man dem Sohne eine Stelle unter der kaiserlichen Leibwache. Dem Kaiser gefiel der junge Mann, und Justinian beförderte ihn nun auch sehr schnell von einer militärischen Stufe zur andern. Aber die

*) Nach dem damals auch noch unter den Ost-Römern herrschenden Brauch, welchem zu Folge die in das Heer eintretenden Jünglinge sich militärische Namen beilegten, nahm nun auch der junge Conon den Namen Leo an.

Gunst des Kaisers, und Leos eigenes Verdienst, das heißt, seine Tapferkeit, sein Muth und seine, bei verschiedener Gelegenheit kund gegebenen kriegerischen Kenntnisse weckten jetzt auch bald den nie schlummernden, an jedem nur einigermaßen anerkannten Verdienst im Stillen nagenden Neid. Leos geheime Feinde wußten ihn endlich selbst dem Kaiser verdächtig zu machen; und Justinian stand schon im Begriffe, auch diesen seinem Argwohn aufzuopfern, als ein, von Leo mit eben so viel Kühnheit als Glück ausgeführtes Wagestück ihm auf das neue wieder die Gunst des Kaisers erwarb *). Als Justinian

*) Die Abasgen und Iberier hatten sich empört. Justinian sandte den Leo mit großen Geldsummen zu den Alanen, um diese zu bereden, in das Land der Abasgen einzufallen, und es wieder zum Gehorsam zu bringen. Leo ließ das Geld in der Stadt Phasis, welche allein den Römern treu geblieben war, zurück, um es, so wie er dessen bedürfen würde, sich theilweise nachschicken zu lassen. Als Justinian dieses erfuhr, ließ er das Geld wieder hinwegnehmen, in der Hoffnung, daß Leo, wenn er sein, den Alanen gemachtes Versprechen nicht halten könnte, auch nichts ausführen, mithin Justinian eine scheinbare Gelegenheit erhalten würde, ihn der Nachlässigkeit oder gar der Verrätherei zu beschuldigen, folglich auch diesem Verbrechen gemäß ihn zu bestrafen. Aber Leos militärische Beredtsamkeit bedurfte zur Ausführung des erhaltenen Auftrages keiner Geldsummen. Die gewisse Hoffnung reicher Beute unter einem so tapfern Feldherrn, wie Leo, bewog die Alanen, zu den Waffen zu greifen. Leo setzte sich an ihre Spitze, fiel in die Länder der empörten Völker ein, eroberte eine von den Sarazenen darin schon besetzte Stadt, und brachte Abasger, Lazier und Iberier wieder zum Gehorsam. Justinian hatte jetzt seinen Zweck erreicht, und noch dabei ungeheure Geldsummen erspart. In den Augen eines, Schätze sammelnden und haltr

ermordet ward, befand ſich Leo in dem Lande der Abasgen, an den Küſten des Pontus Eurinus, kam gleich in den erſten Tagen nach dem Regierungsantritt des Kaiſers Anaſtaſius nach Conſtantinopel, und erhielt von dieſem bald darauf den Oberbefehl über das ganze, im Orient gegen die Sarazenen aufgeſtellte römiſche Heer.

2. Nach dem Zeugniß vieler neuern Geſchichtſchreiber, beſonders jener, denen es nicht an der Kunſt gebricht, auch das völlig farbenloſe mit grellen Farben auszuſchmücken, und durch eigene Zuthaten, nach den Bedürfniſſen ihres Syſtems, oder des herrſchenden Zeitgeiſtes, es zu formen und zu modeln, gehört Leo II., dem man auch gewöhnlich den Beinamen Iconomachus *) gibt, zu den größten und vorzüglichſten Regenten des byzantiniſchen Kaiſerreiches. Man rühmt die Hoheit ſeines Geiſtes, ſeine Herrſcherweisheit, Tapferkeit, tiefe Menſchenkenntniß, und beſonders ſeine Kunſt, das Zutrauen der Völker zu gewinnen und die Leidenſchaften der Menſchen zu lenken. — Indeſſen ſucht man fruchtlos in den hiſtoriſchen Jahrbüchern die Belege zu dieſem Lobe; und die ganze Geſchichte von Leos Regentenleben zeigt uns nichts, als wiederholte, von den Sarazenen erlittene Niederlagen römiſcher Heere, blutige, durch des Kaiſers Intoleranz und Unverſtand, herbeigeführte Volksaufſtände, und zuletzt gegen das Ende ſeiner ziemlich langen Regierung noch eine Menge der ſchreckbarſten Naturer-

raubſüchtigen Despoten war dies kein kleines Verdienſt, und ſo erhielt Leo auf das neue wieder die Gnade des Kaiſers.

*) Das heißt, der gegen die Bilder ſtreitet.

eignisse, furchtbare Erdbeben, die schönsten Provinzen verwüstet, ganze Städte unter ihrem Schutte begraben, und dies alles in dem, nie fehlenden Gefolge von Theurung, Hungersnoth, Pest und allen übrigen nur gedenkbaren Völker- und Landplagen *). Gegen äußere Feinde war Leo stets unglücklich; Erfolge hatte er blos in Dämpfung innerer, aus der Erbitterung gegeißelter Völker entstandener Unruhen. Aber während er jetzt den sinnlosen, beinahe ein halbes Jahrhundert fortdauernden, oft mit den schauerlichsten Grausamkeiten verbundenen Bilderkrieg begann, und nun keine größere Sorge, keine wichtigere Angelegenheit kannte, als alle Bildsäulen, selbst jene des Erlösers zu stürzen, zu zertrümmern, deren Verehrer grausam zu verfolgen, sie zu verjagen, verbannen und zum Theil auch zu morden; schlugen

*) Bei der Würdigung des wahren Werthes eines Regenten, möchten solche zerstörenden Naturereignisse, besonders wenn sie in einer ziemlich langen Reihe auf einander folgen, sehr füglich mit in Anschlag gebracht werden können. Nach der Lehre der Kirche, sind dergleichen allgemeine Calamitäten göttliche Strafgerichte, welche entweder die Gottesvergessenheit des Regenten, oder die aufgehäufte Schuld eines in Gottlosigkeit versunkenen Volkes über ein Land herbeiführen; daher sie auch, dieser Lehre zu Folge, in ihrem, in solchen Zeiten der Noth, zu Gott gerichtetem Gebete ausdrücklich sagt: «ut Mortalium corda cog«noscant, a Te indignante talia Flagella pro«dire, et Te miserante eadem cessare». — Uebrigens möchte nicht wohl ein christlicher Philosoph, der, kundig unserer heiligen Schriften, durch demüthiges Forschen und von der göttlichen Gnade erleuchtet, in deren tiefen, verborgenen Sinn oft eingedrungen ist, und ihn zur Basis seiner Philosophie gemacht hat, den innigen geheimen Verband der Gesetze der physischen Welt mit jenen der moralischen jetzt noch leugnen wollen.

die Sarazenen ſeine Heere in die Flucht und entriſſen ihm eine Stadt nach der andern; die Römer kündigten ihm den Gehorſam auf, und die Longobarden eroberten Ravenna und die ganze Pentapolis; und ſo war, weil er in dem Kampfe für einen unſeligen Wahn alle ſeine Kräfte ſchändlich vergeudete, auch ſein ganzes Leben eben ſo leer an großen Thaten, als an wahrhaft hohen, auf das Wohl der Menſchheit und ſeines Reiches ſich beziehenden Gedanken und Entwürfen. In ihrem weſentlichſten Theile löſt ſich Leos Lebens- und Regenten-Geſchichte völlig in jene des tollen Bilderkrieges auf *). Als er dieſen begann, tauſchte er die Rolle eines Monarchen gegen jene eines Hereſiarchen; wollte, ſtatt der älteſte Sohn und Beſchützer der Kirche zu ſeyn, ſich zu deren Beherrſcher und Despoten aufwerfen, und ward, da der ſeinen rohen, ungebildeten, und daher allen Wiſſenſchaften abholden Kopf umnebelnde Fanatismus nun auch nach und nach in ſeinem Herzen alle Gefühle der Menſchlichkeit abſtumpfte, endlich gar noch ein eben ſo unverſtändiger, als grauſamer Tyrann der Gewiſſen aller ſeiner Unterthanen. Weil Leo, ein erklärter Feind des Pabſtes, demſelben ſogar nach dem Leben ſtellte, auch gegen Bilder, heilige Reliquien und deren Verehrer, gleich einem Tollhauſes-Candidaten, ſeine ganze

*) Da die Idee der Bilderſtürmerei der Lehre unſerer heiligen Kirche feindlich und ketzeriſch entgegen ſteht, auch die Geſchichte dieſes ſchrecklichen Unfuges, durch mancherlei Fäden in die Ereigniſſe Roms und Italiens ſehr enge verwebt iſt; ſo wird erſt in der Geſchichte des Pontificats Gregors II. und deſſen Nachfolgers, von dieſer ganz neuen, aber ihrer weit reichenden Folgen wegen, doppelt merkwürdigen Verſtandeskrankheit und Geiſtesverirrung genauere und vollſtändigere Erwähnung gemacht werden.

Regierung hindurch wüthete, so fand er natürlicher Weise auch Gnade in den Augen protestantischer Schriftsteller; und da in dem Laufe der Zeit jede Lüge allmählich zu einer Art von Wahrheit verknöchert, so ging das, von crassen Vorurtheilen des Parteigeistes ihm ertheilte Lob, endlich, wenigstens zum Theile, selbst in die Schriften katholischer Geschichtschreiber über. Nachdem Leo vierundzwanzig Jahre, zwei Monate und fünfundzwanzig Tage auf dem Thron gesessen, aber während fünfzehen Jahren auch nicht ein einzigesmal mehr weder die ehrenvolle Rolle eines weisen Gesetzgebers, gerechten Administrators, oder siegenden, seine Provinzen gegen die Einfälle der Barbaren schützenden Feldherrn übernommen, sondern blos als ein halbverrückter, mit Henkerbeilen und Marterwerkzeugen docirender Theolog, der Welt das noch nie gesehene Schauspiel einer ganz eigenen, neuen, bis dahin unerhörten Narrheit und Verirrung des menschlichen Verstandes gegeben hatte, starb er endlich am 18. Junius des Jahres 741 an der Wassersucht. Zu seinem Nachfolger hatte er seinen Sohn Constantin V. mit dem Beinamen Kopronymus *).

3. Constantin war nicht blos der Erbe des Thrones seines Vaters, sondern leider zugleich auch der Erbe aller Thorheiten, Verirrungen und Ver-

*) Diesen Beinamen erhielt Constantin, weil er als Kind, beim Empfang der heiligen Taufe, das Taufwasser verunreiniget hatte. Der heilige Germanus, damals Patriarch von Constantinopel, aber nachher von eben diesem Kopronymus seines Patriarchenstuhls entsetzt, sah hierin eine, der Kirche große Leiden weissagende Vorbedeutung, und die Folge hat bewiesen, daß des Patriarchen prophetischer Blick nichts weniger, als eine Täuschung gewesen.

brechen desselben, nur mit dem Unterschiede, daß des Vaters blutiger Wahn bei dem Sohne endlich noch in eine, an völligen Wahnsinn grenzende Wuth überging. Griechische und lateinische Geschichtschreiber erschöpfen ihre Einbildungskraft in Auffindung der zurückschreckendsten, zum Theile der Geschichte entlehnten Beinamen, um wo möglich den fluchwürdigen Charakter dieses, durch unerhörte Grausamkeit und unnatürliche Lüste gleich verabscheuungswürdigen Despoten recht anschaulich zu bezeichnen. Will man auch annehmen, daß man in dem Gemälde, welches sie von diesem Constantin entwerfen, Manches auf Rechnung ihres Hasses gegen diesen grausamen Unterdrücker ihrer Kirche und deren Lehre setzen müsse; so möge man doch auch bedenken, daß der Haß, besonders wenn es ein gerechter, ja wohl heiliger Haß ist, nie, wie die Verläumdung, erfindet, sondern höchstens blos übertreibt. Nimmt man also auch aus ihrem Gemälde jene Züge hinweg, die, durch allzu dichte Auftragung greller Farben, allenfalls der Uebertreibung verdächtig scheinen könnten; so grinset Einem doch aus den übrigen, auch nicht dem mindesten Verdacht unterworfenen Zügen und deren Schattirungen noch immer eines der scheuslichsten Tyrannengesichter entgegen, die je noch der Griffel eines Tacitus oder Suetonius zu zeichnen im Stande gewesen seyn möchte. Ohne einen Funken von Religion in seinem Herzen, ohne Glauben an ihre heiligsten Lehren und Geheimnisse *), und ein offenbarer Spötter

*) Bei Gelegenheit des Aufstandes des Artabazdus, Constantins Schwagers, trat der Patriarch Anastasius in der Sophienkirche auf die Kanzel, hielt das Holz des wahren Kreutzes in der Hand, schwur einen schrecklichen Eid darauf, daß er jetzt die Wahrheit reden werde, und sagte dann dem versammelten Volke, daß

und Verächter alles Heiligen, war es offenbar blos tyrannische Laune und der übermüthige Eigensinn eines, an schrankenlose Willkühr gewohnten Despoten, welche ihn bewogen, gleich seinem Vater, nur mit ungleich höher gesteigerter Grausamkeit, nicht blos gegen Bilder und Reliquien, sondern überhaupt gegen alle Verehrung der Heiligen, auch ohne deren Bilder, unaufhörlich zu wüthen. Zahllos waren die Opfer, die er seinem blutdürstigen Wahnsinn schlachtete; und wenn andere Kaiser, mit Trophäen über Feinde errungen, den Sitz ihrer Herrschaft schmückten; so sah man jetzt in Constantinopel, auf allen öffentlichen Plätzen, in dem Cirkus und an den Thoren der Stadt nichts als abgeschlagene Köpfe, abgehauene Glieder und abgeschnittene Nasen und Ohren. Seine lange Regierung war ein ununterbrochenes Quälen, Martern und Niedermetzeln alles dessen, was der gesammte Orient entweder als schuldlos und fromm, oder gar als heilig verehrte. Die Gefängnisse, sonst der schreckliche Aufenthalt der Räuber, Mörder und anderer Verbrecher, waren jetzt in dem ganzen Reiche blos mit frommen Katholiken, standhaften Bischöfen und Priestern, unschuldigen Mönchen, Einsiedlern und heiligen Bekennern überfüllt. Nicht selten führte der Tyrann bei den Geiselungen, Verstümmelungen und Hinrichtungen in eigener Person, und von allen Zeichen seiner Herrschergewalt umgeben, den Vorsitz *). Zu Hunderten wurden nun

---

Constantin sich geäußert, wie er nie glauben werde, daß der, welchen Maria geboren, wirklich der Sohn Gottes sey. ꝛc.

*) Ohnehin gehörte es mit zu den Erholungen dieses Kaisers, seine Bedienten, wenn sie sich eines Vergehens schuldig gemacht hatten, selbst und zwar bis

die Unglücklichen herbeigeführt. Dem Einen ward die Zunge aus dem Halse geschnitten, dem Andern wurden die Augen ausgestochen, oder Nasen und Ohren abgeschnitten, und wieder Andere erdrosselt oder enthauptet; alle aber vorher mit Ruthen schrecklich gegeißelt; und nun geschah es sogar bisweilen, daß der durch das blutige Schauspiel zahllos herbeigelockte, knechtische, infame Pöbel jedes Standes, um ein gnädiges Lächeln des gefleckten Panders — (so nennen Constantin einige Geschichtschreiber) — auf sich herab zu ziehen, aus eigenem Antriebe mit Stöcken, Steinen und Degen über die entblößten Bekenner herfielen, und noch grausamer, als die Henker selbst, sie zerfleischten. Alle diese Graußen erregenden Scenen gewährten dem halb wahnsinnigen Tyrannen einen ganz eigenen Genuß. An dem Todeskampf und den letzten Zuckungen der unschuldigen Schlachtopfer weidete er, ohne Sättigung zu finden, sein teuflisches Auge; und liebliche Musik war das Stöhnen und Seufzen der Gemarterten seinem höllischen Ohr. — Ein heiliger Einsiedler, der, um die frommen Bekenner zu ihrem, ihnen bevorstehenden Kampf zu stärken, vorsätzlich nach Constantinopel gekommen war, drängte sich einst durch die dichten Haufen hindurch, trat vor den Kaiser, und rief ihm zu: "Herr! wenn du wirklich an Jesum "Christum glaubest; wie darfst du es wagen, Men"schen, diese lebendigen Bilder Jesu, so grausam zu "mißhandeln"? — Kaum hatte er diese wenigen Worte gesprochen, als der ganze sclavische Haufe der

---

auf das Blut zu geißeln. War aber das Vergehen, seiner Ansicht nach, noch strafwürdiger, so ließ er sich auch herab, ihnen mit allerhöchsteigenen Händen entweder die Nase aus dem Gesicht, oder ein Ohr vom Kopf zu schneiden.

Umgebung des Tyrannen wüthend über ihn herfiel und ihn in Stücken zerrissen haben würde, hätte Constantin ihn nicht wieder aus ihren Händen befreit. Da dieser fromme, daher furchtlose Mann, seiner anerkannten Heiligkeit wegen, in ganz Vorderasien in großem Ansehen stand, wollte der Kaiser durch schmeichelnde Worte ihn für sich gewinnen. Aber der unerschrockene Einsiedler zog eine Münze mit dem Bildniß des Kaisers hervor, und sagte: „wenn kei„nem Bilde, auch selbst nicht jenem unsers göttlichen „Erlösers darf Ehre erwiesen werden; so muß es „nicht minder erlaubt seyn, auch dieses Bildniß nicht „mehr zu ehren, und es ebenfalls mit Füßen zu „treten.“ — Bei diesen Worten ließ er wirklich die Münze mit des Kaisers Bildniß auf die Erde fallen, und trat mit den Füßen darauf. Aber unwiderruflich war auch jetzt das Schicksal dieses, von heiligem Eifer entbrannten Einsiedlers entschieden. Er ward ergriffen, ihm nach den bestehenden Reichsgesetzen förmlich der Prozeß gemacht, und er gleich am folgenden Tage, nachdem er einigemal die Folter ausgestanden hatte, als ein Majestätsverbrecher enthauptet. — Es wäre für uns zu peinlich, ja sogar beleidigend für das Zartgefühl unserer Leser, wenn wir uns hier in ein Detail der unerhörten Grausamkeiten des rasenden Tyrannen einlassen wollten. Nur noch wenige Züge davon möchten allenfalls nicht überflüssig seyn, blos um uns zu überzeugen, wie gänzlich und bis an die Wurzel jedes Gefühl von Gerechtigkeit, Scham und Menschlichkeit in diesem gekrönten Unmenschen ertödtet ward.

4. Daß nicht blos der, vom Vater geerbte Wahn gegen die Bilder, sondern ein innerer Haß gegen alles Göttliche und Heilige die wahre Triebfeder von Constantins Grausamkeit war; dies be-

weißt unter vielen Andern auch seine ganz unbändige Wuth gegen Mönche und heilige Anachoreten, und je strenger, unbescholtener und evangelischer die Lebensweise eines Abtes oder Einsiedlers und je gegründeter der Ruf ihrer Heiligkeit war, desto heftiger entbrannte auch sein Haß gegen dieselben. Als ihm einst von seinen geheimen Spähern ein, außerhalb Constantinopel gelegenes, und wegen der exemplarischen Aufführung seiner frommen Bewohner, bei dem Volke in großem Ansehen stehendes Kloster bezeichnet ward, schickte er in nächtlicher Zeit Schergen und Soldaten dahin. Ein Theil der geschreckten Mönche nahm die Flucht; die Zurückgebliebenen wurden sämmtlich verhaftet, und in ein geheimes Gefängniß nach Constantinopel gebracht. Zu gleicher Zeit ward aber auch eine gleiche Anzahl höchst verrufener, öffentlicher Dirnen aufgegriffen, und in dasselbe Gefängniß gebracht. Am folgenden Tag ließ der Despot sämmtliche Mönche und Dirnen in den Straßen von Constantinopel, wie auch im Cirkus paarweise herumführen, und von seinen geheimen Emissären unter das zusammengelaufene Volk das Gerücht ausstreuen, man habe die Mönche in der verflossenen Nacht in den Armen dieser Dirnen überrascht, und zu ihrer Bestrafung stelle man sie jetzt der allgemeinen Verachtung zur Schau. Das stupide Volk glaubte die schändliche Verleumdung, schmähete auf alle Klöster, als eben so viele Schlupfwinkel der Unzucht und Heuchelei; und auf die armen schuldlosen Mönche fiel von allen Seiten ein Hagel von Koth und Steinen. Noch an der Tafel belustigte sich Constantin über das gelungene Bubenstück, und brach in unmäßiges Gelächter aus, als seine Höflinge, Buben wie Er, ihm den heutigen Vorgang in dem Cirkus recht umständlich, und wahrscheinlich noch mit eigenen Zusätzen erzählten.

5. Stephanus, der würdige Abt des Klosters auf dem Berge des heiligen Aurentius bei Nicomedien, ein wahres Bild der Heiligkeit der ehemaligen Anachoreten der Thebaide, war weit umher der Gegenstand der allgemeinen Verehrung des Volkes, aber eben deswegen auch der ganz besondern Ungnade des Tyrannen. Bei dem durchaus tadellosen, gottesfürchtigen Leben des Abtes und dessen ganzer Gemeinde, fehlte es jedoch dem Constantin an einem Vorwande, gegen denselben nach seiner Weise zu verfahren. Durch große Geldsummen suchte man eine Frau zu verführen, den Stephanus eines unerlaubten Umganges mit ihr anzuklagen; aber das Weib, betheuernd, daß sie sich nie eines solchen Verbrechens gegen einen, so ausgezeichneten Freund Gottes schuldig machen werde, wieß den schändlichen Antrag mit Abscheu zurück, und ward nun eiligst, jedoch ganz in der Stille aus der Welt geschafft. Was ein, mit Allgewalt ausgerüsteter Despot ernstlich sucht, wird am Ende auch stets gefunden. Einer der Höflinge des Kaisers eilt jetzt nach dem Kloster, wirft sich dem Abt zu Füßen, legt ihm ein Bekenntniß seiner Sünden ab, und bittet ihn unter einem Strom geheuchelter Thränen, in sein Kloster doch einen reuigen Sünder aufzunehmen, der nur unter seiner Leitung und Anweisung, durch würdige Buße, Verzeihung seiner Sünden von Gott zu erhalten hoffen könnte. Der Abt erinnert ihn an die, von dem Kaiser an alle Klöster ergangenen Befehle, keine Novitzen mehr anzunehmen; das kaiserliche Gebot, sagte Stephanus, könne und dürfe er durchaus nicht übertreten. Aber jener dringt nun mit Bitten nur noch heftiger in ihn; läßt mit Weinen, Jammern und Flehen nicht nach, und sagt endlich dem Abte, daß, wenn seine Seele in der Welt vorloren gehen sollte, er einst in der Ewigkeit ihn vor Gott dafür

verantwortlich machen werde. Der arglose Stephanus, der, um eine Seele zu retten, ein hundertfaches Leben hingegeben hätte, läßt sich nun erweichen, nimmt den Schelmen in sein Kloster, und reicht ihm mit eigenen Händen den Mönchshabit. Aber schon in der nächsten Nacht entspringt der Elende aus dem Kloster, eilt nach Constantinopel, und stellt sich dem Kaiser in seinem Mönchshabit vor. Jetzt hatte des Tyrannen Haß den erwünschten Spielraum gefunden. Soldaten, Schergen und Henkersknechte werden sogleich nach dem, gegen die kaiserlichen Befehle rebellischen Kloster bei Nicomedien gesandt, die Mönche gestäubt und fortgejagt, die Klostergebäude bis auf den Grund niedergebrannt, und der fromme Abt wird, nachdem man ihn vorher bis auf die Knochen gegeißelt hatte, gefangen nach Constantinopel in ein Gefängniß geschleppt. Constantin hatte den Tod desselben beschlossen, und unter grausamen Stockstreichen sollte er seinen Geist aushauchen. Einem seiner Hofbeamten gab er hiezu den Auftrag. Dieser ging sogleich in das Gefängniß, sank aber, bei dem Ehrfurcht einflößenden Anblick des Heiligen, zu dessen Füßen, begehrte seinen Segen, und entfernte sich dann, ohne die erhaltenen Befehle vollzogen zu haben, sagte aber dem Kaiser, was er geboten, sey geschehen. Bei der zahlreichen Schaar heimlicher Späher konnte natürlicher Weise dem Constantin das Geheimniß nicht lange verborgen bleiben. Wüthend sprang er nun auf, lief, gleich einem Besessenen, durch alle Gemächer seines Palastes, schrie laut auf, er sey nicht mehr Kaiser; ein verächtlicher Mönch habe ihn entthront, was dieser befehle, das geschehe; seine Befehle würden nicht mehr geachtet, und in seiner ganzen Umgebung erblicke er keinen einzigen Freund, keinen einzigen treuen Diener, der ihn von diesem Elende befreiete. Wie wahnsinnig liefen, auf dieses

Wort des Kaisers, Kämmerlinge, Hofleute, Trabanten, Thürsteher und Lackaien nach dem Gefängniß, schlugen mit Instrumenten, wie der Zufall sie ihnen darreichte, auf den Stephanus, und als dieser unter ihren Streichen zu Boden sank, banden sie ihm die Füße, und schleiften ihn so lange in den Straßen von Constantinopel, bis er den Geist aufgab. — Als Constantin die erfreuliche Kunde von diesem herrlichen Siege erhielt, setzte er sich froh an die Tafel, und war nun der erste, der über den gemarterten, zerschlagenen, grausam ermordeten Heiligen mit seinem, mit ihm an der schwelgerischen Tafel liegenden Gesindel sich lustig machte.

6. So wenig es jemals einen großen und edeln Regenten an wahren Freunden und würdigen Ministern fehlte; eben so wenig gebrach es auch je noch einem Tyrannen an Gehülfen und Werkzeugen seiner Tyrannei. In den Provinzen wetteiferten also jetzt ebenfalls die Statthalter und Befehlshaber mit einander in grausamer Unterdrückung und Verfolgung der Katholiken, vorzüglich der Mönche und Einsiedler. Wer etwas häufiger, als damals allgemein üblich war, in die Kirche ging, oder, wenn auch nur aus alter Gewohnheit, den Namen der allerseligsten Jungfrau aussprach, der gab schon Anlaß zu schwerem Verdacht; um zu erforschen, ob derselbe gegründet sey, oder nicht, schritt man unverzüglich zur Folter, und wandte diese auf eine so grausame Weise an, daß auch gewöhnlich der Tod darauf erfolgte. Klöster zu zerstören, oder deren stille Einwohner recht zu quälen, zu verfolgen, und selbst oft frevelhaftes, muthwilliges Spiel mit ihnen zu treiben, war ein ganz vorzügliches Verdienst in den Augen Constantins. Kein Bubenstück war demnach mehr zu ersinnen, das man sich nicht gegen

dieſelben erlaubte. In die berühmteſten Männer, wie Frauenklöſter wurden unaufhörlich Soldaten, und zwar gerade die wildeſten und ausgelaſſenſten Scharen einquartirt. An ein ſehr angeſehenes Kloſter, zum heiligen Julian genannt, ward ſogar Feuer gelegt, und dreißig Mönche verloren bei dieſem Brand in den Flammen ihr Leben. In Creta ließ der Statthalter den hervorſpringenden Theil eines Berges unterminiren, und dann mehrere Katholiken und Mönche in ein, an demſelben gelegenes, altes ganz verfallenes Badgewölbe einſperren. Gleich darauf ſtürzte der Berg ein, und die unglücklichen Eingeſperrten wurden ſämmtlich unter dem Schutt lebendig begraben. Einſt ward dem Kaiſer eine große Schüſſel voll abgeſchnittener Mönchsnaſen als ein Geſchenk nach Conſtantinopel geſandt; der Ueberbringer ward reichlich belohnt, und der Ueberſender erhielt neue Beweiſe der Huld ſeines allergnädigſten Herrn *).

*) Lachanodracon, Statthalter in Kleinphrygien, Lydien und Jonien, ließ alle Mönche in den, ihm untergebenen Provinzen in ihren Klöſtern aufheben, ſie nach Epheſus ſchleppen und dort auf einer, nahe bei der Stadt gelegenen Wieſe verſammeln. Im Namen des Kaiſers foderte er ſie nun auf, unverzüglich den traurigen Sack, in welchen ſie eingehüllt wären — ſo nannte er die Mönchskleidung — wegzuwerfen, unter dem Haufen von Kleidern, welche dort ſchon bereit lagen, eines auszuſuchen, und dann zugleich auch von den, ebenfalls dort zuſammengetriebenen Dirnen ſich eine zur Frau zu wählen. Wer dieſes befolgen würde, für den ſollte geſorgt, den Unfolgſamen aber die Augen ausgeſtochen werden. Leider folgte der bei weitem größte Theil dem Rufe des Statthalters; den Lockungen und Drohungen deſſelben widerſtanden nur wenige, und dieſen wurden nun wirklich die Augen ausgeſtochen,

7. Daß ein blutdürstiger, von göttlicher wie menschlicher Gerechtigkeit völlig entbundener Despot auch allen übrigen niedern Leidenschaften sich zügellos ergab, begreift sich von selbst. Constantin war ein Wüstling ohne Gleichen. Aber bald hatte das Uebermaß wollüstiger Vergnügungen seine Nerven und Sinne völlig abgestumpft, und um diese durch die Neuheit ungewöhnlicher Genüsse wieder zu reitzen, überließ er sich nun den bizarresten, widernatürlichsten und oft albernsten Einfällen und Launen. So z. B. lebte damals in Constantinopel eine sehr betagte, vornehme Matrone, Namens Agatha, die in der Zeit ihrer Blüthe und Schönheit niemand ihrer Hand würdig gehalten, und daher auch nie sich vermählt hatte. Diese alte, schon bis an 80 Jahre vorgerückte Dame ward nun plötzlich der Gegenstand der unlauteren Begierden des Kaisers. Constantin sandte ihr die reichsten Geschenke, machte ihr öftere Besuche, und überhäufte sie, obgleich immer noch fruchtlos mit den feurigsten Liebkosungen. Dieser, zum Theil lächerliche Scandal ward indessen bald in ganz Constantinopel bekannt, und als eines Tages Constantin in dem Cirkus erschien, und so eben auf seinem

---

und sie nach Cypern in das Elend verwiesen. Zwei Commissäre des Statthalters reißten hierauf in dem ganzen Lande herum, ließen alle Klostergebäude niederreißen, oder in Kasernen, Magazine, ja sogar Ställe verwandeln. Die in den Klöstern vorgefundenen Bücherfammlungen, wie auch alle Reliquien wurden öffentlich verbrannt, die zu den Klöstern gehörigen Grundstücke aber, sammt den heiligen Gefäßen und anderm Kirchenornat verkauft, und die daraus gelößten Summen dem Kaiser nach Constantinopel gesandt. — Man sieht, dieser Lachanodracon war ein heller Kopf; nur Schade, daß er nicht entweder am Ende des 18. oder im Anfange des 19. Jahrhunderts lebte.

Throne ſich niederlaſſen wollte, erhob ſich plötzlich eine Stimme aus dem Volke und rief ihm zu: „Cäſar! ſo mächtig du auch biſt, wirſt du doch nie die alte Agatha wieder in ein junges hübſches Mädchen verwandeln können.“ Unter ſchallendem Gelächter wiederholten tauſend und abermal tauſend Stimmen dieſen Scherz; und obgleich eine, über Conſtantins ganzes Geſicht ſich verbreitende Röthe deſſen geheimen Ingrimm verrieth, mußte er dennoch ungeahndet eine Demüthigung hinunterſchlucken, die ihn zwar für den Augenblick beſchämte, übrigens aber nichts weniger als beſſerte. — Immer tiefer und tiefer ſank indeſſen bei völliger Erſchlaffung ſeiner, durch Wolluſt abgeſtumpften Organe, der verworfenſte aller Wüſtlinge; er vermiſchte endlich ſogar Geſchlecht und Gattung, ſuchte und fand Wolluſt in den ſchändlichſten, ſelbſt der gemeinen Menſchennatur widerſträubenden Genüſſen, und wälzte ſich in Laſtern, gegen welche ſelbſt das Gemüth des gott- und geſetzloſeſten Heiden ſich empört haben würde. Aber nichts rächt ſich ſo ſchrecklich, als das Laſter an dem Laſterhaften. Peſtartige Beulen bedeckten Conſtantins Körper, und ein heftiges Fieber warf ihn endlich in Selimbria auf das Krankenlager. In dieſem Zuſtande ließ er ſich einſchiffen, um nach Conſtantinopel gebracht zu werden. Aber mit jedem Augenblicke nahm das Uebel zu. Die Natur der Krankheit und deren ſchreckbare Symptomen lagen außer dem Kreiſe der Erfahrungen aller herbeigerufenen Aerzte, und ſchon am erſten Tage der Krankheit war alle Hoffnung zur Wiedergeneſung verſchwunden. Die ihn verzehrende Glut ſeiner Eingeweide gaben ihm ein Vorgefühl der Hölle; in ſeiner, durch Fieberhitze und die Schrecken des Todes zerrütteten Phantaſie erwachten nun die ſchreckhafteſten Bilder aus ſeinem vergangenen

Leben; Seelenangst und körperliche Schmerzen quälten ihn unaufhörlich, und bei allem dem doch da nicht Barmherzigkeit suchend, wo vielleicht auch er noch sie hätte finden können, gab er endlich am 14. September in lichter Verzweifelung den Geist auf. — Als er starb, hatte er sein sechs und fünfzigstes Jahr noch nicht vollendet, aber als unumschränkter Beherrscher eines der größten Reiche, vier und dreißig Jahre gegen Gott, die Kirche und die Menschheit gewüthet. Sobald er todt war, lichtete das Schiff die Anker und segelte nach Constantinopel. Die Leiche ward in der Kirche der beiden heiligen Apostel begraben. Aber ewiger Fluch lastete auf dem Andenken des Tyrannen; und nach achtzig Jahren ließ Kaiser Michael III. die Gebeine des Kopronymus wieder ausgraben, sie von heiliger Stätte hinwegnehmen, und auf dem, zum Begräbniß hingerichteter Verbrecher bestimmten Platz öffentlich verbrennen.

8. Gleich seinem Vater Leo, hatte auch Constantin mit innern und äußern Feinden gekämpft; mit den erstern jedoch blos im Anfange seiner Regierung. Artabazdus, Gemahl der Prinzessin Anna, einer Tochter Kaisers Leo, der aber übrigens kein besonderes Verdienst hatte, als daß er, trotz aller Bemühungen seines Schwiegervaters, dennoch dessen bilderstürmerischen Wahn nicht mit ihm theilte, erhob gleich im ersten Jahre nach Leos Tod, gegen seinen eigenen Schwager die Fahne des Aufruhrs, legte sich den Purpur an, ward von einem Theile des Heeres als Kaiser begrüßet, und in dieser Würde sogleich von der Hauptstadt und allen übrigen Städten Thraciens und Griechenlands anerkannt. Einer der wildesten und blutigsten Bürgerkriege, welche die Geschichte bis jetzt noch in ihren Jahr-

büchern aufzuzeichnen hatte, nahm nun seinen Anfang *), und wüthete ununterbrochen zwei Jahre lang in allen Provinzen des Reiches. Politischer Faktionsgeist, eben so blind und grausam als religiöser Fanatismus, zerriß alle Bande des Blutes und der Natur; bewaffnet erschienen jetzt Eltern gegen ihre Kinder, Söhne gegen ihre Väter, Brüder gegen Brüder, Anverwandte gegen Anverwandte, richteten gegenseitig mit unbeschreiblicher Wuth sich und ihre Familien zu Grunde, zerstörten und verbrannten ihre eigenen Vaterstädte, und verwandelten in Einöden alle Gegenden, welche ihre Parthei nicht ergreifen wollten. Gleicher Geist der Zerstörung und leidenschaftlicher Erbitterung bemächtigte sich auch der Heere. Mit bewundernswürdiger Tapferkeit schlugen sich die Legionen, besonders die armenischen Leibwachen, seit lange schon der Kern der römischen Heere. Nie wurden Gefangene gemacht; denn beide Partheien zogen den Tod der Gefangenschaft vor, und jeder Sieg ward stets erst nach gänzlicher Vertilgung des besiegten Theiles vollkommen entschieden. Und für wen waren nun alle diese beispiellosen Aufopferungen, dieser unerhörte Aufwand von Kraft und Heroismus? Für zwei Monarchen, wovon der eine talentlos und mit keiner Tugend geschmückt, und der andere gar ein Abschaum aller Laster und Verbrechen war! — — Constantin mußte aus Constantinopel entfliehen, und würde wahrscheinlich in dem langen Kampfe endlich haben unterliegen müssen, hätte es seinem Gegner nicht so gänzlich an Klugheit und Kriegs-

*) Es mag wohl etwas Uebertreibung dabei seyn, wenn Cedrenus den Krieg zwischen Constantin und Artabazdus den blutigsten und schrecklichsten Bürgerkrieg nennt, den je noch die Welt erlebt hätte.

kunde gefehlt; er aber den Sisinnius, den größten und erfahrensten Feldherrn des Jahrhunderts auf seiner Seite gehabt. Das letzte entscheidende Treffen, in welchem das Heer des Artabazdus geschlagen ward, wurde bei Nicomedien geliefert, Constantinopel hierauf zu Land und zur See belagert, und endlich, nachdem es alle Drangsale einer, durch Artabazdus Unvorsichtigkeit herbeigeführten Hungersnoth ausgestanden hatte, in der Nacht mit Sturm erobert. Constantin überließ die Stadt den, in seinem Solde stehenden fremden Truppen zur Plünderung, und das unglückliche Constantinopel erfuhr nun alle Schrecken und Greuel einer, von Sarazenen oder Bulgaren eroberten Stadt. Artabazdus und dessen Söhne Nicephorus und Nicetas wurden, nachdem man ihnen die Augen ausgestochen hatte, in einen entfernten Winkel an den Grenzen des Reiches verbannt. Alle, welche nahen oder fernen Antheil an der Verschwörung genommen hatten, wurden auf mancherlei Weise verstümmelt, oder starben unter den Händen des Henkers einen schmähligen Tod. Der Patriarch Anastasius, ein heftiger Bilderstürmer unter Leo, und ein eifriger Verehrer der Heiligen und ihrer Reliquien unter Artabazdus, ward, rückwärts auf einem Esel sitzend, und dessen Schweif in der Hand haltend, dem Volke zur Schau in dem Circus herumgeführt, hierauf öffentlich mit Ruthen gestrichen und überdieß noch geblendet. Der Anastasius aber ein, mit dem Zeitgeist sich leicht accomodirender Prälat war; so ward er nach aller erlittenen, wohlverdienten Schmach dennoch nicht seiner Würde entsetzt, sondern als ein, des Kaisers feindlichen Absichten gegen die Kirche vollkommen entsprechendes Subjekt auf dem Patriarchenstuhle erhalten. Auch dem tapfern und edeln Sisinnius ward jetzt der Lohn für seine vielen, über die Parthei

des Gegenkaisers erfochtenen Siege; er war ein Anverwandter des kaiserlichen Hauses und ein Jugendfreund Constantins gewesen; ihm allein hatte dieser jetzt Leben und Krone zu danken; aber des Helden glänzende Thaten erregten den Argwohn des Tyrannen, und zum Lohne seiner treuen Anhänglichkeit und geleisteten Dienste, ließ Constantin ihm nun beide Augen ausstechen, und zwar gleich in den ersten Tagen, nachdem Sisinnius Constantinopel erobert, und den undankbaren Tyrannen wieder in den völligen Besitz seines Reiches gesetzt hatte.

9. Weniger glücklich und glänzend waren Constantins Erfolge in seinen auswärtigen Kriegen. Obgleich es ihm nicht an persönlicher Tapferkeit fehlte, er sich auch gewöhnlich selbst an die Spitze seiner Legionen stellte, ward er dennoch öfters von den Sarazenen, wie von den Bulgaren geschlagen. Aber so oft er von einem unglücklichen oder erfolglosen Feldzuge zurückkam, vermehrte, oder vielmehr verdoppelte sich seine grausame Verfolgungswuth; geschärftere und wo möglich noch blutigere Edikte ließ er dann in alle Provinzen ergehen, und in dem Blute schuldloser Katholiken, Mönche und Einsiedler suchte er die, von Sarazenen oder Bulgaren erlittene Schmach wieder zu tilgen. Indessen war das Kriegsglück ihm dennoch nicht immer ungünstig. Zweimal in seinem Leben ward er Sieger an dem Euphrat, wie an der Donau, entriß den, nun ebenfalls in blutige, innere Kriege verwickelten Sarazenen einige Stücke von Syrien und Armenien, und überwand nach langen Jahren, zum erstenmal wieder in einer mörderischen Schlacht die seit undenklichen Zeiten stets siegreichen Bulgaren *). —

*) Jedoch blos durch Verrätherei einiger Großen unter den Bulgaren. Telerich oder Elerich, damaliger

Da es noch nie einen auch noch so lästigen Tyrannen, oder verdorbenen Menschen gegeben, der in seinem ganzen Leben nicht wenigstens hie und da Etwas Gutes vollbracht hätte: so hatte auch die Stadt Constantinopel diesem Constantin die, mit ungeheuren Kosten verbundene Wiederherstellung einer alten, völlig zerstörten Wasserleitung zu danken. Für die ungeheure Stadt eine nicht geringe Wohlthat! Eben so war unter seiner Regierung für Ue-

---

Bulgarenfürst argwohnte Verrath, wußte jedoch die Verräther nicht aufzufinden; um sie zu entdecken bediente er sich folgender List. Er schrieb an Constantin, klagte ihm, daß er müde sey, ein wildes und unbändiges Volk, das schon so oft seine eigenen Könige ermordet hätte, länger zu beherrschen; er habe sich daher entschlossen, mit allen seinen Schätzen nach Constantinopel zu entfliehen, und dort unter dem Schutze des Kaisers, im Schoße des Ueberflusses seine ihm noch übrigen Tage ruhig zu verleben. Ohne den Beistand einiger Vertrauten könne er aber sein Vorhaben nicht ausführen, wisse jedoch nicht, wem er, ohne sich der größten Gefahr auszusetzen, sein Vertrauen schenken könne: denn würde sein Plan entdeckt, so wäre er ohne Rettung verloren. Wenn also der Kaiser einige vornehme Bulgaren kennte, die es gut und aufrichtig mit den Römern meinten, so möchte er ihm dieselben bezeichnen; denn von diesen würde er nicht die Entdeckung seines Vorhabens zu befürchten haben. Constantin gerieth in die Falle, antwortete dem Bulgaren Könige, und bezeichnete ihm jene, denen er sich kühn anvertrauen dürfte, die aber nun Telerich sämmtlich, und zwar auf ziemlich grausame Weise hinrichten ließ. — — Sonderbar ist es, daß Telerich dieses jetzt erdichtete Vorhaben dennoch mehrere Jahre nachher, unter Constantins Nachfolger, wirklich ausführte, mit seiner Gemahlin und seinen Schätzen nach Constantinopel kam, sich taufen ließ, und seine übrige Lebenszeit dort zubrachte.

berfluß an Lebensmitteln in Constantinopel stets hinreichend gesorgt, und die, durch seine blutigen Verfolgungen der Katholiken, verödeten Städte Thraciens suchte er durch neue, dahin gesandte Colonien wieder zu bevölkern.

10. Kaiser Leo hatte den Copronymus mit einer chazarischen Prinzessin, der man in der heiligen Taufe den Namen Irene beilegte, frühzeitig vermählt. Mit dieser zeugte derselbe noch zu Leo's Lebzeiten einen Sohn, der jetzt unter dem Namen Leo IV. seinem Vater in der Herrschaft folgte (775.) Von seiner dritten Gemahlin Eudoxia hinterließ Constantin noch fünf andere Söhne, Nicephorus, Christoph, Nicetas, Anthemius und Eudokes. Erstgeburtsrecht schloß sie vom Throne aus, und des ältesten Bruders Ungerechtigkeit beraubte sie eines väterlichen Vermächtnisses, das nach dem gegenwärtigen Geldwerth, sich wenigstens auf zwanzig bis fünfundzwanzig Millionen Gulden belief. Von diesen fünf Prinzen wird in der Folge noch einigemal Erwähnung geschehen.

11. Aber außer dem Leo, dem Erben des Thrones seines Vaters, gebar Irene ihrem Gemahl auch noch eine Tochter, Namens Anthusa, die wahrhaftig eines bessern Vaters würdig gewesen wäre, und deren Andenken nicht nur der Kirche heilig ist, sondern auch jedem wahren Menschenfreunde ewig ehrwürdig und unvergeßlich seyn wird. Sah man in dem Vater das grauenvolle Bild aller Immoralitäten, Verbrechen und Laster, so erblickt man in der Tochter eine reine, himmlisch-holde, mit jeder Tugend geschmückte Engelsgestalt. Von ihrer frommen Mutter Irene in der Furcht des Herrn erzogen, und in der wahren katholischen Lehre gründlich un-

terrichtet, entsagte sie frühzeitig schon in ihrem Herzen der Welt und allem, was dieselbe zu bieten vermag, nahm daher keinen Antheil an den Festen und schwelgerischen Freuden des Hofes, war stets höchst einfach gekleidet, beweinte oft im Stillen die Verirrungen ihres Vaters, und wußte, so lange derselbe lebte, jeden, auch noch so glänzenden Antrag einer eheligen Verbindung stets mit Anstand zurückzuweisen. Sobald Constantin todt war, verließ sie sogleich den Hof, entsagte nun förmlich und auf immer aller irdischen Größe, und zog sich in klösterliche Abgeschiedenheit zurück. Die eine Hälfte ihres Vermögens vertheilte sie unter die Armen, und die andere Hälfte verwandte sie von jetzt an blos zu Werken frommer Nächstenliebe. Einen Theil der, von ihrem Vater zerstörten Klöster bauete sie wieder auf, kaufte zahllose Gefangenen los, und ward die milde, holde Pflegerin aller Unglücklichen und Nothleidenden. Anthusa war die erste, welche die große und schöne Idee eines Instituts auffaßte und ausführte, das dem Geiste des Christenthums ebensoviel Ehre, als dem Staat und der menschlichen Gesellschaft Nutzen und Vortheil bringt. Mit ungeheuren Kosten baute und dotirte sie nämlich ein Hospital blos für elternlose, oder von grausamen Eltern ausgesetzte Kinder beiderlei Geschlechtes, ließ sie erziehen und unterrichten, sorgte für Kleidung und Nahrung und, wenn sie erwachsen waren, auch für deren weiteres, anständiges Fortkommen in der Welt. Gleich einem freundlichen Engel, erschien sie beinahe jede Woche einigemal in dem, von ihr gestifteten Waisenhause, forschte dann allem genau nach, ließ sich bis zu dem kleinsten Detail herab; und Freude des Himmels glänzte in ihrem seelenvollen Auge, wenn alle die einst unglücklichen verlassenen Kleinen, deren Mutter sie aber nun geworden war, und die ihre, an der

Liebe zu Gott entzündete Menschenliebe hier versammelt, und körperlichem Elende wie sittlichem Verderben entrissen hatte, nun gesund, munter und froh ihr entgegen sprangen, und selbst kaum lallende Säuglinge, die noch getragen werden mußten, ihrer fürstlichen Wohlthäterin ihre kleinen Händchen schon dankbar und freudig entgegen streckten. Obgleich sie die Leitung der ganzen großen Anstalt selbst übernommen hatte, fragte sie doch Niemand dabei um Rath, folgte in allem blos den Eingebungen ihres eigenen, reinen, jedem sanften Zug der Liebe und des Wohlwollens stets offen stehenden Herzens. Sehr oft erhielt sie die dringendsten Einladungen, sowohl von ihrem Bruder, dem Kaiser, als nach dessen Tode auch von ihrem Neffen, wieder an dem Hofe zu erscheinen. Aber die Schimmerscenen des kaiserlichen Palastes, die geräuschvolle Pracht des Hoflebens, und die knechtischen Huldigungen eines Heeres von Sclaven in goldenen Ketten, hatten längst schon für Anthusa ihre Reitze verloren. Sie fühlte, daß sie blos für Gott geschaffen wäre, und ihre reine, von aller Selbstsucht geläuterte Liebe zu ihrem Schöpfer erwieß sie täglich in zahllosen Werken der Barmherzigkeit an den kostbarsten Gliedern Jesu Christi, nämlich an den Armen und Nothleidenden. Als sie starb, weinte die Erde, aber der Himmel freuete sich. Nach ihrem Tode, nannte die Kirche sie eine Heilige, und die Welt, obgleich diese ihrer nicht werth war, gab ihr den Beinamen einer Wohlthäterin der Menschheit *).

*) Welcher Vater und welche Tochter! Aber unauslöschlich sind die Eindrücke, welche eine wahrhaft fromme, zärtlich liebende Mutter dem kindlichen, für alles Heilige und Religiöse so vorzüglich empfänglichen Herzen ihrer Tochter gibt. Die Lehren mütterlicher Liebe

prägen sich zu tief in die noch reine, schuldlose Seele des Kindes ein, als daß nachher die Welt mit allen ihren trügerischen Lockungen sie sobald wieder daraus sollten verwischen können. Die erste Erziehung, besonders die religiöse muß also bei Knaben wie bei Töchtern durchaus von den Müttern ausgehen; und hat es daran gefehlt: so werden schwerlich jene Kunst- und Treibhaus-Anstalten, welche man jetzt Schulen nennt, das Fehlende ersetzen, und noch viel weniger das schon Verdorbene wieder gut machen. Tief fühlten schon die Römer, obgleich Heiden, in den Zeiten strenger republikanischer Sittenreinheit diese Wahrheit; und weil sie solche fühlten, hatten sie auch tugendhafte, wahrhaft große, der schwersten Opfer für das Vaterland fähige Bürger; denn was die Mutter der Grachen war, waren damals beinahe alle römische Matronen Auch die, nach Tacitus Zeugniß, alle übrigen Völker an Keuschheit, Treue und Menschlichkeit übertreffenden Deutschen legten den Frauen einen Charakter der Heiligkeit bei, und wählten sie daher größtentheils zu ihren Priesterinnen. Frauen- und Mutter-Würde ward also schon in den germanischen Wäldern erkannt, und was abgöttischer Wahn hinzufügte, war blos Folge ihrer damals leider noch heidnischen Unwissenheit. Aber wenden wir uns zu den schönern Zeiten des Christenthums. Wie oft finden wir nicht in der Lebensgeschichte großer Heiligen, daß es ihre Mütter waren, welche den ersten Saamen der Furcht des Herrn in ihre noch kindlichen Herzen streueten, den Keim der Andacht und der Liebe zu Gott darin weckten, ihn nährten und sorgsam pflegten. Was wäre aus einem der größten und liebenswürdigsten Heiligen, aus einem Augustinus geworden, hätte ihm eine Mutter, wie Monica, und deren inbrünstiges, Tag und Nacht zu Gott für das Heil ihres Sohnes flehendes Gebet gefehlt? Wie manche Heiligen, oder heilige Jungfrauen haben nicht die Herrlichkeit, mit welcher nachher sie Gott als seine Auserwählten umkleidete, vorzüglich der allerersten, frommen Pflege einer gottesfürchtigen Mutter zu danken? Doppelt selig sind daher auch hienieden schon solche Mütter, selig in sich durch das Zeugniß, welches der

heilige Geist ihnen gibt, daß sie Gottes Kinder seyen, und seliger vielleicht noch durch das Vorgefühl des kommenden Heils ihrer Söhne, oder Töchter, die sie als kaum lallende Kinder schon auf den Pfad der Tugend leiteten, und dem göttlichen Kinderfreunde mit ängstlicher Sorgsamkeit entgegenführten. Aber welche furchtbare Verantwortung mag auch einst jene Mütter erwarten, die, Gottes vergessen und daher uneingedenk ihrer heiligsten und süßesten Pflicht, nur darauf bedacht sind, ihre Söhne und Töchter ja recht frühzeitig zu geschickten Comödianten und Comödiantinnen für die große, sie erwartende Weltschaubühne zu formen, ihnen schon in ihrem zartesten Alter die ganze hohle Weisheit der Welt beizubringen, sie mit allen Künsten der Täuschung und Verstellung und dem ganzen Gewebe von Lug und Trug, das man Welton nennt, bei Zeiten bekannt zu machen, und daher auch, sobald als nur immer möglich, auf allen müßigen Assambleen und Bällen, in Schauspielhäusern und an allen Orten rauschender Vergnügungen mit sich herumschleppen, damit sie ja, bevor noch ihr eigener Geist erwachen und über das Herz gebieten kann, alles in der Welt jetzt herrschende Verderbniß so recht praktisch einlernen, und nach und nach, wie süßen Honig hinunterschlürfen. — Selten bietet die Geschichte ein Beispiel, daß eine wahrhaft fromme, und daher für das Heil ihrer Kinder besorgte Mutter gottlose Söhne oder Töchter zurückgelassen hätte; im Gegentheil stellt sie uns eine Menge Beweise auf, daß blos die Rückerinnerung an die früheſten, und daher unauslöschlichen frommen Lehren einer geliebten gottesfürchtigen Mutter, oft schon den ganz nahe an dem Rande des Verderbens taumelnden Leichtsinnigen plötzlich wieder zur Besinnung gebracht und auf die Bahn der Tugend zurückgeführt habe. — Sprüchwörter sind keine Orakelsprüche; in einzelen Fällen können sie trügen; aber im Ganzen genommen sind sie größtentheils Resultate langer, erprobter Erfahrung; und eines dieser Sprüchwörter sagt; „Der Apfel fällt selten weit von dem Stamm.

X.

1. Longobardische Geschichte. Nach Asprands Tod bestieg dessen großer Sohn in dem Jahre 712 den Thron der Longobarden *). Fähigkeit und Tugenden bezeichneten bisher größtentheils die Reihenfolge der longobardischen Könige; aber alle übertraf der edle Liutprand an Staatskunde und wahrer Regentenweisheit; und unter ihm erhob sich das Reich zu seinem höchsten Grade von Ansehen und Macht. Hohen Gaben des Geistes entsprachen bei Liutprand die liebenswürdigsten Eigenschaften des Herzens. Für ihn hatte die Natur alles, nichts die Kunst gethan. Ohne alle Gelehrsamkeit und der Wissenschaften völlig unkundig, aber voll Verstand, alles schnell auffassend und in seinen Folgen durchschauend, empfänglich für jede wahre Größe, dabei fromm, keusch, tadellos in seinen Sitten, Gott fürchtend und dessen Kirche ehrend, hatte Liutprand sich ein System practischer Lebensphilosophie entworfen, welches ihn sicherer leitete, als alle Weisheit der Gelehrten und Philosophen seiner Zeit. Weise und besonnen im Kreise seiner Räthe, tapfer, kühn und entschlossen an der Spitze seines Heeres, ward er Gesetzgeber und Eroberer, vermehrte den longobardischen Codex mit einer Menge trefflicher Gesetze, und erweiterte zugleich die Grenzen seines Reiches. Aber auch unter dem Geräusche der Waffen verschloß er den Rathschlägen der Mäßigung nicht sein Ohr, und nie war es für ihn ein schweres Opfer, eroberte Städte und Länder wieder zurückzugeben, und

*) Man sehe der Forts. 9. Band. Abschn: 13. §. 7.

Lorbern, die sein Schwert errungen, gegen jene noch ungleich schönern friedlichen Palmkränze zu vertauschen, welche Gerechtigkeit und Menschenliebe flochten, und die Städte und Provinzen, denen er den Frieden wieder schenkte, dankbar ihm reichten. Im wahren Sinne des Wortes war Liutprand der Vater seiner Unterthanen. Gütig, gerecht, mild, freundlich und herablassend gegen Jedermann, unterwarf er sich alle Herzen, lenkte durch freies Zutrauen ein Volk, das beinahe keinen König mehr vertragen konnte, beherrschte es mit Milde und segnender Menschlichkeit, und wußte jedem Verderbniß des Stolzes und der Schwungsucht seiner Großen mit eben so vieler Kraft als Großmuth zu begegnen. Liutprand wäre ohne Vergleich der größte Mann seines Jahrhunderts gewesen, hätte er nicht einen Carl Martel und noch zwei Päbste, gleich groß an Geist und Charakter zu seinen Zeitgenossen gehabt, zwei heilige Männer, berufen, einen neuen Schwerpunkt in dem geistigen Centrum der Welt zu bilden, und an deren, auf den Präcepten des Evangeliums gegründeten Politik daher auch alle Versuche der Tyrannei, wie alle Pläne des Ehrgeitzes und der Eroberungssucht scheiterten.

2. Kaum hatte Liutprand den Thron bestiegen, als Rotharis, ein Verwandter des königlichen Hauses, sammt seinen vier Söhnen sich gegen das Leben des neuen Königs verschwuren. Zu einem festlichen Mahl wollten sie Liutprand einladen, und im Speisesaale versteckte Mörder sollten dann auf ein gewisses Zeichen hervortreten, und das mörderische Bubenstück vollbringen. Aber der Mordanschlag ward zeitlich entdeckt. Liutprand berief Rotharis zu sich auf das Schloß. Der Verräther erschien, aber mit einem Panzerhemde unter seinem Oberkleide. Als er aus dem ganzen Benehmen des Monarchen

merkte, daß seine Verrätherei entdeckt sey, zog er plötzlich sein Schwert, und drang auf den König ein; aber Liutprand, obgleich nicht geharnischt, griff ebenfalls zu seinem Schwert, und ohne Hülfe herbeizurufen, vertheidigte er sich so lange gegen seinen geharnischten Gegner, bis die Wachen, endlich doch durch das Geklirr der Schwerter herbeigerufen, in das Gemach traten, und sich des Verräthers bemächtigten. Die Gesetze des Reiches erheischten Todesstrafe für jeden mörderischen Versuch gegen das Leben des Königes; und Liutprand ließ diesmal den Gesetzen und der Gerechtigkeit ihren Lauf.

3. Aber noch mehr beweißt folgender Zug das Heldenmäßige in der Persönlichkeit des Königes. Zwei Edelleute an seinem Hofe hatten sich gegenseitig das Wort gegeben, bei der ersten, sich ihnen darbietenden bequemen Gelegenheit den König zu ermorden. Sobald Liutprand diesen abermaligen Mordanschlag gegen sein Leben erfuhr, ließ er, unter dem Vorwand eines Spazierganges, sich von den beiden Verräthern begleiten, ging in einen Wald, und als er fern von der Landstraße sich mit ihnen in dem dichtesten Gehölz befand, wandte er sich plötzlich gegen sie, und sagte, die von ihnen längst schon so sehnlichst erwünschte Gelegenheit sey jetzt da; sie hätten den König allein; wenn sie es wagten, möchten sie jetzt ihr Vorhaben ausführen; aber vorher, setzte Liutprand hinzu, indem er sein Schwert zog, laßt uns erst um unser Leben kämpfen. Wie vom Donner gerührt, stürzten beide zu den Füßen des Königes; ihren Händen waren die Waffen entfallen, und von Scham und Reue durchdrungen, gestanden sie ihr Verbrechen, und fleheten um Verzeihung. Diese ward ihnen nicht nur gewährt; sondern Liutprand, dem es nicht an Menschenkenntniß fehlte,

behielt sie sogar in seinen Diensten, erhob sie na
her noch zu höhern Stellen, und die beiden el
maligen Verräther, voll Bewunderung über des K
nigs heldenmäßige Grosmuth, wurden nun dess
treueste bis in den Tod ihm ergebene Diener. Liu
prands Verhältniß zu der ganzen Nation war durc
aus das nämliche; durch seine Heldenkraft muß
er sie vorher bändigen, und dann machten seine G
rechtigkeitsliebe, seine Güte und Milde sie nach un
nach zahm, geschmeidig und folgsam.

4. Der uralten Verbindung mit Baiern un
dessen Herzogs Grosmuth hatten Liutprand und desse
Vater Leben und Krone zu danken; um also jen
alten, beide Reiche vereinigenden Bande noch enge
zu knüpfen, vermählte sich Liutprand mit des Her
zogs von Baiern Tochter, durch welche aber Li
prands Heldengeschlecht nicht fortgepflanzt ward, dem
nur eine Prinzessin, Namens Guntruda war di
Frucht dieser Ehe *).

*) Mabillon behauptet, Liutprand habe dem Carl Mar
tel in einem Kriege gegen Baiern Hülfe und Beistand
geleistet. Dieser Angabe widerspricht Muratori, und
fodert Beweise und Zeugnisse, welche, wie der groß
italiänische Geschichtschreiber sagt, der gelehrte Bene
diktiner nicht würde herbeibringen können. Indessen
ist doch Etwas an der Sache. Es ist nämlich ganz
richtig, daß Liutprand zu gleicher Zeit, als Carl
Martel mit einem Heere sich Baierns Grenzen nä
herte, ebenfalls in Tirol einfiel; aber nicht als Bun
desgenosse Carl Martels gegen Baiern; nicht als
Feind des baierschen Regentenhauses, oder der baier
schen Nation; sondern weil herbeigerufen von dem bai
erschen Herzog Hugibert, welcher mit seinem Oheim,
dem baierschen Herzog Grimoald in Successions-Streit
verwickelt, den Carl Martel und König Liutprand
um Hülfe gebeten hatte. Carl Martel und Liutprand

5. Sobald Liutprand sich auf seinem Thron befestigt sah, beschäftigte er sich mit Verbesserung der longobardischen Gesetze. Auf einem Reichstage zu Pavia machte er, im zweiten Jahre seiner Regierung, mit Genehmigung des hohen Adels und sämmtlicher Richter der Nation, sein erstes Gesetzbuch bekannt, dem er in den folgenden Jahren, noch fünf andere Bücher hinzufügte, welche zusammen genommen hundertzweiundvierzig neue Gesetze enthielten. Ungleich fühlbarer, als in den Gesetzen seiner Vorfahren, athmet in jenen des Liutprands der Geist des Christenthums und christlicher Gesetzgebung. Abschaffung aller Formen und Ueberbleibsel heidnischen Aberglaubens, Aufrechthaltung der christlichen Moral, Entfernung alles dessen, was den Geboten des Evangeliums entgegen läuft, Sicherstellung der Kirche gegen räuberische Eingriffe mißbrauchter Macht, *) und größere Humanisirung der noch immer sehr rohen, sich ungerne unter das sanfte

---

erschienen diesmal nicht sowohl als Feinde, sondern als bewaffnete Vermittler, welches sich noch deutlicher und anschaulicher ergeben würde, wenn die Bedingungen, unter welchen ein Vergleich zu Stande kam, und worauf das fränkische Heer sich zurückzog, uns bekannt wären.

*) Pemmo, Herzog von Friaul, hatte den Patriarchen Calistus, auf einem, nahe am Meere gelegenen Schloß in das Gefängniß geworfen, und hätte, wäre er nicht davon abgehalten worden, ihn in dem Meere ersäufen lassen. Als Luitprand diese Gewaltthätigkeit vernahm, entsetzte er den Pemmo seines Herzogthums, und übergab es dessen Sohn, dem tapfern und edelmüthigen Ratchis. Die übrigen longobardischen Großen, welche an Pemmos Gewaltthat einigen Antheil genommen hatten, mußten in langwieriger Gefangenschaft für ihr Verbrechen büßen.

Joch der Gesetze beugenden Nation, die er beherrschte, sind die edeln und schönen Zwecke der mehrsten Verordnungen dieses Königes. Indessen ergibt es sich aus Liutprands Gesetzbüchern, daß die longobardische Nation, seit Rotharis Zeiten, sich nichts weniger als veredelt, im Gegentheil vielmehr verschlechtert, und die Statistik ihrer Immoralitäten und Laster sich bedeutend vermehrt habe. Gegen mehrere damals unbekannte Verbrechen, nämlich gegen Menschendiebstahl, besonders kleiner Kinder, Verkauf freier Leute als Sclaven im Auslande, überhandnehmende Unzucht beider Geschlechter, gegen das infame Gewerbe der Kuppler und die Niederträchtigkeit der Ehemänner, welche ihre Weiber preisgeben, finden wir jetzt neue, in Rotharis Codex nicht enthaltene Verordnungen. Seinen Ehegesetzen legte Liutprand offenbar die, von einem um die nämliche Zeit in Rom gehaltenen Concilium erlassenen Decrete zum Grunde, verbietet daher die Heirathen in den von der Kirche verbotenen Graden, wie auch jene der Nonnen, welche einmal den Schleier genommen hatten, und verordnet Strafen so wohl für die Uebertreter dieser Gesetze, als auch für jene, welche bei dergleichen Heirathen behülflich wären, besonders für Vormünder von Mädchen oder Frauen, welche zu solchen gesetzwidrigen Verbindungen ihrer Pupillen ihre Einwilligung geben würden. Den Wittwen ward durch ein besonderes Gesetz verboten, gleich nach dem Tode ihres Gatten in ein Kloster zu gehen; zu Folge der neuen gesetzlichen Bestimmung mußte, seit dem Tode des Mannes bis zum Eintritt seiner hinterlassenen Wittwe in ein Kloster, wenigstens ein Jahr verflossen seyn; denn, sagte Liutprand, das Uebermaß des Schmerzes führt bei solchen Gelegenheiten sehr leicht zu Entschließungen, auf welche nachher oft eine allzuspäte Reue folgt. — Alles, was sich in Liut

prands Gesetzen auf geistliche und kirchliche Verhältnisse bezieht, beruhet auf ächt-katholischen Prinzipien. Da die Longobarden, obgleich längst schon Christen, dem Trug der Wahrsager unbedingten Glauben schenkten, auch zu den losen Künsten der Zauberer oft ihre Zuflucht nahmen, und noch manche andere heidnische Gebräuche übten, so verbannte Liutprand sämmtliches Wahrsager- und Zaubergesindel auf immer aus dem Reiche, und erließ sehr scharfe Edikte gegen nächtliche Opfer bei den sogenannten heiligen Bäumen, gegen das Anbeten der Quellen und Springbrunnen, und noch andern, dem Heidenthum entsprossenen, abergläubischen Wahn. — Auch in dem bei den Longobarden bisher bestehenden Erbrechte, machte Liutprand sehr zweckmäßige Abänderungen, und führte die dahin sich beziehenden gesetzlichen Bestimmungen auf richtigere Grundsätze der Vernunft und des natürlichen Rechts zurück. Nach dem alten longobardischen Erbrecht waren die Töchter, wenn eheliche Söhne vorhanden waren, von der Erbschaft ausgeschlossen; hatten sie keine, in rechtmäßiger Ehe erzeugten Brüder, so bekamen sie dennoch nicht die ganze Erbschaft, sondern nur einen, und zwar ziemlich kleinen Theil derselben. Liutprands Gesetze sprachen jetzt den, ohne Brüder hinterlassenen Töchtern die ganze Erbschaft, und verheiratheten Schwestern mit den unverheiratheten gleiches Erbrecht zu *). —

*) Töchter, wie überhaupt weibliche Verwandte waren deswegen in dem frühern longobardischen Erbrecht so wenig berücksichtigt, und weit entferntern männlichen Verwandten nachgesetzt, weil in den ältesten Zeiten bei den Longobarden die ganze Sicherheit der Person auf der Blutrache beruhete Ein jeder war demnach nur in so ferne zu einer Erbschbft berechtiget, als er vermöge des Grades seiner Verwandschaft auch zur

In Ansehung des peinlichen Rechts, machte Liutprand ebenfalls mehrere Abänderungen, wovon die wichtigste war, daß die Buße für einen Todschlag, welche nach den Gesetzen des Rotharis für die Ermordung jedes Longobarden ohne allen Unterschied die nämliche war, nun in ein bestimmtes Verhältniß mit dem Adel, oder der Würde des Ermordeten gesetzt ward, so daß die Geldbuße jetzt von 150 Sol. bis auf 300 stieg. Durch den hohen Ansatz der Bußen hatte Rotharis gehofft, der Blutrache Einhalt zu thun, daher für jeden erschlagenen Longobarden 900 Goldsolidos bestimmt; aber der König betrog sich; denn die jetzt beinahe unzahlbaren Strafgelder konnten größtentheils nicht mehr eingetrieben werden, und da gegen Hinrichtungen die Nation sich sträubte, und auch gegen Einführung neuer, einem solchen Verbrechen angemessener Strafen sich würde gesträubt haben; so sahe Liutprand sich genöthiget, die Geldbußen für Todschlag zu mildern, und sie nach den bürgerlichen Verhältnissen der Erschlagenen abzustufen. Eben so war es auch die Unmöglichkeit, von armen Dieben die Geldbußen einzutreiben, welche Liutprand bewog, in seinen Verordnungen gegen Dieberei Strafen einzuführen, welche die alten longobardischen Gesetze nicht kannten, als Peitschenhiebe, Haar- und Bartabschneiden, Brandmarken, unterirdische Gefängnisse ꝛc. Den Zweikampf ließ Liutprand noch fortbestehen; aber der, zwar nicht gelehrte, jedoch geist- und einsichtsvolle König ver-

---

Blutrache verpflichtet war. Diese konnten natürlicher Weise Töchter und weibliche Anverwandte nicht üben; daher bei einem Longobarden ohne männliche Erben die Kammer des Königes einen Theil der Erbschaft erhielt; indem der König einen solchen Longobarden rächen mußte.

dammte dennoch jetzt laut und öffentlich diesen, für Recht und Wahrheit so verderblichen Wahn. In seinem fünfundsechzigsten Gesetze sagt Liutprand, er sehe die Thorheit und das Frevelhafte des Zweikampfes wohl in, indem die Erfahrung ihn belehrt, daß oft die rechteste Sache in demselben unterliege; er dürfe s aber für jetzt noch nicht wagen, dieses gottlose Gesetz aufzuheben, weil es sowohl bei den Longo- arden, wie bei den übrigen abendländischen Völkern hon zu tiefe Wurzeln gefaßt habe *). Alle Gesetze, Verordnungen und Einrichtungen dieses Königes igen uns in ihm einen, über die Vorurtheile nicht ur seiner Nation, sondern selbst seines Zeitalters eit erhabenen Geist.

6. Mit dem Uebermuth seiner stolzen, mäch- gen Vasallen hatte Liutprand während seiner Re- erung einigemal zu kämpfen. Längst schon betru- n sich die Herzoge von Spoleto und Benevent s völlig unabhängige Souveraine, und wenn sie n König auch als ihren Oberherrn anerkannten, war diese Anerkennung doch blos eine ganz leere, alitätslose Form. Liutprand, mit Recht eifersüch- auf sein königliches Ansehen und die Rechte sei- r Krone, beschloß, die beiden Herzoge in ein glei- s Abhängigkeitsverhältniß mit den Herzogen in eustrien, Austrien und Toscana zu setzen, welche tere in der That blose Statthalter in den Städ- n und Provinzen waren. Thrasamund war da-

*) Quia incerti sumus de judicio Dei, et multos audivimus per pugnam sine justa causa suam causam perdere. Sed propter consuetudinem gentem nostram Longobardorum legem impiam vetare non possumus.

mals in Spoleto, und Gisulph II. in Benevent Herzog *). Liutprand zog zuerst gegen Spoleto und belagerte die Stadt. Thrasamund ward gezwungen, sich dem Könige zu unterwerfen; gelobte unter einem feierlichen Eide unbedingten Gehorsam, und überlieferte ihm überdieß noch Geißeln zum Unterpfand seiner künftigen Treue. Da Gisulph, Herzog von Benevent, noch ein Kind war, so übergab Liutprand, während der Minderjährigkeit desselben, das Herzogthum einem seiner Neffen, Namens Gregor; nahm aber den Gisulph zu sich, und ließ ihn unter seinen Augen an seinem Hofe erziehen. Aber einige Jahre nachher empörte sich Thrasamund auf das neue gegen den König. Liutprand zog schnell mit seinem Heere gegen Spoleto. Der überraschte Thrasamund wagte es nicht, dem tapfern und kriegskundigen Könige Widerstand zu leisten, er verließ seine Residenz und floh nach Rom, worauf Liutprand ihn des Herzogthums entsetzte, und es dem Hilderich, einem ihm ganz ergebenen longobardischen Großen übertrug. Liutprand sandte hierauf nach Rom, und begehrte die Auslieferung des dahin entflohenen Herzogs. Aber

*) Die Geschichte Thrasamunds und seiner Empörung gegen Liutprand ist sehr unvollständig, und ziemlich verwirrt. Die Nachrichten, die wir darüber haben, sind äußerst mangelhaft, zum Theile widersprechend, und oft ohne allen innern historischen Verband. Auch Muratori klagt über Dunkelheit und Verworrenheit in diesem Theil der italiänischen Geschichte. Graf Capelli, in seiner Geschichte von Spoleto, sucht zwar das Mangelnde zu ersetzen, und jene Lücken auszufüllen; aber seine Neigung zu historischen Scenerien verleitet ihn bisweilen, Umstände zu erzählen, die er, hätte er damals gelebt und wäre selbst dabei gewesen, kaum hätte wissen können, und die vor ihm ganz gewiß keine lebende Seele gewußt hat.

weder der Pabst, noch das römische Volk wollten einen Unglücklichen, der an dem Stuhle des heiligen Petrus eine Zufluchtsstätte gesucht hatte, seinen Verfolgern ausliefern; und der deswegen den Römern nun zürnende König bemächtigte sich sogleich der vier in dem römischen Gebiete liegenden, ziemlich ansehnlichen Städte Amelia, Orta, Polimarzo und Bleda, legte eine starke Besatzung unter geprüften Anführern in dieselben, und ging hierauf mit seinem Heere nach Pavia zurück.

7. Die Römer, erbittert über den Verlust ihrer vier Städte, schlossen nun ein förmliches Bündniß mit Thrasamund. Indessen war auch Gregor, welchem vom Liutprand die Verwaltung des Herzogthums Benevent war übertragen worden, gestorben, und Godeschalk hatte sich, ohne Wissen und Genehmigung des Königes, zum Herzog des Landes aufgeworfen. Dieser Godeschalk, durch gleiches Interesse und gleiche Gefahr mit Thrasamund verbunden, trat nun ebenfalls dem römischen Bündniß bei. Von dem Pabste und den Römern begünstiget, sammelte Thrasamund alle in dem römischen Gebiete befindlichen Soldaten unter seine Fahne, brach von zwei Seiten in das Gebiet von Spoleto, eroberte mehrere Städte, erschlug den Herzog Hilderich in einem Gefechte, und brachte in kurzer Zeit das ganze Herzogthum wieder unter seinen Gehorsam.

8. Aber gleich im Frühling des folgenden Jahres zog Liutprand gegen die Römer und die beiden rebellischen Herzoge von Spoleto und Benevent. Das verbündete Heer stand zwischen Fano und Fossanbrone. Liutprand mußte ein, zwei römische Meilen langes waldiges Defilee passiren. Zahlreiche Scharen Römer und Spoletaner hatten sich im Walde

in einen Hinterhalt gelegt, und griffen nun plötzlich den König von vorne und im Rücken an. Ratchis, Herzog von Friaul, führte den Vor- und Astulph, des Herzogs Bruder, den Nachtrab des longobardischen Heeres. Es begann ein lange dauerndes, eben so hitziges als mörderisches Treffen. Mehr, als das ganze übrige Heer, waren die Scharen des Ratchis und Astulph den heftigsten Angriffen des Feindes ausgesetzt. Indessen erzwang Ersterer dennoch den Durchzug durch den Engpaß, und Astulph deckte, unter unterbrochenem Gefechte mit dem Feinde, den Marsch des königlichen Heeres. Den ganzen Tag hindurch erneuerten die Römer und Spoletaner ihre Angriffe, wurden aber stets mit vielem Verluste wieder zurückgeschlagen. Am meisten zeichneten durch persönliche Tapferkeit sich aus die beiden Brüder Ratchis und Astulph. Dem Erstern näherte sich einer der kühnsten Spoletaner, Namens Berto in voller Rüstung, rief ihn beim Namen, und foderte ihn zum Zweikampfe heraus. Ratchis sprengte ihm sogleich entgegen, und warf ihn auf den ersten Ritt mit der Lanze zu Boden. Einige von des Herzogs Gefolge eilten herbei, um den Spoletaner zu tödten; aber der edelmüthige Ratchis gab es nicht zu, und Berto kroch nun ganz demüthig auf Händen und Füßen in den Wald. — Auf einer Brücke ward Ratchis Bruder von zwei nicht minder tapfern Spoletanern oder Römern im Rücken angegriffen. Aber schnell warf der gewandte Krieger sein Streitroß herum, spaltete dem Einen den Kopf, durchrannte hierauf mit seiner Lanze den Andern, und warf ihn in den Strom. Beide Brüder bestiegen in der Folge, wie wir sehen werden, den Thron der Longobarden. — Unaufhaltsam setzte nun Liutprand seinen Marsch fort, und drang mit seiner ganzen Macht in das Gebiet von Spoleto,

wo nun ebenfalls Thrasamund alle seine Streitkräfte versammelt hatte.

9. Während Liutprand sich jetzt mit den Spoletanern herumschlug, glaubten die Römer sich ihrer vier verlornen Städte wieder bemächtigen zu können. Der Versuch fiel jedoch höchst unglücklich aus. Ein bedeutendes römisches Corps, unter der Anführung des Patriciers Agatho, rückte vor Amelia; aber der longobardische Befehlshaber, der tapfere Peredeus machte einen unerwarteten Ausfall, überrumpelte die Römer, hieb den größten Theil ihrer Leute zusammen, und jagte die übrigen in die Flucht.

10. Thrasamund, diesmal auf den Krieg besser vorbereitet, leistete tapfern und hartnäckigen Widerstand. Mehrere Gefechte wurden geliefert, Städte belagert, vertheidiget und erobert, Thrasamunds Scharen überall zurückgedrängt, und endlich genöthiget sich in die Stadt Spoleto zu werfen. Sogleich begann die Belagerung. Die Stadt war zwar mit Lebensmitteln hinreichend versehen; aber Thrasamund sah ein, daß sein kleines, durch die vielen, größtentheils unglücklichen Gefechte geschwächtes Heer, der ganzen Macht Liutprands nicht lange würde widerstehen können. Er befahl also, ein Thor zu öffnen, ging in das königliche Lager, und warf sich dem Könige zu Füßen. Auch diesmal ward Thrasamund zwar wieder begnadiget, jedoch gezwungen, in den geistlichen Stand zu treten und in ein Kloster zu gehen *). — Als Godeschalk von dem Falle von

*) Mit dem nämlichen Maß, mit welchem er ehemals seinen Vater ausmaß, ward ihm jetzt ebenfalls vorgemessen. Pharoald II., Thrasamunds Vater, lebte dem herrschsüchtigen Sohne zu lange; dieser, unein-

Spoleto Kunde erhielt, wagte er es nicht, die Annäherung des königlichen Heeres abzuwarten. Sein Gedanke war jetzt nach Constantinopel zu entfliehen. Seine Gemahlin sammt allen seinen Schätzen ließ er also zu Schiffe bringen. Aber nun ward sein Vorhaben ruchbar, und es entstand ein Aufruhr, in welchem Godeschalk von der, dem Könige ergebenen Parthei in der Stadt erschlagen ward. Godeschalks Gemahlin entkam jedoch glücklich mit allen ihren Reichthümern nach Constantinopel. Liutprand ging hierauf nach Benevent, und ernannte den Gisulph, den er erzogen, und unlängst mit einer sehr vornehmen Longobardin aus einem der ältesten und edelsten Geschlechter vermählt hatte, zum Herzog des Landes.

11. Im fünfundzwanzigsten Jahre seiner Regierung ward König Liutprand von einer äußerst gefährlichen Krankheit befallen. Eine furchtbare, allen Mitteln der Heilkunde trotzende Fiebergluth wüthete in den Adern des Kranken. Bald hatten Italiens größte Aerzte den ganzen Reichthum ihrer Erfahrungen fruchtlos erschöpft; und da diese nun selbst hoffnungslos an dem Krankenbette standen; so glaubte auch jedermann den König ohne Rettung

---

gedenk des, einst auf dem rauchenden Sinai unter Donner und Blitz gegebenen göttlichen Gebotes: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß Du lange lebest auf Erden, empörte sich gegen den Urheber seiner Tage, behielt die Oberhand in dem Aufruhr, und zwang seinen Vater, die Regierung niederzulegen, und als Mönch in ein Kloster zu gehen. Pharoald begab sich in die, von ihm selbst gestiftete Abtei von Ferentillo, wo er auch starb, und die nachher zu einer großen Celebrität in ganz Italien gelangte.

rloren. Um in der gefahrvollen Zeit den Thron cht dem Spiel des Ehrgeitzes einiger stolzen Her- ge preiszugeben, traten nun die, am Hofe anwe- nden Großen in aller Eile, in der außerhalb Pa a gelegenen Kirche Sancta Maria ad Perticas zu mmen, und wählten Hildebrand, Liutprands effen zum König. Sobald die Wahl geschehen ar, schritt man auch sogleich zur Huldigung. Nach itte der damaligen Zeit ward dem neuen König n Speer in die Hand gegeben, und nun geschah , daß, als Hildebrand den Speer in der Hand elt, eine Eule sich auf demselben niederließ. Ueber esen sonderbaren Zufall erschracken alle Anwesenden; nn die Erscheinung einer Eule ward von jeher bei len Völkern für eine üble Vorbedeutung gehalten; id daß dieser Vogel auch jetzt für Hildebrand kein ote des Glückes war, beweisen, wie wir bald hen werden, die nachherigen Ereignisse. — In- ssen waren die Naturkräfte des Kranken noch nichts eniger als erschöpft; und eine ganz unerwartet ein- etende heftige Krisis, welche jene glücklich über- nden, führte Liutprand plötzlich von dem Tode ieder zum Leben. Als an seinem völligen Aufkom- en gar nicht mehr zu zweifeln war, ward er von m, was, während er in den letzten Zügen lag, schehen, in Kenntniß gesetzt. Liutprand äußerte nfänglich seinen Unwillen darüber, erklärte aber nnoch, vermöge seiner ihm angebornen Herzens- ite, den Hildebrand zu seinem Mitregenden, wohl issend, daß es der Ueberlegenheit seines Geistes n Leichtes seyn würde, den neuen Machtgenossen, n er sich gegeben, stets in einer gewissen, eben nothwendigen, als heilsamen Abhängigkeit zu er- alten.

12. An dem, durch des Kaisers Leo bilder-

ſtürmiſche Edikte, in Italien entſtandenen bürgerlichen Unruhen und Aufſtänden nahm Liutprand thätigen Antheil *). Ob warmer Eifer für die Aufrechthaltung der reinen Lehre, und die der Kirche drohenden Gefahren, bei Liutprand die wirklichen Motiven, oder blos der Vorwand ſeiner Schilderhebung gegen die griechiſchen Kaiſer waren; dies müſſen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen. Die Grosmuth, die er in dieſem Krieg bewieß, und ſeine Bereitwilligkeit, ſtets den Rathſchlägen der Mäßigung zu folgen, laſſen indeſſen doch das Erſtere vermuthen. Es würde Liutprand ein leichtes geweſen ſeyn, ſich aller, größtentheils ſchlecht vertheidigter und dabei der griechiſchen Herrſchaft überaus müder, römiſch-italieniſcher Städte und Provinzen zu bemächtigen, ja vielleicht ſelbſt, bei ſeinen ununterbrochenen, ungemein freundſchaftlichen Verhältniſſen mit dem mächtigen Carl Martel **), von Rom ſelbſt ſich Meiſter zu machen, hätte nicht ſeine unbegrenzte Ehrfurcht gegen das geheiligte Oberhaupt der Kirche ihn von jeder Unternehmung dieſer Art, wie lockend ſie auch ſeyn mochte, zurückgehalten. Indeſſen ging Liutprand doch nicht mit

*) Hievon wird an ſchicklicherem Orte, nämlich in der Geſchichte des Pontificats Gregors II. und ſeiner beiden Nachfolger, vollſtändigere und ausführlichere Erwähnung geſchehen.

**) Liutprand hatte dem Carl wichtige Dienſte gegen die Sarazenen geleiſtet, und Pipin, Carls Sohn kam auf Geheiß ſeines Vaters nach Pavia, den König zu beſuchen, und zu bitten, ihn an Kindesſtatt anzunehmen, welches auch mit der gewöhnlichen Ceremonie des Abſchneidens einer Haarlocke unter den größten Feierlichkeiten von Liutprand geſchah. Reich beſchenkt, kehrte hierauf Pipin wieder zu ſeinem wirklichen Vater nach Frankreich zurück.

leeren Händen aus, und die Eroberung der schönen und reichen Provinz Pentapolis, sammt dem größten Theil von Aemilien, welche Länder er den Griechen abnahm, und mit seinem Reiche vereinte, war eine nicht unbedeutende Erweiterung der longobardischen Macht in Italien.

13. Nach einer zweiunddreißigjährigen, ruhmvollen Regierung starb endlich Liutprand in dem Jahre 743. In seinem Leben allgemein geehrt, geliebt und bewundert, ward er nach seinem Tode auch aufrichtig betrauert. Gerechtigkeit und die Liebe der Nation waren die Stützen seines Thrones; seine Unterthanen betrachtete und behandelte er wie seine Kinder; seine ärgsten Feinde erhielten oft Beweise seiner Grosmuth, und die vielen von ihm gegründeten Klöster und erbaueten Kirchen sind, in Verbindung mit einem reinen, tadellosen Wandel, unzweideutige Beweise seiner Frömmigkeit. Mit Liutprand schließt sich die schönste und glänzendste Periode des longobardischen Reiches, und mit ihr zugleich auch Paul Warnfrieds Geschichte der Longobarden.

XII.

1. Auf Liutprand folgte dessen Neffe und bisheriger Mitregent Hildebrand; aber die Regierung desselben hatte keine lange Dauer. Die Nation war unzufrieden mit ihm; ob mit Recht oder Unrecht, dies wissen wir nicht; kurz, eine mächtige Parthei erhob sich gegen Hildebrand, setzte ihn im siebenten Monate seiner Alleinherrschaft wieder ab, und wählte den tapfern Herzog Ratchis oder Rachis von Friaul zum König.

2. Ratchis war ein edler, menschenfreundlicher und, obgleich tapfer und des Krieges kundig, doch friedeliebender Fürst. Auf Bitte des Pabstes, der, sobald er die Erhebung des Ratchis vernommen, Gesandte an ihn nach Pavia ordnete, bewilligte er für sämmtliche, den griechischen Kaisern in Italien unterworfenen Provinzen, einen Waffenstillstand auf 20 Jahre; und war nun blos darauf bedacht, durch milde Regierung und weise Verordnungen sich auf dem Thron zu befestigen.

3. Gleich seinem großen Vorfahrer, suchte auch Rachis die Gesetzgebung in seinem Reiche noch mehr zu vervollkommenen. Er vermehrte daher den longobardischen Codex mit verschiedenen Gesetzen, welche jedoch in den bürgerlichen, wie sittlichen Verhältnissen der Longobarden wenig, oder gar nichts änderten, und wovon das fünfte nur in so ferne für uns merkwürdig ist, als es einiges, obgleich nicht sehr erfreuliches Licht über den innern, immer mehr erschlaffenden Staatsverband des longobardischen Reiches verbreitet. Bei Todesstrafe wird durch dieses Gesetz allen Longobarden verboten, nach fremden Ländern, wie auch nach den Herzogthümern Benevent und Spoleto Briefe oder Boten zu senden: ein ziemlich klarer Beweis von den noch immer fortwährenden Umtrieben des Ehrgeitzes unruhiger Großen, so wie auch von der, gleich nach Liutprands Tod, von den beiden mächtigen Herzogen von Spoleto und Benevent auf das neue wieder genommenen feindlichen Stellung gegen das longobardische Gesammtreich.

4. Aber im Anfange des fünften Jahres seiner Regierung brach Rachis plötzlich den, unter der Vermittelung des Pabstes vor 4 Jahren geschlossenen

Waffenstillstand. Der Exarch oder die Römer, wahrscheinlicher die Letztern, hatten den Unwillen des Königes gereitzt. Schnell zog er demnach sein Heer zusammen, unterwarf sich die ganze Seeküste, rückte hierauf in das römische Gebiet und belagerte Perugia. Rom war jetzt in der Nähe bedrohet, und Muthlosigkeit und allgemeine Bestürzung herrschten in der großen Stadt. Von dem Exarchen war keine Hülfe zu erwarten; denn dieser war er selbst vielleicht noch mehr als die Römer bedürftig. Auf der Persönlichkeit des Pabstes beruheten also allein wieder alle Hoffnungen der geängstigten Einwohner Roms. Nur von wenigen Geistlichen begleitet, eilt also auch jetzt wieder Pabst Zacharias in das Lager der Longobarden vor Perugia, besänftigt durch eine Menge kostbarer Geschenke den Zorn des Königes, und weiß hierauf vor dem nun nicht mehr zürnenden Monarchen die Sache der Gerechtigkeit so kräftig zu führen, daß Rachis nicht nur die Belagerung von Perugia sogleich aufhebt, sondern auch alle schon eroberte Städte und Schlösser wieder herausgibt.

5. Dem Zuge seines Herzens war Rachis zwar gefolgt; aber nicht ohne Grund befürchtete er auch jetzt den Unwillen seiner ohnehin schon so schwer zu lenkenden Großen. Verwickelt in einem traurigen Conflikt zwischen den Foderungen seines Gewissens und jenen der Nation, das heißt, zwischen dem, was er als recht, und jenem, was er als nützlich erkannte, und unvermögend, beides mit einander zu vereinigen, fühlte Rachis nun doppelt die drückende Last der Herrschaft; und da die Worte des Pabstes, bei dessen letzten Unterredungen mit ihm, einen tiefen Eindruck in seinem Gemüthe zurückgelassen hatten; so entschloß er sich, freiwillig vom Throne herabzusteigen, und in die einsame Stille eines Klosters

ſich zurückzuziehen. Vom Entſchluß ſchritt er raſch zur That; legte noch in dem nämlichen Jahre die Krone nieder, ging mit ſeiner Gemahlin und Tochter Taſia und Rothruda nach Rom, und erklärte dem Pabſte, wie er entſchloſſen wäre, Gott ſeine fernere Tage in einem Kloſter zu weihen, und daß ſeine Gemahlin und ſeine Tochter dieſen Entſchluß mit ihm theilten. Alle drei wurden von dem Pabſte ſelbſt eingekleidet (749.) Rachis ging hierauf als Mönch nach Monte Caſino, und nahe dabei, nämlich zu Piombaruola ſtifteten Taſia und Rothrude ein Frauenkloſter, in welchem ſie, nach Ablegung der Gelübde, nun ebenfalls den Schleier nahmen.

6. Auf dem Throne folgte dem Rachis deſſen Bruder Aſtulph, ein erklärter, nicht leicht zu ſchmeidigender Feind der Römer. Er beſtätigte zwar den von ſeinem Bruder mit dem Pabſte geſchloſſenen Vertrag, jedoch blos in der Abſicht, ihn zu täuſchen, ihn einzuſchläfern, damit er ihm in der Ausführung ſeiner Entwürfe gegen der griechiſchen Kaiſer übrigen Beſitzungen in Italien nicht hinderlich ſeyn möchte. Sobald alſo Aſtulph auf ſeinem Throne ſich befeſtigt glaubte, fiel er mit zahlreichem Heere in das Exarchat, belagerte Ravenna, eroberte dieſe bisher unbezwingbare Feſte nach kurzem, obgleich tapferem Widerſtande, und machte dem Exarchat, das ſeit dem Sturz des oſt-gothiſchen Reiches eine Dauer von hundertdreiundachtzig Jahren gehabt hatte, ein Ende (752.) Aſtulph verwandelte jetzt das Exarchat in ein longobardiſches Herzogthum, vereinigte es mit ſeinem Reiche, und ernannte einen Herzog, welcher künftig ſeinen Sitz in Ravenna haben ſollte. Mehrere andere Städte öffneten nun ebenfalls dem Sieger ihre Thore, während ein anderes Heer, welches Aſtulph nach Iſtrien geſchickt hatte, auch dort alle

dem griechischen Kaiser gehörigen Städte und Schlösser eroberte.

7. Geschreckt durch die reißend schnellen Fortschritte des Longobarden, ordnete der Pabst in aller Eile Gesandte an ihn nach Pavia. Die Beredtsamkeit der päbstlichen Abgeordneten, unterstützt durch die reichen Geschenke, welche sie mitbrachten, besänftigten das Gemüth des Königes. Ein Waffenstillstand kam zu Stande, und dessen Bedingungen wurden von beiden Seiten eidlich beschworen. Aber schon vier Monate nachher brach Astulph den Vertrag, rückte mit seinem Heer in das römische Gebiet, belagerte und eroberte Narni, und machte Anspruch auf die Oberhoheit über Rom und dessen ganzes Gebiet. Durch die Eroberung des Exarchats, sagte der König, sey er in alle Rechte der griechischen Kaiser getreten, diese wären bisher Roms Oberherren gewesen, mithin seien es jetzt die Könige der Longobarden. — Allen Römern, nach Eroberung ihrer Stadt, den Tod drohend, foderte Astulph nun unbedingte Unterwerfung, und als jährlichen Tribut, für jeden Kopf ein Goldstück.

8. Stephan nahm abermals zu Unterhandlungen seine Zuflucht; er sandte zwei Aebte an den König nach Pavia, welche aber diesmal sehr schlecht empfangen wurden; man begegnete ihnen mit der größten Verachtung, und da ihre Klöster auf longobardischem Gebiete lagen; so befahl ihnen der König, unverzüglich und ohne vorher nach Rom zurückzukehren, und dem Pabste Bericht zu erstatten, wieder in ihre Klöster zu gehen. — Indessen hatte der Pabst auch den Kaiser in mehrern der dringendsten Briefe um schleunige Hülfe gebeten. Aber statt der erwarteten Hülfe kam jetzt von Constantinopel ein

Silentiarius mit einem Schreiben, in welchem man den Pabst nicht minder dringend ersuchte, für die Erhaltung der kaiserlichen Staaten in Italien besorgt zu seyn, auch bei dem longobardischen König sich zu verwenden, daß er das, von ihm eroberte Exarchat dem Kaiser wieder zurückgebe.

9. Zum Glück hatte der Pabst, dies voraussehend, sich auch an Pipin gewendet, Carl Martels Sohn und Erben seines Vaters Macht, wie dessen hohen Geistes. Pipin sandte an den Pabst den Herzog Aucharis und Chrodegang Bischof von Metz, und beide waren beinahe zu gleicher Zeit mit dem Silentiarius in Rom angekommen. Die Anwesenheit zweier fränkischen Gesandten erhob wieder den sinkenden Muth der Römer; denn in den stärksten und bestimmtesten Ausdrücken versicherten Chrodegang wie Aucharis den Pabst des Schutzes ihres Herrn. Aber leider war diese verheisene Hülfe sehr ferne; die Gefahr aber ganz in der Nähe. Zu Gottes Erbarmung nahm der heilige Pabst nun vorzüglich seine Zuflucht. Buß- und Fasttage wurden angeordnet, öffentliche Gebete angestellt, und durch alle Straßen der Stadt feierliche Processionen gehalten, bei welchen der, von den Longobarden eidlich beschworne, und hierauf so leichtsinnig gebrochene Vertrag an einer Stange herumgetragen ward. Auch die von den Longobarden berennten Städte leisteten ziemlich tapfern Widerstand; und endlich wurden die von dem Pabste angeknüpften Unterhandlungen ebenfalls mit der größten Lebhaftigkeit fortgesetzt; und so gelang es dem heiligen Vater, Taubeneinfalt mit Schlangenklugheit verbindend, durch Gebet, Waffen und in die Länge gezogene Unterhandlungen, die ferneren Fortschritte des unaufhörlich drohenden Königes dennoch zu hemmen.

10. In Begleitung der beiden fränkischen Gesandten und des griechischen Silentiarius begab sich endlich Stephan selbst nach Pavia; aber die reichen Geschenke, die er, wie gewöhnlich mitbrachte, thaten diesmal keine Wirkung. Astulph wollte einmal durchaus Herr von ganz Italien seyn, blieb also taub bei allen Vorschlägen, Bitten und Ermahnungen des Pabstes. Jetzt entschloß sich Stephan, in eigener Person jenseits der Alpen Hülfe zu suchen. Zu dieser Reise bedurfte er jedoch der Genehmigung des Königes; denn alle Pässe, die nach Frankreich führten, waren von den Longobarden besetzt. Von einer Unterredung des Pabstes mit Pipin ahndete Astulph nichts gutes; und nur die Drohungen der fränkischen Gesandten, und die Furcht, Carl Martels mächtiger Sohn zu sehr gegen sich zu reitzen, bewogen endlich den König, dem Pabste die nachgesuchte Erlaubniß zu ertheilen. Indessen reuete es ihn bald wieder; denn kaum war der Pabst abgereißt, als er eine Schaar Reiter nachsandte, ihn einzuholen und nach Pavia zurückzuführen. Aber Stephan, der den König kannte und die Möglichkeit einer solchen Sinnesänderung wohl einsah, reißte mit der Eile eines Fliehenden, rastete weder bei Tag noch bei Nacht; die ihm nachgesandten Reiter vermochten daher ihn nicht mehr einzuholen, glücklich kam er auf fränkischem Boden an, und gönnte sich nun einige Tage der Ruhe in dem, am Fuße der Alpen gelegenen Kloster des heiligen Mauritius.

11. Mit allen, dem geheiligten Oberhaupte der Kirche gebührenden Ehrenbezeigungen ward Stephan in Frankreich empfangen. Auf dem Reichstage zu Crecy an der Oise übernahm Pipin das, für einen mächtigen Monarchen so ehrenvolle Amt eines Beschützers und Vertheidigers der Kirche, machte jedoch, zu Folge des einstimmigen Gutachtens aller versammelten Großen, dem

longobardischen Könige noch einmal das Anerbieten einer Entschädigung von zehen tausend Pfund Goldes, wenn er auf seine fernern Ansprüche verzichten, und einige der schon genommenen Städte wieder zurückgeben wollte. Aber auch dieser Vergleich ward von Astulph verworfen. — Auf dem nächsten Maifelde in den Ebenen von Brienne erklärte sich nun Pipin abermal zum Beschützer und Vertheidiger des Nachfolgers des Apostelfürsten, trug auf das neue der versammelten Nation die gehäuften Kränkungen und Beleidigungen des Pabstes vor; und alle Anwesenden schwuren nun bei ihren Schwertern, mit ihrem Leben den Stuhl des heiligen Petrus zu vertheidigen. Einige Großen sprachen zwar auch jetzt noch dagegen; aber ihre schwache Stimme ward übertäubt von dem allgemeinen Rufe: „zu den Waffen für Gottes Sache „und des heiligen Petrus Stuhle“! und der, welcher im vorigen Jahre gleich einem Flüchtlinge über die Alpen gekommen war, kehrte nun an der Spitze eines zahlreichen, tapfern Heeres, von Pipin selbst angeführt, wieder über die Gebirge zurück.

12. In Eilmärschen näherte das fränkische Heer sich den Alpen. Einen so schnellen Angriff hatte Astulph wahrscheinlich nicht erwartet. Die Alpenpässe waren nicht gehörig besetzt und noch weniger verschanzt. Der Paß bei Fenestrella ward von Pipins Vortrab erstürmt, das fränkische Heer drang in Italien ein; die Longobarden wurden überall zurückgedrängt, und Pavia, wohin sich Astulph mit seinem Heere zurückgezogen hatte, ward endlich belagert.

13. Nach kurzem und schwachem Widerstande sah Astulph, welchem das Gefahrvolle seiner Lage nicht entging, sich gezwungen, nun selbst um Frieden

zu bitten. Der Pabst wollte nicht den Untergang desselben; blos daß er gedemüthiget, und durch Demüthigung gebessert würde, war der Wunsch des heiligen Vaters. Stephan unterstützte also bei Pipin die Friedensanträge des Astulph; und so kam durch die Vermittelung des Pabstes nun auch bald der Friede zu Stande. Eidlich versprach Astulph die Räumung von Ravenna und die Zurückgabe aller, von ihm besetzten, päbstlichen Patrimonien, und zu dem Herzogthum Rom gehörigen Territorien. Dieser Vertrag ward von sämmtlichen longobardischen Herzogen beschworen; zum Unterpfand seiner Treue in Erfüllung dieser Bedingungen übergab Astulph dem fränkischen Könige vierzig Geißeln, und der Pabst und Pipin kehrten nun, der Erstere nach Rom, der Andere mit dem Heere wieder nach Frankreich zurück.

14. Sobald sich Astulph aus Pipins Händen befreit sah, erwachte in ihm auch sogleich das Bewußtseyn seiner erlittenen Schmach. Nur glänzende Thaten konnten der Longobarden erblichenen Waffenruhm wieder herstellen. Voll Reue und Scham, und aller seiner eidlichen Zusagen vergessend, zog also Astulph gleich im Anfange des folgenden Jahres sein Heer zusammen, rückte vor Rom und umgab es von allen Seiten mit Schanzen und Laufgräben. Um die Stadt zu erobern, bevor noch ein fränkisches Hülfsheer herbeigekommen seyn könnte, hatte Astulph den ganzen Heerbann der Longobarden aufgeboten, auch alle Gebirgspässe, besonders jenen bei Fenestrella in aller Eile befestigen lassen. Aber die Römer leisteten tapfern Widerstand, hielten eine Belagerung von drei Monaten aus, und gewannen dadurch dem fränkischen Könige die nöthige Zeit, sich zu einem neuen Zug nach Italien zu rüsten. In einem kläglichen Schreiben, in welchem der heilige

Petrus redend eingeführt wird *), hatte Pabst Stephan bei dem fränkischen Könige um Hülfe geflehet; und Pipin, obgleich er in seinem eigenen Reiche alle Hände voll hatte **), eilte jetzt dennoch dem, in

*) Jedermann weiß, daß es schon bei den alten Griechen und Römern der Redner Gebrauch war, große Todten, oder auch die Götter selbst redend und handelnd in ihren Vorträgen einzuführen. Unbegreiflich ist es also, wie einige ältere und viele neuere Geschichtschreiber dem Pabste deswegen einen Vorwurf machen, und die ganze Sache so stellen konnten, als wenn Stephan die Absicht gehabt hätte, den Pipin und dessen Franken in allem Ernste glauben machen zu wollen, der heilige Petrus habe in der That selbst und mit eigenen Händen diesen Brief im Himmel geschrieben und dann mit himmlischer Extrapost oder gar per Estaffete auf die Erde nach Rom gesandt. — Es geht über alle Begriffe, zu welchem handgreiflichen Unsinn leidenschaftliche Verblendung oft hinreißet. — Was uns aber bei dieser Gelegenheit ganz besonders auffallen mußte, ist: erstens, daß Fleuri ebenfalls dieses päbstlichen Schreibens auf eine Art erwähnt, welche deutlich zeiget, daß auch er jenen groben, unbegreiflichen Unverstand theile, und zweitens, daß gerade ein anderer Geschichtschreiber, der doch wahrhaftig nichts weniger als ein Freund der Päbste und unserer heiligen Kirche ist, nämlich der Engländer Gibbon, das Abgeschmackte, Alberne und Lächerliche des dem Pabste Stephan gemachten Vorwurfs, in wenigen Worten rüget, mithin den Vater der Kirchengeschichte, — (der jedoch bisweilen so ziemlich stiefväterlich sich benimmt) sehr schön zurechtweißt und gewissermaßen beschämt.

**) Von den Sarazenen in der Nähe bedrohet, mit dem mächtigen Herzog von Aquitanien in offenem Kriege verwickelt, jeden Augenblick eine neue Empörung der Völker an der Elbe und Weser erwartend, und dabei auf seinem eigenen Throne noch nichts weniger als vollkommen befestiget, gab gewiß Pipin einen sprechen-

öffentlicher und besonderer Freundschaft mit ihm stehenden Pabste unverzüglich zu Hülfe. Als Astulph hörte, daß ein fränkisches Heer den Grenzen seines Reiches sich nähere, hob er die Belagerung von Rom auf, und zog den Franken entgegen. Aber bevor er ankam, waren die Alpenpässe schon wieder erstürmt; das longobardische Heer ward geschlagen, Pavia auf das neue belagert, und Astulph abermal gezwungen, um Frieden zu bitten.

15. Noch ungleich schmählicher als das erstemal waren jetzt die, von Pipin den Longobarden vorgeschriebenen Friedensbedingungen. Außer Ravenna und dem Exarchat und den zu Rom gehörigen Territorien, mußte Astulph auch noch alle jene Städte Aemiliens, Flaminiens und der Pentapolis, welche schon Liutprand erobert hatte, wieder abtreten, ferner zu einem jährlichen Tribut an die Franken sich verpflichten, und überdies noch dem Pipin, als Entschädigung für die, von ihm aufgewandten Kriegsunkosten, den dritten Theil seiner Schätze überliefern. Alle den Longobarden entrissenen Städte und Territorien schenkte Pipin dem römischen Stuhle. Fulrad, Abt von St. Denys, besuchte auf Befehl des fränkischen Königes, in Begleitung einiger longobardischen Abgeordneten, alle Städte des Exarchats und der Pentapolis, ließ sich überall die Schlüssel derselben überreichen, nahm die vornehmsten Einwohner jeder Stadt mit sich nach

den Beweis seiner gänzlichen unbedingten Ergebenheit gegen den Pabst, daß er unter solchen gefahrvollen Verhältnissen sich dennoch aus seinem Reiche entfernte, und blos zu Gunsten der römischen Kirche, einen so beschwerlichen Heereszug in das, durch hohe Gebirge und unwegsame Gegenden von Frankreich getrennte Italien unternahm.

Rom, ſtellte ſie dem Pabſt vor, und legte hierauf die Schlüſſel ſämmtlicher übernommenen Städte, Burgen und Schlöſſer, ſammt dem Schenkungsbriefe Königes Pipin, auf den Altar des heiligen Petrus *). — Von irdiſcher Hoheit umgeben, und in der vollen Majeſtät unabhängig regierender Souveräne, erſchienen von jetzt an in der Geſchichte die Päbſte auch als weltliche Macht. (755).

16. Des longobardiſchen Königes bald darauf erfolgter Tod gab dem erzwungenen Frieden einige Dauer. Aſtulph war auf der Jagd von dem Pferde geſtürzt, und ſtarb gleich im Anfange des Jahres 756 an den Folgen dieſes Sturzes. Da Aſtulph keine Söhne hinterließ, ſo erhob ſich jetzt bei getheilter Königswahl ein heftiger Streit unter den Longobarden. Deſiderius, Herzog von Iſtrien, den Aſtulph kurz vorher nach Toscana geſandt hatte, machte Anſprüche auf die Krone, und ward von dem in Tuscien ſtehenden Heere zum König ausgerufen. Aber das ſinkende longobardiſche Reich bedurfte eines Helden, der, gleich groß auf dem Schauplatz des Krieges und der Politik, dem Sturm der Zeit mit Zuverſicht entgegen gehen konnte, und Deſiderius war bei weitem nicht der Mann, von welchem die Nation viel Großes erwarten durfte. Viele der longobardiſchen Großen waren alſo mit dieſer Wahl nicht zufrieden, und riefen den Rachis, der ohnehin tief über den Fall ſeines Vaterlandes trauerte, aus ſeinem Kloſter wieder auf den Thron. Rachis kam nach Pavia, fand dort einen großen

*) Dieſe Schenkung Pipins wird, weil ſie noch einiger Erörterungen bedarf, in einem der folgenden Abſchnitte noch einmal, und zwar umſtändlicher, als jetzt geſchehen konnte, zur Sprache gebracht werden.

Anhang, und hatte in kurzer Zeit ein zahlreiches Heer unter seinen Fahnen. Unfehlbar würde Desiderius dem Rachis haben weichen müssen, hätte jener sich nicht an den, damals schon in Italien so mächtigen Pabst gewendet, und dieser ihn gegen seinen, ihm weit überlegenen Nebenbuhler geschützt. — Dem, im vorigen Jahre geschlossenen Friedensvertrag war noch nicht volle Genüge geleistet, und mehrere der, in dem Vertrag abgetretenen Städte, waren noch nicht übergeben worden. Desiderius versprach pünktliche und augenblickliche Erfüllung des pipinischen Vertrages; er erbot sich dem Pabste die Stadt Faenza mit dem tiberianischen Schlosse, ferner Gavello und das ganze Herzogthum Ferrara abzutreten, und während seiner Regierung nie den Frieden in Italien zu stören, und überhaupt in Allem den weisern Rathschlägen des Pabstes sich zu fügen. Stephan neigte sich demnach völlig auf die Seite des Desiderius, und schickte unverzüglich nach Tuscien den Abt Fulrad und seinen eigenen Bruder den Diacon Paul, welche mit dem König einen förmlichen Vergleich abschlossen. An alle longobardischen Herzoge ließ der Pabst nun ein Rundschreiben ergehen, in welchem er ihnen den Rath gab, sich der Wahl des Desiderius nicht länger zu widersetzen, die Drohung hinzufügend, daß er nöthigen Falls demselben die römischen Truppen zu Hülfe schicken, auch zu dessen Beistand ein fränkisches Heer über die Alpen herbeirufen würde. Den König Rachis lies der Pabst durch einen Priester, den er ihm sandte, sehr ernstlich ermahnen, seiner vor acht Jahren abgelegten Gelübde eingedenk zu seyn, mithin ohne zu zögern wieder in sein Kloster nach Monte Casino zurückzugehen. Nicht Ehrgeiz, nicht der Glanz des Throns, sondern blos die vereinten Stimmen der Edelsten in der Nation hatten Rachis aus seiner klö-

sterlichen Einsamkeit wieder in den Palast von Pavia geführt. Als er jetzt erkannte, daß diesmal die Stimme des Volkes nicht die Stimme Gottes gewesen wäre, entsagte er ohne Mühe zum zweitenmal einer Krone, deren drückende Last er früher schon gefühlt hatte, kehrte demnach ungesäumt in sein Kloster zurück, und lebte auf Monte Casino noch mehrere Jahre wahrscheinlich ungleich ruhiger und glücklicher, als er, von der stets wachsenden Macht der Franken unaufhörlich geängstiget, auf dem Throne und im Purpur würde gelebt haben. Noch lange Zeit nach seinem Tode zeigte man bei Monte Casino einen Weinberg, den dieser König mit eigener Hand gepflanzt und gebauet hatte, und den man daher auch noch immer den Weinberg des Rachis nannte.

17. Des Pabstes Drohung, seine Freunde und Beschützer jenseits der Alpen wieder herbeizurufen, hatte die gehoffte Wirkung nicht verfehlt. In zu lebhaftem Andenken waren noch bei allen Longobarden der Franken schreckliche Verheerungen in Italien während der zwei letzten Feldzüge. Desiderius ward also allgemein anerkannt, und ruhig und ohne Nebenbuhler, bestieg er gegen das Ende des Jahres 757 den Thron der Longobarden.

XIII.

1. Geschichte der Franken *). Eine große und kräftige, aber noch ziemlich rohe und wilde,

*) Die historischen Quellen, aus welchen wir schöpften, sind: der Continuator Fredegarii; die Annales Metenses und Eginhardi; Libellus de Majoribus Domus apud Du Chesne Tom 2; der Codex

nur selten die mahnende Stimme der Gesetze hörende, blos durch eine starke, kraftvolle Faust zu bändi-

---

Carolingus, das heißt, die auf Befehl Carls des Großen veranstaltete Sammlung aller, vom Pabst Stephan II. bis auf Adrian, an die Fürsten aus dem pipinischen Hause erlassenen, päbstlichen Schreiben; und endlich die Chronik von St. Denys, nebst noch einigen, von unbekannten Verfassern existirenden Annalen. Von den Neuern zogen wir vorzüglich zu Rathe die histoire de France par l'Abbé Velly; histoire des François, par Simonde de Sismondi; ferner Ignaz Schmidt, Mascov und Schlosser. — Die alten Chroniker aus dieser Periode, deren es, außer den hier angezeigten, noch eine ziemlich große Anzahl gibt, größtentheils Mönche, die meistens von einander abgeschrieben, sind, nebst ihrer oft beinahe unausstehlichen Trockenheit, gewöhnlich von einer mehr als laconischen Kürze. Um die wichtigsten Ereignisse eines ganzen Jahres anzuzeigen, bedarf es für sie blos zwei, höchstens drei Zeilen; und man kann z. B. die annales Francici von einem Mönch aus dem Kloster zum h. Nazarius am Rhein, obgleich dieselben einen, an historischem Stoffe vorzüglich reichen Zeitraum von beinahe vierzig Jahren umfassen, dennoch bei Du Chesne auf zwei und einer halben Folioseite lesen. Dergleichen Jahrbücher sind in der That nicht viel mehr, als bloße Inhaltsanzeigen. Von den merkwürdigsten, auf der Weltbühne erscheinenden Personen erfährt man nichts, als höchstens die Namen; von ihrem Charakter, ihren Tugenden und Lastern, Leidenschaften und Thorheiten auch nicht ein Wort. Von den Ursachen und geheimen Motiven, welche die wichtigsten Begebenheiten vorbereiteten und herbeiführten, von deren Wechselwirkung und fernern Folgen, mit einem Worte, von einem, nur einigermaßen pragmatisch-historischem Verbande ist natürlicher Weise auch nicht von weitem die Rede; wie überhaupt nicht von irgend Etwas, das auf die höhern Interessen der Menschheit, oder einer Nation sich bezieht, und zu dem

gende Nation mit stets gleicher Ruhe und Besonnenheit viele Jahre zu beherrschen; den schwungsüch-

---

wahren Charakter, zu der eigentlichen Signatur eines Zeitalters in der ganzen Verzweigung seiner geistigen, sittlichen und politischen Ausbildung gehört. Kurz, es gibt nichts Insipideres, den Geist Ermüdenderes, Unfruchtbareres und Undankbareres, als diese Chroniken. Indessen sind es die einzigen Quellen, aus welchen wir schöpfen und, sie alle zu lesen, das unendlich schwere Opfer bringen müssen, um die, in jeder zerstreut liegenden, wenigen Goldkörner zu sammeln, und in eine, nur einigermaßen befriedigende Masse zu verschmelzen. Es ist gewiß ein nicht genug zu beklagendes Unglück, daß es dieser Periode, und vorzüglich dem Zeitalter Carls des Großen, unter dessen langer Regierung vielleicht manches Problem in der Geschichte der Menschheit gelöst ward, und unter welchem offenbar eine neue Periode in der Entwickelungsgeschichte des Abendlandes beginnt, so durchaus an einem Geschichtschreiber gebricht. In Eginhards Leben Carls des Großen wehet zwar schon ein etwas besserer historischer Geist; aber demungeachtet ist man dennoch auch hier nur gar zu oft über allzugroßen Mangel selbst des nothwendigsten und interessantesten historischen Details zu klagen berechtiget. Auch die Chronik eines Mönchs aus St. Gallen (Annales Sangalenses) die jedoch blos mit Carls des Großen Fürsorge für Kirchen- und Schulwesen, obgleich nach sehr beschränkten Ansichten, sich befaßt, enthält, freilich unter mehrern ziemlich handgreiflichen Fabeln, doch manche nicht uninteressante Anekdoten, die immerhin einige Aufschlüsse über den Charakter jenes großen Monarchen gewähren, der sein Zeitalter zu seiner eigenen Größe emporhob, oder vielmehr ganz allein durch sich selbst ein neues Zeitalter schuf. Indessen sind dies alles doch nur einzele Tropfen, welche bei weitem noch nicht den Durst zu löschen im Stande sind. Uebrigens verbreiten auch hier, wie über alle Theile der Geschichte, die kirchlichen Schriftsteller, wie z. B. jetzt vorzüglich der Bibliothekar Anastasius, ferner die päbstlichen Breven, die Verhandlungen der

tigen Ehrgeiz mächtiger, an Anarchie und Ungehorsam gewöhnter, nie ruhiger Großen zu zügeln, eine Menge unterworfener, aber Freiheit liebender, und daher stets zur Empörung geneigter Völker blos durch den Schrecken seines Namens in folgsamer Abhängigkeit zu erhalten; dann mit rastlos waltender Thätigkeit über alle Zweige der Verwaltung eines, eine ganze Generation hindurch der wildesten Gesetzlosigkeit preisgegebenen Reiches zu wachen, nach langen bürgerlichen Kriegen wieder Ruhe und Ordnung in dem Innern der Monarchie zu befestigen, das Eigenthum der Bürger zu schützen, den noch tief schlummernden Gewerbefleiß zu wecken; dabei die Kirche zu schirmen, für Verbreitung des Christenthums unermüdet zu sorgen, und eben dadurch die fortschreitende Cultur und Humanität der Völker kräftig zu befördern: dazu bedarf es unstreitig etwas Mehreres, als blos des gemeinen, alltäglichen monarchischen Hausvorraths. Offenbar wird hiezu ein, über die gewöhnliche Regenten-Sphäre weit erhabener Fürst erfordert, ein Heros an Kraft und Gerechtigkeit, welcher der entzügelten Zeit und ihren Gefahren mit kühner Zuversicht in das Auge blickt, und das Regiment ergreift, weil nur er und kein anderer es so zu führen versteht *).

Concilien, die Lebensbeschreibungen einiger Heiligen, über manche Punkte ein erfreuliches Licht, und füllen, indem sie dem historischen Combinationsvermögen zu Hülfe kommen, hie und da Lücken aus, die ohne sie ganz gewiß unausgefüllt geblieben wären; daher sie auch von Keinem, dem es um ein gründliches Quellenstudium zu thun ist, unbeachtet gelassen werden dürfen.

*) Schon dies, und zwar dies allein könnte vielleicht die, von dem pipinischen Hause über die Merovinger usurpirte Herrschaft einigermaßen entschuldigen. Was wäre ohne diese

2. Tiefer und lebhafter konnte Niemand von dieſer Wahrheit überzeugt ſeyn, als Pipin von Heriſtal ſelbſt, der beinahe acht und zwanzig Jahre die fränkiſche Geſammtmonarchie beherrſchte, und dem das, vor ihm von der wildeſten Anarchie zerriſſene, und ſeiner Auflöſung nahe gebrachte Frankreich ſo unendlich vieles zu danken hatte. Aber leider muß nur gar zu oft ſelbſt bei großen, ungewöhnlichen Männern, jede Lehre der Erfahrung vor den eigenſinnigen Foderungen ſelbſtſüchtiger Familienverhältniſſe verſtummen; und Pipin, dieſer unter den Waffen und unter den heftigſten innern und äußern Stürmen ergraute Held, ernannte, als er dem Tode ſich nahe fühlte, zu ſeinem Nachfolger und zum Erben ſeiner Macht ein — Kind von fünf Jahren und, was noch ärger war, übertrug, während deſſen Minderjährigkeit, die Herrſchaft über ein ungeheures, aber durch die gegenſeitige Eiferſucht zweier mächtiger Völker getrenntes, in ſeinem Innern von gährendem Stoffe und lauernden Feinden überfülltes, und von Außen von einer Menge feindlicher Nationen gleichſam umlagertes Reich einem — Weibe *).

Heldenfamilie aus Frankreich, Italien, ja dem ganzen Abendlande geworden, als Mahomeds furchtbare Schaaren, nachdem ſie zwei Welttheile unterjocht und Spanien erobert hatten, nun ihre blutigen Fahnen auch ſchon dieſſeits der Pyrenäen, und zwar anfänglich nicht minder ſiegreich und gebietend wehen ließen?

*) Pipin hatte vier Söhne, Drogon, Grimoald, Carl und Childebrand. Die zwei erſtern hatte er in geſetzlicher Ehe mit ſeiner rechtmäßigen Gemahlin Plecktrudis, die beiden andern außer der Ehe mit der Alpais erzeugt. Durch ein Teſtament hatte Pipin ſchon früher das Reich, als wenn es ſein Eigenthum wäre, unter ſeinen zwei erſtern Söh-

3. Leicht waren die Folgen vorauszuſehen. ie Neuſtrier, ohnehin von Nationalhaß gegen die uſtraſier entflammt, verſchmäheten es, unter dem cepter eines Weibes zu ſtehen, und auch der, jetzt hzehnjährige König Dagobert III. empfand es ſehr merzhaft, daß ein Kind ſein Majordomus, das ißt, Herr ſeiner Perſon und ſeines Reiches ſeyn, id beide einer alten Frau gehorchen ſollten. — m den Bewegungen der Neuſtrier zuvorzukommen, ſchloß Plecktrudis, ihren Enkel nach Paris zu füh- n, um ihn auch dort als Majordomus von Neu- ien und Burgund, ſich ſelbſt aber als Vormün- rin und Regentin anerkennen zu laſſen. Mit dem inde Theudebald und einem zahlreichen Heer zog : alſo nach Neuſtrien. Aber wie von einem Geiſte ſeelt, griffen jetzt alle Neuſtrier zu den Waffen. n wenig Wochen war ein zahlreiches Heer beiſam-

---

nen, Drogon und Grimoald, vertheilt. Aber Beide ſtarben vor dem Vater; Grimoald ward, wie der Leſer ſchon weiß, auf der Reiſe zu ſeinem kranken Vater, zu Lüttich in der Lambertuskirche von einem Meuchelmörder getödtet, und hinterließ einen, jedoch nicht in geſetzmäßiger Ehe erzeugten Sohn, Namens Theudebald, der aber jetzt, als er ſeinen Vater verlor, noch in der Wiege lag. Durch den Einfluß ſeiner Gemahlin Plecktrudis, welche natürlicher Weiſe den Kindern ihrer ehemaligen Nebenbuhlerin nicht hold war, ſchloß nun Pipin ſeine beiden mit der Alpais erzeugten Söhne, Carl und Childebrand von der Erbſchaft gänzlich aus, und ernannte den Theudebald des verſtorbenen Grimoalds Sohn zum alleinigen Erben ſowohl ſeiner Schätze, Güter und Schlöſſer, als auch des ganzen fränkiſchen Reiches; ſeine Gemahlin Plecktrudis aber, während Theudebalds Minderjährigkeit, zu deſſen Vormünderin, und einſtweiligen Regentin der drei Reiche, Neuſtrien, Auſtraſien und Burgund.

men; der junge Monarch setzte sich selbst an die Spitze desselben, und voll kriegerischem Enthusiasmus zogen Fürst und Volk den Austrasiern entgegen. Bei Compiegne stießen beide, von gegenseitiger Eifersucht entbrannte Völker auf einander. Eine mörderische Schlacht begann; lange schwebte der Sieg unentschieden zwischen beiden, mit der äußersten Erbitterung kämpfenden Partheien; als aber endlich der Kern des noch von Pipin gebildeten Heeres beinahe vertilget war, entschied sich der Sieg für die Neustrier; die Austrasier wurden völlig geschlagen, und nur mit genauer Noth entkam Plectrudis mit ihrem Enkel wieder nach Cöln.

4. Der junge Dagobert zeigte jetzt Lust, sich der schimpflichen Obervormundschaft der Majordomus zu entziehen; aber er vermochte nicht den Zudringlichkeiten seiner neustrischen Großen zu widerstehen, und so ward nun Raginfried zum Majordomus von Neustrien und Burgund ernannt. Dieser riß das, von Pipin so mühsam errichtete Gebäude wieder ein, schloß mit den Sachsen, Friesen und dem rebellischen Herzog Eudes von Aquitanien ein Bündniß, bestätigte den Letztern in dem Besitze aller von Frankreich, während dessen innern Unruhen, abgerissenen Länder, und erkannte ihn sogar als unabhängigen Herrn oder König von Aquitanien. Von zwei furchtbaren Heeren sollte Austrasien nun im Norden und Süden angegriffen werden.

5. Den Austrasiern gingen jetzt die Augen auf; sie schämten sich der Herrschaft eines Weibes. Die schreckliche Niederlage bei Compiegne hatte den Muth, wie die Kraft der Nation gebrochen, und die Nachricht von dem feindlichen Anzug der Friesen und Neustrier, und einem verheerenden Einfall der

Sachsen in Thüringen, verbreiteten überall Bestürzung und Schrecken. Aber gerade bei der jetzt allgemein herrschenden Verwirrung gelang es Carl, den seine Stiefmutter zu Cöln gefangen hielt, seiner Haft zu entwischen. Gleich einem, vom Himmel gesandten, rettenden Engel ward Carl überall, wo er sich zeigte, mit Enthusiasmus von der Nation empfangen. Da man mit Liebe an ihm hing, glaubte man in seinem Gesichte auch alle Heldenzüge seines Vaters zu erblicken; seine Gegenwart flößte den Austrasiern neuen Muth ein, und in kurzer Zeit war ein wohl gerüstetes Heer unter Carls Fahnen versammelt. Carl zog zuerst gegen die Friesen, und ward — geschlagen. Dieser Unfall entmuthigte jedoch nicht den jungen Helden. Aber während er jetzt beschäftiget war, ein neues Heer zu sammeln, rückten im Norden die Friesen, im Süden die Neustrier gegen Cöln. Plectrudis, die sich mehr vor ihrem Stiefsohne, als übrigen Feinden fürchtete, erkaufte mit ungeheuern Geldsummen den Rückzug der Friesen und Neustrier. Die Letztern waren schon bis in den Ardennenwald vorgedrungen. Carl hatte jetzt erst kaum tausend Mann wieder gesammelt; aber mit dieser handvoll Leute führte er nun eine der glänzendsten Waffenthaten aus; er überfiel bei Stablo das, auf dem Rückzug begriffene, keinen Feind ahndende, in der größten Sorgenlosigkeit gelagerte neustrische Heer. Die Neustrier, welche glaubten, ein zahlreiches austrasisches Heer sey ihnen plötzlich auf den Hals gekommen, geriethen in Unordnung, waren nur auf Rettung bedacht, und zogen sich in übereilter, verwirrter Flucht zurück. Carl hieb viele nieder, machte mehrere Gefangene und ziemlich reiche Beute.

6. Im Ganzen genommen, hatte dieses an

ſich nicht bedeutende Gefecht den Neuſtriern wenig geſchadet; aber für Carls Schickſal war es entſcheidend. Jetzt war er der Abgott der Nation; man bewunderte die heldenmäßige Kühnheit, mit welcher er blos mit einigen hundert Mann ein zahlreiches Heer angegriffen, zerſtreut, und ſo die bei Compiegne erlittene Schmach glorreich getilget. Man verglich ihn mit der Sonne, die nach einer kurzen Verfinſterung nur mit erhöhetem Glanz ihre Strahlen wieder über die Erde verbreitet. Alle, welche der Plecktrudis bisher noch angehangen, verließen ſie jetzt und gingen zu Carl. Selbſt Cöln öffnet nun dem jungen Helden ſeine Thore. Von den Großen und Edeln Auſtraſiens umgeben, kömmt Carl dahin, wird unter lautem Jubel von den Einwohnern empfangen, ihm hierauf als Herzog der Franken förmlich und mit der größten Feierlichkeit von allen Anweſenden gehuldiget, und Plecktrudis gezwungen, ihrem Stiefſohne einen Theil der Schätze ſeines Vaters auszuliefern *).

7. Indeſſen waren König Dagobert und auch das Kind Theudebald geſtorben (715). Auf den erſtern folgte der Prinz Daniel, Childerichs II. Sohn **), der nach der Ermordung ſeines Vaters

*) Mit dem größten Theil der Schätze entfloh Plecktrudis ſammt ihrer Tochter Pilitrude, und einigen, ihr ganz ergebenen fränkiſchen Herren nach Baiern. Pilitrude war mit dem baieriſchen Herzog Theodoald vermählt geweſen; aber nach deſſen Tod zu ihrer Mutter nach Frankreich zurückgekehrt. Jetzt kamen beide zu Grimoald, Herzog von Baiern, der geblendet durch der Mutter Schätze und der Tochter Schönheit, die noch in voller Jugendblüthe ſtehende Wittwe ſeines verſtorbenen Bruders heirathete.

**) Man ſehe der Fortſ. 9. B. Abſch. 15. §. 20.

in ein Kloster gebracht, dort erzogen, und endlich darin selbst Mönch geworden war. Diesen holte jetzt Raginfried aus seiner Zelle, und erhob ihn unter dem Namen Chilperichs II. auf den fränkischen Thron. Aber das Gleiche that nun auch Carl. Mit unbegrenzter, ihnen gleichsam angeborner Ehrfurcht hingen alle Franken an dem merovingischen Königsstamm; und derjenige, in dessen Gewalt sich das Schattenbild eines solchen Königes befand, hatte in der Meinung der Nation ein entscheidendes Uebergewicht über seinen Gegner. Aus diesem Grunde suchte und fand Carl nun einen andern Anverwandten des königlichen Hauses, und ließ diesen unter dem Namen Clothar IV. zum König von Neustrien, Burgund und Austrasien krönen. Mit Gewißheit kann man nicht die Nähe der Verwandschaft dieses Clothars mit dem königlichen Hause bestimmen; man glaubt, er sey ein Sohn des austrasischen Königes Dagobert II. gewesen.

8. Aber Carl wollte keinen zweiten Besuch von Raginfried und den Neustriern abwarten. Er selbst fiel also jetzt mit seinem Heere in Neustrien ein, und drang, alles mit Feuer und Schwert verheerend, bis nach Cambrai vor. In der Nähe dieser Stadt, bei dem Dorfe Vinchy, stießen beide feindlichen Heere auf einander. Carl machte sehr annehmliche Friedensvorschläge, die aber von Chilperich, oder vielmehr dessen Majordomus Raginfried mit höhnender Verachtung zurückgewiesen wurden. Die trotzige Antwort des Feindes machte Carl seinen Austrasiern bekannt; und da nun das Heer, in einer Aufwallung gerechten Unwillens, unverzüglich gegen den Feind geführt zu werden begehrte; so gab auch Carl, diese Stimmung benutzend, sogleich das Zeichen zum Angriff. Blutig und mörderisch war die Schlacht;

aber Carl erfocht diesmal einen der glänzendsten und vollständigsten Siege. Das ganze feindliche Heer ward zerstreut; mehrere Meilen weit wurden die fliehenden neustrischen Scharen verfolgt; und Carl rückte mit seinem siegenden Heere bis vor die Mauern von Paris. Aber diese Stadt öffnete nicht, wie man gehofft hatte, ihre Thore, machte im Gegentheil Miene, tapfern und hartnäckigen Widerstand zu leisten; und da nun andere, nicht minder wichtige Angelegenheiten, unter anderm die Drohungen der unruhigen Friesen den Helden nach Hause riefen; so wollte auch Carl seinen Sieg nicht weiter verfolgen, und kehrte mit seinem Heere nach Cöln zurück.

9. Chilperich, oder eigentlich Ragenfried, bot jetzt den ganzen neustrischen Heerbann auf. Das Bündniß mit Aquitanien ward noch fester geknüpft, und Herzog Eudes stieß mit seiner ganzen Macht zu dem neustrischen Heere. Carls Untergang schien nun außer allem Zweifel; und die Pariser träumten schon von nichts, als von Triumphen und Siegen. — Sobald Carl von den Rüstungen der Neustrier Kunde erhielt, brach er sogleich mit seinem Heere auf, und zog dem, an Streitkräften ihm viermal überlegenen Feinde entgegen. Bei Soissons kamen beide Heere einander zu Gesicht. Aber Carls ganz unerwartete Erscheinung, und die Kühnheit, mit welcher er gegen einen, ihm an Zahl so sehr überlegenen Feind dennoch angriffsweise zu Werke ging, verbreiteten schon allgemeine Bestürzung unter den Neustriern; und mit Recht konnte Carl jetzt Cäsars einst so sehr gefeiertes Wort auf sich anwenden: "Ich kam, sah und siegte." — Gleich bei dem ersten Angriff wurden die Schlachtreihen der Neustrier durchbrochen; das ganze Heer begab sich auf die Flucht. König

Chilperich floh mit dem Herzog Eudes und den königlichen Schätzen in das Herz von Aquitanien, und Raginfried schloß sich mit den schwachen Trümmern des geschlagenen Heeres in der Feste Angers ein. Paris öffnete jetzt dem Sieger seine Thore. Carl ließ seinen Clothar nun auch in Neustriens Hauptstadt zum König von Neustrien und Burgund, und sich als dessen Majordomus für die drei Reiche, Neustrien, Burgund und Austrasien proclamiren. Aber bald darauf starb Clothar; und Carl, der, besonders wegen seiner deutschen Herzoge, für jetzt noch eines Schattenkönigs aus dem merovingischen Hause nicht entbehren konnte, ordnete nun Gesandte an den Herzog von Aquitanien, ließ ihm sehr vortheilhafte Friedensanträge machen, foderte aber dafür, daß er ihm den König unverzüglich zurückschicken, und dieser nun dem verstorbenen Clothar auf dem Throne von Frankreich folgen sollte. Beide, Herzog Eudes, wie Chilperich waren sehr froh, so wohlfeilen Kaufes davon zu kommen. Der Herzog von Aquitanien schickte Carln noch eine Menge prächtiger Geschenke; Chilperich kam zurück, war nun König der Franken, aber Pipins großer Sohn der wahre unumschränkte Beherrscher des ungeheuern Reichs.

10. Aber auch Chilperich blieb nicht lange im Besitze des Königstitels; er starb schon im folgenden Jahre 720. Unter dem Namen Thiederichs IV. erhob nun Carl einen Sohn Dagoberts III. auf den Thron. Es war noch ein bloses Kind zwischen fünf und sechs Jahren. Carl wieß ihm einen herrlichen Landsitz an, in welchem der königliche Knabe, der Welt und seiner Nation unbekannt, nach und nach heranwuchs, reichlich genährt ward, zu gehöriger Zeit eine Gemahlin erhielt, und endlich im Jahre 737 starb, und zwar bevor er noch sein dreiund-

zwanzigstes Jahr vollendet hatte; und außer den hier angegebenen Umständen hat die Geschichte nichts von ihm zu erzählen. Nach Thiederichs Tod hielt Carl es gar nicht mehr der Mühe werth, einen andern Prinzen des königlichen Hauses krönen zu lassen. Er wollte die fränkische Nation nach und nach von den Merovingern entwöhnen; und so blieb bis nach Carls Tod der Thron der Franken unbesetzt.

11. Bald nach Chilperichs Tod, längstens in dem Jahre 721 unterwarf sich auch Raginfried seinem Ueberwinder, und erhielt von dessen Grosmuth die Grafschaft Anjou für die Zeit seines Lebens. — Alle seine und seines Hauses einheimischen Feinde hatte jetzt Carl bezwungen und gedemüthiget; in den drei Reichen war sein Ansehen befestiget; niemand wagte es, dem Gewaltigen zu widerstehen, und gleich seinem Vater dachte er nun ebenfalls an des Reiches Sicherheit von außen. Er zog gegen die Friesen, Sachsen und Allemannen (Schwaben). Der Schrekken seines Namens ging seinem Heere voran. Die Friesen erneuerten die alten Verträge und gelobten Ruhe. Die Sachsen vertrieb Carl aus Thüringen und dem Hessischen, in welchen Ländern sie sich festgesetzt hatten, drang bis an die Weser vor und verheerte alles Land, das er durchzog, mit Feuer und Schwert. Auch die Sachsen baten nun um Frieden, gelobten ebenfalls Ruhe und jährlichen Zins; jedoch mit dem festen Entschluß, weder das Eine noch das Andere zu halten, und ihre feindlichen Einfälle bei der ersten Gelegenheit wieder zu erneuern. Auch in Schwaben fand Carl wenig oder keinen Widerstand, und so bald er nur allda erschien, war blos von zuvorkommender Unterwerfung die Rede.

12. Aus Schwaben unternahm Carl einen

Zug nach Baiern. Successionsstreitigkeiten in dem Algilolfingischen Hause riefen ihn, wahrscheinlich als Vermittler dahin. Der baierische Herzog Theodebert war gestorben, und da er, als ältester Prinz und Chef des Hauses eine Art Oberherrschaft über den ganzen, damals sehr bedeutenden Staat von Baiern *) geführt hatte, so wollte nun sein Sohn Hugibert nicht nur in dem Länderantheil seines Vaters, sondern in allen dessen Gerechtsamen, mithin auch in der Oberherrschaft über den Gesammtstaat demselben succediren. Dagegen erhob sich aber Hugiberts Oheim Grimoald, der, weil jetzt ältester Prinz, sich als Chef des Algilolfingischen Hauses betrachtete, und daher auch in alle Rechte seines verstorbenen Bruders Theodebert eintreten wollte. Es kam darüber zum Kriege. Hugibert suchte Hülfe bei seinem Schwager, dem König Liutprand und auch bei Carl. Dieser ging nun über die Donau, fand aber an Baierns Grenzen tapfern Widerstand, und würde noch stärkern gefunden haben, wäre nicht auch König Liutprand mit einem Heere für Hugiberts Sache in Baiern eingefallen. Indessen kam ein Vergleich zu Stande, dessen Bedingungen wir nicht kennen. Carl zog zurück, kam aber bald wieder, weil Grimoald

*) Baierns Grenzen dehnten sich damals ungleich weiter aus, als jetzt. Gegen Osten und Süden gehörte alles Land bis an die Ens, und bis zu den kärnthischen und tridentinischen Hochgebirgen, mithin ganz Oberösterreich, ein großer Theil von Steyermark, ganz Salzburg und Tyrol zu Baiern. Gegen Westen bildete die Iller die Grenzscheide zwischen Baiern und dem Lande der Alemannen; und gegen Norden erstreckte sich Baiern bis zum Fichtelberg und dem Böhmerwald. Diesen ganzen Strich Landes nannte man den Nordgau, und Herzog Theodoald hatte ihn, um das Jahr 715 von den Thüringern erobert.

den Vergleich nicht hielt. Jetzt fand er noch heftigern Widerſtand als das erſtemal. Selbſt die fränkiſchen Chroniker unter der zweiten Dynaſtie ſprechen von mehrern Siegen, die Carl erfochten; ein klares Geſtändniß, daß die Baiern tapfern Widerſtand geleiſtet, mehrere Schlachten geliefert, und wahrſcheinlich auch dieſe mit größerm Glück geliefert haben würden, hätte Familienzwiſt nicht Baierns Kräfte gebrochen. Grimoald fiel unter dem Schwert eines Meuchelmörders, und da deſſen mit Pilitrude erzeugter Sohn ſchon vor dem Vater geſtorben war; ſo kam jetzt wieder ein Friede zu Stande, von welchem wir eben ſo wenig, wie von dem früher geſchloſſenen Vergleich wiſſen. Indeſſen erhielt Hugibert ganz Baiern, jedoch ziemlich beſchnitten; denn die Longobarden behielten alles, was ſie in Tyrol beſetzt hatten; auch ward das baieriſche Schwabenland von dem Lech bis zur Iller in eine baieriſche Markgrafſchaft verwandelt, und Pilitrudis beiden, mit Herzog Theodoald erzeugten Söhnen Landfried und Theodald als Entſchädigung ertheilt. Wie es ſcheint, kam Baiern jetzt auf das neue wieder, wenigſtens auf einige Zeit, in gewiſſe, jedoch nicht leicht zu beſtimmende Abhängigkeitsverhältniſſe von dem fränkiſchen Reiche. — Die beiden Brüder Landfried und Theodald, wovon der Erſtere den ſüdlichen Theil gegen den Bodenſee, der Andere den nördlichen an der Donau erhielt, führten zwar noch den herzoglichen Titel, waren aber im Grunde blos baieriſche Markgrafen. Als nach hartem Kampf, im Jahre 730, Landfried, man weiß nicht wie und wohin, verſchwand, erhielt Theodald das Ganze; und da dieſer bald darauf ermordet ward, bemächtigten ſich Carls Söhne des ganzen Schwabenlandes bis an den Lech.

13. Pilitrude mußte nun die Schätze ihrer unlängst gestorbenen Mutter Plectrude an Carln ausliefern, und sammt ihrer Tochter Sunnechilde nach Frankreich wandern; aber so wie Pilitrudes Reitze einst den Herzog Grimoald gefesselt hatten, fesselte auch jetzt der Tochter Schönheit Carls Herz; er begehrte und erhielt ihre Hand; und die schöne Sunnechilde ward die Gemahlin des mächtigen Beherrschers der Franken.

XIV.

1. Bisher hatte Carl blos um Frankreich und sein eigenes Haus sich Verdienste gesammelt; aber nun sollte er auch der Retter und Wohlthäter der gesammten abendländischen Christenheit werden. Von zwei Seiten drohete jetzt der furchtbare, arabische Weltbrand auch Europa zu ergreifen. Im Osten hemmten zwar dessen Fortschritte das griechische Feuer, und Constantinopels unbezwingbare,*) von dem Meere bespülten Mauern; aber im Westen lag es offen, und nur die Persönlichkeit eines Helden, wie Carl, vermochte es hier zu schützen.

2. Unverkennbar ist wieder hier die im Verborgenen waltende und schützende Hand der Vorsehung; jene Hand, die einst den Lauf des Meeres brach, ihm Thür und Riegel setzte, und die Stelle bezeichnete, wo sich brechen sollte seiner Wogen Stolz.

*) Nur in innern, bürgerlichen Kriegen war bisher Constantinopel schon einigemal erobert worden; jedoch stets blos durch Verrätherei, nie durch Gewalt der Waffen.

Hätten die Sarazenen einige Jahre früher Frankreich angegriffen; als Carls Name kaum bekannt, weder sein Ansehen noch seine Macht befestigt waren; Bürgerkriege im Herzen des Reiches wütheten, und Friesen, Sachsen und Alemannen es von Außen bedroheten; dann würde die in sich entzweite, zerrissene Nation, ohne gemeinschaftliches Oberhaupt, ohne Anführer, ohne irgend einen mächtigen Impuls, und ohne Zutrauen zu sich selbst und ihren selstbsüchtigen Partheihäuptern, wahrscheinlich das unselige Schicksal der Westgothen getheilt haben. Noch weniger Widerstand hätte dann zu leisten vermocht das, unter Longobarden, Griechen, Römern, Venezianern und den, obgleich nicht dem Namen, doch der That nach, unabhängigen Herzogen von Neapel, Tarent, Benevent und Spoleto getheilte, zerstückte und in sich selbst nicht minder entzweite Italien. Ueber die Alpen hätte dann die furchtbare, alles verheerende Völkerfluth sich ohne allen Widerstand über die, zwischen Heidenthum und Christenthum noch schwankenden, unter keinem gemeinschaftlichen Oberhaupte vereinten germanischen Völkerschaften ergossen, Mohameds schreckliches Götzenthum über das ganze Abendland sich verbreitet, in der Kirche der beiden heiligen Apostel zu Rom ein Imam die Träumereien des Korans erklärt; und das, zu gleicher Zeit von zahlreichen Heeren und Flotten der Sarazenen, zu Wasser und zu Land belagerte Constantinopel wäre dann der, drei Welttheile verbindende Mittelpunkt des neuen, über das Christenthum triumphirenden Reiches des Satans geworden.

3. Längst schon hatten zwar die Araber die Pyrenäen überstiegen, sich der Städte Narbonne, Nismes, Carcassonne und anderer, den Westgothen ehemals in Gallien gehörigen Orten bemächtiget, öfters

ziemlich verheerende Streifzüge selbst bis an das Herz von Burgund unternommen; aber nie an feste Eroberungen gedacht. Ihre Heere waren daher selten sehr zahlreich; denn als eines derselben gegen Toulouse zog, ging Herzog Eudes demselben entgegen, schlug es in die Flucht, hieb mehrere Tausende der Sarazenen nieder, und benahm ihnen auf einige Zeit alle Lust, sich seinen Staaten wieder zu nahen. Eben dieser Herzog Eudes schloß sogar ein Bündniß mit Munuza, einem maurischen Oberhaupt und jetzt Befehlshaber in Catalonien. Gleiches Interesse hatte Beide einander entgegen geführt; Eudes wollte der Oberherrschaft des so sehr gefürchteten Carls, Munuza jener des Abd-er-rhaman Oberstatthalters in Spanien sich entziehen. Um das, zwischen Beiden geknüpfte Freundschaftsband noch mehr zu festigen, gab der Herzog von Aquitanien sogar seine Tochter dem Munuza zur Gemahlin. Aber eben diese Verbindung vermehrte nur den Verdacht des argwöhnischen Statthalters des Kaliphen. Um den verrätherischen Entwürfen seines Unterstatthalters bei Zeiten zuvorzukommen, brach Abd-er-rhaman plötzlich mit seinem Heere bei Cordova auf, und zog gegen Saragossa. Munuza, unvermuthet überfallen, noch nicht gehörig vorbereitet, und daher außer Stande, seinem mächtigen Gegner die Spitze zu bieten, verließ mit seinen Anhängern Saragossa, floh in die pyrenäischen Gebirge, und warf sich mit seiner Gemahlin, seinen Schätzen und seinem ganzen Anhang in das, auf einem Felsen erbaute, feste Schloß Cerdagne. Aber Abd-er-rhaman, dem alles daran gelegen war, sich der Person des Verräthers, wie er Munuza nannte, zu bemächtigen, zog, sobald er dessen Flucht vernommen hatte, bei Saragossa vorüber, und folgte ihm mit seiner ganzen Macht auf dem Fuße in die Gebirge. Munuza glaubte sich jetzt

auch in seiner festen Burg nicht mehr sicher, verließ also dieselbe, um zu seinem Schwiegervater nach Aquitanien zu entfliehen. Aber alle Wege waren ihm schon abgeschnitten; alle Päße von Abd-er-rhamans Soldaten besetzt. Munuza sah ein, daß sein Untergang unvermeidlich sey, und um seinem erbitterten Gegner nicht lebendig in die Hände zu fallen, stürzte er sich von einer Felsenspitze herab. Das feste Schloß Cerdagne ward nun durch Sturm erobert, des unglücklichen Statthalters von Catalonien ganzer Anhang niedergehauen, und Munuzas junge Gemahlin, Eudes aus Merovingischem Königsblute entsprossene Tochter, ihrer ungewöhnlichen Schönheit wegen, nach Damascus in den Harem des Kaliphen gesandt.

4. Daß Europas völlige Unterjochung jetzt zu Damascus in dem Palaste des nur nach Gold dürstenden Kaliphen Hashem beschlossen war, beweißt der, zu gleicher Zeit unternommene, nicht übel combinirte, doppelte Angriff auf dasselbe im Osten und Westen. Während eines der furchtbarsten Heere vor Constantinopel rückte, eine nicht minder zahlreiche Flotte in den Bosphorus einlief, und die Sarazenen die, durch unaufhörliche Stürme geängstete Stadt ein ganzes Jahr lang zu Land und zu Wasser belagerten, kam auch Abd-er-rhaman mit einem ungeheuern, beinahe aus allen Völkerstämmen Asiens und Afrikas *) bestehenden Heere über die Pyrenäen her-

*) Außer dem ungemein zahlreichen bürgerlichen und Soldaten Gefolge, mit welchem jeder der von den Kaliphen geschickten Statthalter in Spanien ankam, ward allda von den Sarazenen auch eine Menge Pflanzstädte angelegt und mit Eingebornen aus Persien, Syrien, Palästina ꝛc. bevölkert. In dem fruchtbaren Granada z. B. wurden zehen tausend, in der ehe-

ab, durchzog das ehemalige gothische Gallien, ging über die Rhone und belagerte Arles. Die Einwohner leisteten tapfern Widerstand; mehrere Stürme der Sarazenen wurden zurückgeschlagen, und ein, von den benachbarten fränkischen Grafen und Herzogen in der Eile gesammeltes Heer rückte zum Entsatz der Stadt herbei. Abderrhaman ging mit einem Theil seiner Truppen dem Christenheere entgegen, griff es an und hieb es in Stücken. Arles wurde hierauf mit Sturm genommen; und die Mordlust und Ausgelassenheit der Sieger kannten in der eroberten Stadt weder Ziel noch Maß. Gleiches Schicksal hatten Avignon, Viviers, Valence, Vienne, Lyon, Maçon, Chalons, Besançon, Dijon und noch viele andere Städte in Burgund. Mord und Brand waren Abderrhamans unzertrennliche Gefährten, und niedergebrannte Kirchen und Klöster, zerstörte Dörfer und Flecken, rauchende Schutthaufen und zahllose, die Landstraßen bedeckende Leichen erwürgter Christen, bezeichneten den Marsch der Barbaren von den Ufern der Rhone bis in das Herz von Burgund. Sens ward endlich das Ziel dieser schrecklichen Verheerungen; auch diese Stadt ward belagert; aber während die Einwohner die ersten Stürme der Belagerer tapfer zurückschlugen, hob der heilige Ebbon, Bischof von Sens seine Hände zum Himmel, flehete um Erbarmung für seine Heerde; und wunderbarer Weise ward nun die Stadt befreiet. Schreckhafte Gerüchte mancherlei Art ver-

---

maligen persischen Provinz Irac stehenden Reitern, Söhnen aus den reinsten und edelsten Geschlechtern Arabiens, Wohnsitze angewiesen. Auch aus Afrika kamen ganze Colonien Mauren nach Spanien, und siedelten sich allda an. Nie war Spanien so bevölkert, als zu den Zeiten sarazenischer Herrschaft.

breiteten ſich nämlich auf einmal in dem Lager der Sarazenen; alles gerieth darüber in Beſtürzung; Abderrhaman hob die Belagerung auf, und nahm, mit ungeheurer Beute beladen, ſeinen Rückweg nach dem weſtgothiſchen Gallien.

5. Stolz auf die glänzenden Erfolge dieſes erſten Feldzuges, und gelockt durch die Hoffnung noch größerer Beute, fiel Abderrhaman im folgenden Jahre in Aquitanien ein. Reißend ſchnell waren auch diesmal wieder ſeine Fortſchritte. Alle Städte, welche Widerſtand leiſteten, wurden erſtürmt und zerſtört, alle Greulſcenen des vorigen Jahres wieder aufgeführt, und nach wenigen Wochen wehete Mohameds Fahne ſchon auf den Mauern von Bordeaux. Der unerſchrockene Herzog Eudes hatte in Eile ſo viele Truppen, als er konnte, zuſammengezogen, und hinter der Dordogne ſich aufgeſtellt, Abderrhaman ging im Angeſicht der Chriſten über den Fluß, griff ihr Heer an, und ſchlug es in einer mörderiſchen Schlacht auf das Haupt. Nur von wenigen Reitern begleitet, hatte Herzog Eudes noch das Glück, von dem Schlachtfelde zu entrinnen. Beinahe ſein ganzes Heer ward vertilget; und die fränkiſchen Geſchichtſchreiber, um von dieſer ſchrecklichen Niederlage einen Begriff zu geben, ſagen, daß nur Gott allein vermocht hätte, die Menge der Erſchlagenen zu zählen.

6. Herzog Eudes warf ſich nun Carl in die Arme, und er, der noch vor einigen Jahren einen Verſuch gemacht hatte, ſich zu Carls Nebenbuhler aufzuwerfen, befand ſich nun an deſſen Hoflager in der Geſtalt eines um Hülfe bittenden Flüchtlings. Carl verſprach Hülfe, ward aber gegen ſeinen Willen gezwungen zu zögern. Wohl fühlend die Gefahr,

welche jetzt Frankreich und der ganzen Christenheit drohete, hatte Carl schon ein allgemeines Aufgebot an alle, dem fränkischen Scepter unterworfene Völker ergehen lassen; aber hohe Gebirge, große Wälder, Flüsse und Zwischenräume trennten diese verschiedenen Völkerschaften, und es bedurfte einiger Zeit, bis alle um Carls Fahne sich sammeln konnten. Die Sarazenen setzten indessen ihre Eroberungen fort; nirgends fanden sie mehr Widerstand. Während einzelne Versendungen von ihrem Heere wieder ganz Burgund überschwemmten, durchstreiften sie die Landschaften Angoulême, Perigord, Saintogne, Poitou, Maine; zerstörten Städte, Flecken und Dörfer, erwürgten aus bloßer Mordlust die wehrlosen Einwohner, plünderten Kirchen und Klöster, steckten sie hierauf in Brand, hatten so eben die prächtige Kirche des heiligen Hilarius in der Vorstadt von Poitiers beraubt und niedergebrannt, und bedroheten nun in der Nähe auch Tours, wo sie in der Kirche des heiligen Martins, der Franken hochverehrten Schutzpatrons noch ungleich größere Reichthümer zu finden hofften.

7. Carl hatte endlich sein, beinahe aus allen Nationen des Abendlands bestehendes Heer gesammelt; aber die Hälfte von Frankreich war auch jetzt schon in den Händen der Sarazenen. Carl rückte nun dem Feind entgegen, und eine Kette von Hügeln und Anhöhen deckte seinen wohl combinirten Marsch. Zwischen Tours und Poitiers entwickelten sich Neustriens, Austrasiens und Germaniens zahlreiche Schaaren, und die überraschten Sarazenen staunten über Carls unerwartete Ankunft. Asiens, Afrikas und Europens Völker standen jetzt bewaffnet einander gegen über. Von der bevorstehenden Schlacht hing das Schicksal der Welt ab, und noch ein Sieg

von den Sarazenen erfochten, mußte die völlige Umgestaltung Europens zur Folge haben. An der Zahl waren beide Heere beinahe einander gleich, aber den Waffengattungen nach höchst verschieden. Die Asiaten und Afrikaner hatten ungemein flüchtige Rosse, wußten den Bogen mit Geschicklichkeit zu führen, die Lanze trefflich zu schwingen, und bei der Leichtigkeit ihrer Säbel ihre Streiche zu vervielfältigen. Mit der größten Leichtigkeit führten sie nach Willkühr jede ihrer Bewegungen aus, umschwärmten von allen Seiten den Feind, verwandelten mit Blitzesschnelle den Angriff in Rückzug und diesen wieder in einen neuen Angriff, und bei ihrer Art zu fechten ging selbst aus der Unordnung wieder Ordnung hervor; übrigens aber waren sie halb nackt, hatten weder Harnische noch Helme und Schilde. Die Europäer trugen dichte Panzerhemde, auf dem Kopfe schwere Pickelhauben, hatten breite Schilde und schwere lange Schwerter. Aber eben daher fehlte es allen ihren Maneuvers an Leichtigkeit und Schnelligkeit der Entwicklung; nur in ihren Massen bestanden ihre Kraft und ihr Nachdruck; durften aber, einer zahlreichen, leichten, trefflich berittenen Reiterei gegenüber, die Stützungspunkte ihrer Flügel nicht verlassen, und waren daher in ihren Bewegungen auf mancherlei Weise gehemmt. Es ist nicht leicht zu bestimmen, welcher von beiden Waffenarten der Vorzug gebühre; indessen möchte doch, unter einem intelligenten Feldherrn und bei sehr geübten Truppen, jene der Sarazenen größere Vortheile gewähren. — Eine ganze Woche standen beide Heere einander gegenüber, ohne daß es zu einer Schlacht kam; unaufhörlich ward von beiden Seiten maneuvrirt, entweder um einzelne vortheilhafte Positionen zu gewinnen, oder den Gegner daraus zu verdrängen; und eine Menge kleiner, nichts entscheidender Gefechte fielen vor, in welchen

jedoch gröſtentheils die Lanze und die Schnelligkeit der mauriſchen und arabiſchen Roſſe den Vortheil auf ihrer Seite hatten.

8. Am ſiebenten Tage, an einem Samstag in dem Monat October, begann endlich mit Anbruch des Tages die furchtbare Völkerſchlacht. In weniger als einer Stunde waren von beiden Seiten einige Hunderttauſend Mann in dem gräßlichſten, mörderiſchſten Handgemeng mit einander verwickelt. Es iſt wahrhaft zu bedauern, daß die geiſt- und herzloſen Geſchichtſchreiber oder Chronicker jener Zeit auch dieſer ſo merkwürdigen Schlacht, von welcher die veränderte Geſtalt des ganzen Erdkreiſes abhing, abermal nur mit zwei oder drei Worten erwähnen, jedes und ſelbſt das intereſſanteſte Detail wieder verſchmähen, und auch nicht einen einzigen der vielen, unſtreitig univerſal-hiſtoriſchen Zügen davon ausheben. Mit gleicher Anſtrengung und der gröſten Erbitterung ward den ganzen Tag über gefochten. Die Nacht trennte endlich wieder beide Heere; die Sarazenen zogen ſich in ihr Lager zurück, und durch Emporheben ihrer Waffen begehrten die Franken, auf dem Schlachtfelde unter und auf ihren Waffen zu übernachten. Mit anbrechendem Tage ſtellte Carl ſein Heer wieder in Schlachtordnung. Das Chriſtenheer wollte den Angriff der Feinde erwarten; aber einige Stunden vergingen, und noch ließ kein Sarazen ſich erblicken. Die öde Stille, die in ihrem Lager herrſchte, erregte Verdacht; um es zu recognosciren, ward ein ſtarkes Detaſchement ausgeſchickt, und dieſes brachte nun die frohe Kunde zurück, daß alle Zelte leer, und die Sarazenen, nachdem ſie einen ganzen Tagmarſch gewonnen, in eiligem Rückzug begriffen wären. Unter unausſprechlichem Jubel ſtürzte nun das ganze Chriſtenheer ſich über das zurückge-

lassene Lager ihrer Feinde. Diese hatten zwar einen großen Theil ihres, in den durchstreiften französischen Provinzen gemachten Raubes mit sich genommen; aber demohngeachtet war noch unermeßlich die Beute, die man in dem feindlichen Lager fand. Die ausgeplünderten Städte, Kirchen und Klöster erhielten jedoch nichts mehr davon zurück, denn Alles ließ Carl unter seine Soldaten vertheilen. Des feindlichen Heeres oberster Feldherr Abd-er-rhaman war in der Schlacht geblieben; und daß der Verlust der Sarazenen ganz außerordentlich gewesen seyn muß, beweißt so wohl ihr nächtlicher Rückzug mit Zurücklassung aller Zelte und eines so großen Theils ihrer gemachten Beute, als auch, daß sie diesmal nicht, wie früher, diesseits der Pyrenäen in Septimanien Halt machten, sondern über die Gebirge bis nach Spanien zurückgingen. Es wird erzählt, Carl habe darüber, daß die Feinde bei Nachtzeit ihm entwischt, sich selbst den Vorwurf eines Mangels an Wachsamkeit gemacht *) (732.)

*) Den arabischen Geschichtschreibern zu Folge, war es nicht der in der Schlacht erlittene Verlust, welcher die Sarazenen zum Rückzug zwang; sondern ein unter den verschiedenen Emirs entstandener, sehr heftiger Zwist; denn da, nachdem Abd-er-rhaman im Treffen war erschlagen worden, das Heer ohne Oberhaupt war, so wollte nun jeder befehlen und doch Keiner gehorchen, und die gegenseitige Erbitterung war schon so hoch gestiegen, daß die verschiedenen Stämme im Begriffe standen, ihre Waffen untereinander gegen sich selbst zu wenden. Um an dem blutigen Hader keinen Antheil zu nehmen, verließ nun einer der Emirs mit seinen Scharen das Lager und zog ab; ihm folgte bald ein Anderer; diesem ein Dritter und so endlich das ganze Heer. — Ist diese Erzählung richtig, so erscheint nur um so unumwölkter auch hier wieder die

9. Aber ſchrecklicher und verwüſtender, als je, r jetzt der Rückzug der Barbaren. An allen Chri- t wollten ſie die Schmach erlittener Niederlage hen. Viele Tauſende derſelben wurden mit kal- t Blute von ihnen erwürgt; wo noch Kirchen oder öſter ſtanden, die wurden niedergebrannt, und ganze, abermal mit Leichen, Schutthaufen d Trümmern zerſtörter Städte, Dörfer und Land- uſer bedeckte Weg ihres Rückzuges war ein grauen- lles Bild der Verheerung und beiſpielloſer Grau- nkeit.

10. Der Sieg über die Sarazenen war die one aller bisherigen, glänzenden Thaten Carls. e Völker ſtaunten den Helden an; man nannte t den Retter Europens und der Chriſtenheit; und wird behauptet, daß bei dieſer Gelegenheit ihm Beiname Martel *) geworden, um anzuzeigen, ß Carls ſtarker Arm, gleich einem eiſernen Ham- r, das Sarazenen Heer bei Poitiers zerſchmettert e. Auch der unerſchrockene Herzog Eudes ſam- lte an jenem entſcheidenden Tage unverwelkliche

---

Hand der Vorſehung; ſie war es alsdann allein, welche die Sarazenen zerſtreute und in der Nacht ausführte, was am Tage der Schlacht das Chriſtenheer auszuführen nicht vermochtee — Paul Warnfried iſt der einzige, welcher den Verluſt der Sarazenen, wie der Chriſten, bei Poitiers angibt; ihm zu Folge blieben von den Sarazenen dreimal hundert und ſechzig tauſend, von den Chriſten fünfzehen hundert Mann in dieſer Schlacht. Es wäre lächerlich, über dieſe in die Augen fallende, und mit beiden Händen zu greifende Abſurdität auch nur eine Silbe zu verlieren.

*) Von dem lateiniſchen Wort Martellus, ein Hammer.

Lorbern. An der Spitze eines fliegenden Corps Aquitanier, fiel er während der Schlacht den Sarazenen einigemal in den Rücken, griff auch ihr Lager an, und verbreitete dadurch Schrecken und Verwirrung in den feindlichen Reihen. Aber ganz beſonders erheben ſpätere ſpaniſche Geſchichtſchreiber die Tapferkeit der Auſtraſier und Germanen, denen ſie vorzugsweiſe vor den Neuſtriern die Ehre des errungenen Sieges zuſchreiben *). — Da die Sarazenen beinahe anderthalb Tagmärſche über das fränkiſche Heer gewonnen hatten, und nun auch die Jahrzeit, das Feld zu halten, verſtrichen war; ſo wollte Carl die Feinde nicht weiter verfolgen, löſte ſein Heer auf, und ſchickte die verſchiedenen Nationen, die ſeiner Fahne gefolgt waren, ehrenvoll und reichlich beſchenkt wieder nach Hauſe; er ſelbſt gönnte ſich den Winter hindurch einige Monate der Ruhe auf ſeinem königlichen Landſitze zu Quercy an der Oiſe.

11. Gleich im Anfange des folgenden Jahres ging Carl nach Burgund. Die geheimen Umtriebe der burgundiſchen Großen und ihr ſichtbares Streben nach Unabhängigkeit hatten dieſen Beſuch nöthig gemacht. Sobald Carl erſchien, kamen alle einander an Beweiſen der Unterwürfigkeit zuvor; aber Carl kannte ihren unruhigen Geiſt, legte Beſatzung in alle feſte Städte, und übergab die Befehlshaberſtellen darin jenen von den Seinigen, von deren Treue er überzeugendere Beweiſe hatte. Aber wichtigere

*) Der ſpaniſche Geſchichtſchreiber Roderich von Toledo ſagt: Sic gens Austriae, membrorum praeeminentia valida, et gens Germana, corde et corpore praestantissima, quasi in ictu oculi, manu ferrea et pectore arduo, Arabes exstinxerunt (cap. 14.)

Angelegenheiten riefen Carl bald wieder in die nördlichen Grenzen seines Reiches. Die Friesen, noch unbekannt mit der Heiligkeit der Verträge, hatten auf das neue wieder feindliche Einfälle in die ihnen zu nächst liegenden fränkischen Provinzen gewagt. Bis jetzt war diese Nation zwar öfters gedemüthiget, aber noch nie völlig bezwungen worden. Nach jeder verlornen Schlacht suchten und fanden sie stets Sicherheit hinter ihren großen Seen, Sümpfen und unzugänglichen Morästen; und die Beschwerlichkeit, in das Innere des Landes einzudringen, bewog dann gewöhnlich die Franken, sich mit den Friedensvorschlägen und Versprechungen der Besiegten zu begnügen, und das unwirthbare Land, von welchem sie nur den bei weitem kleinsten diesseitigen Theil mit ihrer Monarchie vereint hatten, sogleich wieder zu verlassen. Diesmal beschloß Carl, sie die ganze Schwere seines Arms fühlen zu lassen. Er erbauete eine Flotte, schiffte sein Heer ein, und griff sie von der Seeseite an. Aber die Vorbereitungen und Zurüstungen, welche dieses Unternehmen erfoderte, würden, wenn Carl einen Sueton oder Tacitus gefunden hätte, vielleicht jetzt eben so sehr unser Staunen erregen, und unsere Bewunderung verdienen, als jene des Drusus, als derselbe durch einen Kanal zwischen dem Rhein und der Yssel seiner Flotte einen Weg in die Süder-See und durch diese in das Weltmeer öffnete. — Carl landete an den Küsten von Friesland, erschlug in einem mörderischen Treffen bei dem Fluß Borden, welcher heut zu Tage noch Ostergov und Westergov von einander trennt, den friesischen König oder Herzog Popo mit eigener Hand, drang hierauf in das Herz des Landes, stürzte die heidnischen Altäre, ließ alle Opferbäume und den Götzen geweihete Haine umhauen, brachte ganz Friesland unter seine Botmäßigkeit, und sandte dann eine

Menge frommer Missionäre in das Land, welche durch Verbreitung christlicher Lehre und Tugenden den Einwohnern ihre Wildheit benahmen, und ihnen selbst und den angrenzenden fränkischen Provinzen nun dauernde Ruhe und Sicherheit verschafften.

12. Carls Abwesenheit und weite Entfernung ermunterten einige burgundische Große zu neuen kühnen Entwürfen. An der Spitze der Rebellen stand Graf Maurontius, Statthalter in Avignon. Dieser hatte sich den Herzog von Aquitanien zu seinem Vorbilde gewählt; und in dem Wahn, daß er nur die nämliche politische Bahn betreten dürfte, um, gleich dem Herzog, zu dem nämlichen Ziel zu gelangen, schmeichelte er sich jetzt schon mit der zuversichtlichen Hoffnung von Unabhängigkeit und Ländergewinn. Aber der Unbesonnene, von Schwungsucht verblendet, wußte die Zeiten nicht zu unterscheiden. Die gegenwärtig unter einem mächtigen, tapfern und glücklichen Oberhaupte vereinte Monarchie war nicht mehr jenes, unter der Herrschaft ehrgeiziger, aber größtentheils nur mittelmäßiger, oder gar talentloser Mojordomus zerrissene, in sich gespaltene und geschwächte Reich; und ein Plan, der z. B. zu den Zeiten eines Raginfrieds gelingen konnte, war, seit dem Carl herrschte, nur Unsinn und Tollkühnheit. — Um sich der Herrschaft des ihm so sehr verhaßten Majordomus zu entziehen, rief Maurontius die Sarazenen zu Hülfe. Diesen, die so eben von ihrem Kaliphen in Damascus Befehl erhalten hatten, einen neuen Versuch auf Frankreich zu machen, war nichts erwünschter, als dieser Ruf. Sogleich ergossen sich also jetzt abermal ihre zahlreichen Schaaren über die Pyrenäen, gingen über die Rhone, besetzten durch Maurontius Verrätherei Avignon, Arles, Lion und noch mehrere andere Städte, und drangen wieder

bis in das Herz von Burgund. Aber mit seiner gewöhnlichen rastlosen Thätigkeit eilte auch jetzt wieder Carl herbei; und als man ihn noch an dem Rhein glaubte, weheten seine siegenden Fahnen schon wieder an den Ufern der Rhone. Schnell wurden die Sarazenen aus Burgund und der Provence verjagt, die von ihnen besetzten Städte, Lion, Arles, Avignon mit Sturm erobert, und überall die darin liegenden sarazenischen Besatzungen größtentheils zusammengehauen. Damit noch nicht zufrieden, ging Carl jetzt selbst über die Rhone, fiel in Septimanien ein, zwang den Feind sich in die Feste Narbonne zu werfen, und belagerte diese Stadt. Den Sarazenen in Spanien war alles an der Erhaltung Narbonnes gelegen. Es war ihr Hauptwaffenplatz diesseits der Pyrenäen, ein Bollwerk für ihre gothisch-gallischen Besitzungen, und eine sichere Basis ihrer Heereszüge nach Frankreich. In aller Eile ließ daher der Generalstatthalter von Spanien in dem Hafen von Barcellona ein neues Heer einschiffen, und sandte es zum Entsatz von Narbonne. Sobald Carl davon Kunde erhielt, ließ er einen Theil seiner Truppen unter der Anführung seines Bruders Hildebrand vor der Stadt, und zog mit dem andern Theil dem Entsatzheer entgegen. Dieses hatte schon gelandet, und war nur noch sieben Stunden von Narbonne entfernt. Carl griff es sogleich an, schlug es mit großem Verluste auf das Haupt, tödtete noch viele Feinde auf der Flucht, und verfolgte sie bis zu ihren Schiffen; in diesen glaubten die Sarazenen jetzt ihr Heil zu finden; aber während sie sich in der größten Verwirrung und Unordnung einschifften, erschien plötzlich und ganz unerwartet eine fränkische Escadre. Der völlige Untergang des geschlagenen Heeres war nun unvermeidlich; und was nicht getödtet ward, ertrank in den Wellen, oder wurde gefangen. Carl

kehrte nun wieder in das Lager von Narbonne zurück. Die Belagerung zog sich jedoch in die Länge; denn der mauritische Befehlshaber in der belagerten Stadt war ein junger, ungemein tapferer Africaner, Namens Athima, der trotz der Niederlage des Entsatzheeres dennoch die Vertheidigung des, ihm anvertrauten Postens mit gleicher Hartnäckigkeit fortsetzte. Dem unermüdet thätigen Carl ward indessen die Zeit lange. Mit einem kleinen Theil seines Heeres zog er also abermals aus, eroberte Nismes, Beziers, Agde, Maguelonne ꝛc. und ließ die Mauern sämmtlicher, von ihm eroberten Städte niederreißen. Aber auch nach dieser Expedition war an die Uebergabe Narbonnes noch nicht zu denken; und da jetzt die günstige Jahrszeit vorüber war, hob Carl die Belagerung auf. Außer dieser Hauptfeste blieben jedoch den Sarazenen nur noch sehr wenige Plätze längs der pyrenäischen Gebirgskette in Frankreich. Die Ehre der Eroberung Narbonnes und der völligen Vertreibung der Sarazenen von fränkischem Boden war Pipin, Carls würdigem Sohne und Nachfolger vorbehalten.

13. Carln sollten während seiner ganzen Regierung nur wenige Augenblicke der Ruhe und Erholung gegönnt seyn. Während er die Heere der Sarazenen schlug, die größten Städte eroberte, und sich mit Lorbern und sein Heer mit Beute bereicherte, bedurfte es schon wieder, und vielleicht mehr als je, seiner Gegenwart an der Weser und der Elbe. Die Sachsen waren in Thüringen eingefallen und zwar, wie gewöhnlich, alles mit Feuer und Schwert verheerend. Mit einem blos aus Austrasiern bestehenden Heer zog Carl gegen dieselben; schlug sie in mehrern Treffen, drang tiefer als in den frühern Feldzügen in ihr Land, und ließ sie nun alle Greuel

der Verheerung, die sie in Franken und Thüringen verübt, doppelt und dreifach empfinden. Jetzt baten die Sachsen um Frieden; einer ihrer Fürsten erbot sich sogar, als Geisel für das friedfertige Betragen seiner Landsleute zu bürgen. Carl gewährte ihnen ihre Bitte, jedoch unter der Bedingung der Erneuerung des, schon von Clothar II. ihnen auferlegten, aber von Dagobert I. wieder erlassenen jährlichen Tributs von fünfhundert Kühen für die königliche Küche *).

14. Indessen war auch Herzog Eudes gestorben. Carl benutzte diesen Todesfall, um das in den ersten Zeiten bestandene staatsrechtliche Verhältniß zwischen Frankreich und Aquitanien wieder herzustellen. Ehe man es also vermuthete, stand Carl schon wieder mit seinem Heere an der Loire, ging über den Fluß, und bemächtigte sich des ganzen Herzogthums bis zum Ausfluß der Dordogne und Garonne; gab es aber gleich darauf Eudes ältestem Sohne Hunold wieder zurück, jedoch blos als ein fränkisches Lehen, und erst nachdem der junge Herzog Carln und dessen beiden Söhnen den Huldigungseid geleistet hatte.

15. Carls ununterbrochene Kriege, und lästige Heereszüge hatten nun mit dem Jahre 740 ein Ende. Allen seinen äußern und innern Feinden hatte er das Uebergewicht seines Geistes und seines Arms so oft und so kräftig fühlen lassen, daß nun Niemand auch nur von weitem mehr daran dachte, sich dem Gewaltigen zu widersetzen. Sarazenen, Friesen, Sachsen und Alemannen blieben ruhig, und lernten jetzt

*) Man sehe der Fortsetzung 9. Band. Absch: 14 §. 7.

die Heiligkeit geschlossener Verträge ehren. Fremde Völker, besonders Römer und Longobarden buhlten um die Freundschaft des mächtigen Beherrschers der Franken; und die bisher stets so unruhigen, neustrischen und burgundischen Großen, endlich überwältiget von Carls persönlicher Heldengröße, hatten sich an seine Alleinherrschaft gewöhnt; gedachten jetzt selbst nicht einmal mehr ihrer bisherigen Ceremonienkönige. Nach so vielen Siegen, nach so vielen Jahren außerordentlicher Kraftanstrengung, wäre es also jetzt Carln gegönnt gewesen, auf seinen Lorbern zu ruhen; aber leider stand der Held nun schon nahe an dem Ziele seiner ruhmvollen Laufbahn. Eine, seinen ganzen Körper nach und nach verzehrende, langsam tödtende Krankheit befiel ihn gegen das Ende des Jahres. Als fühlbare Abnahme aller seiner Kräfte ihn an seinem nahen Ende nicht mehr zweifeln ließ, dachte er daran, sein Haus zu bestellen. Carl hatte drei Söhne; die zwei ältesten, Carlman und Pipin von seiner ersten Gemahlin Rotrude; den jüngsten, Griffon, von Sunechilde, Pilitrudis und des baierschen Herzogs Theodald Tochter *). Auf einer Reichsversammlung in dem Schlosse Verberie bei Compiegne, theilte er nun, mit Zustimmung aller anwesenden Großen, das Reich unter seine Söhne. Carlman erhielt Austrasien, Thüringen und die übrigen deutschen Länder; Pipin Neustrien, Burgund und die Provence. Sein jüngster Sohn Griffon

*) Von seiner ersten Gemahlin Rotrude hatte Carl auch eine Tochter, Namens Hildetrude, und endlich noch drei außer der Ehe erzeugte Söhne, von denen der älteste, Namens Remigius, Bischof von Rouen ward, die beiden Andern zwar sich vermählten, deren Kinder aber sämmtlich in den geistlichen Stand traten; so daß mit ihnen dieser Nebenzweig von Carl Martels Familie erlosch.

ward von der Erbschaft gänzlich ausgeschlossen, und erhielt blos einige, jetzt schwer mehr zu bezeichnende Städte und Grafschaften zu seinem künftigen standesmäßigen Unterhalt. Nachdem dieses wichtige Geschäft geordnet war, entzog sich Carl allen zeitlichen Sorgen, dachte blos an seinen, sich ihm immer mehr nähernden Tod, ging daher nach Paris, betete über dem Grabe des heiligen Dionysius, ließ sich hierauf nach seinem Lieblingssitze, nach Quersi an der Oise bringen, und starb dort am 22. October 741 in dem fünfzigsten Jahre seines Alters, nach fünfund zwanzig jähriger Alleinherrschaft über die gesammte fränkische Monarchie.

16. Carl gehört unstreitig zu den größten Männern, deren Namen und Thaten die Jahrbücher dankbarer Völker uns aufbewahrt haben. Die seltensten Eigenschaften, wovon schon jede einzelne den großen Mann bezeichnet haben würde, vereinte Carl in seiner Person: talent- und einsichtsvoller Feldherr; tapferer, unerschrockener, keine Gefahr scheuender Soldat; scharf blickender, selbst die Hülle der Zukunft durchschauender Staatsmann; eben so weiser, als gerechter, mit mehr als menschlicher Thätigkeit über alle Theile eines ungeheuern Reiches unermüdet waltender Regent, war Carl in allen Perioden seines stürmischen, thatenreichen, jede Phantasie begeisternden Lebens stets vollkommen das, was er in seiner erhabenen Stellung jedesmal seyn mußte. Man werfe einen Blick auf den bejammernswerthen Zustand der Monarchie, als Carl seiner Haft in Cöln entwischte; und dann wieder auf jenes blühende, mächtige, von seinen Nachbarn, wie von den entferntesten Nationen, geachtete und gefürchtete fränkische Reich, welches Carl auf dem Schloß zu Verberie unter seine Söhne vertheilte. Es ist eine überflüssige und daher

müßige Arbeit, wenn neuere französische Schriftsteller in langen Phrasen sich über das Lob des Helden verbreiten. Carls Thaten verkünden seine Größe; und seine Geschichte spricht lauter und kräftiger, als seine Geschichtschreiber es vermögen. — Gleich seinem Vater, macht man zwar auch Carln den Vorwurf usurpirter Herrschaft und der Unterdrückung des merovingischen Königstammes. Aber was wäre aus Frankreich geworden z. B. unter der Regierung eines Chilperichs II., der, bevor er in seinem 45. Jahre das Regiment übernahm, sein ganzes Leben blos unter frommen Uebungen, in der Zucht eines stillen Klosters zugebracht hatte; oder gar unter einer Reihe von Königen, die als Kinder den Thron bestiegen und, kaum zu Jünglingen gereift, schon wieder in die Gruft ihrer Väter hinabsanken. Trifft irgend Jemand der schwere Vorwurf der Unterdrückung des merovingischen Hauses; so ist es nicht die Familie der Pipine, sondern ganz allein die fränkische Nation selbst. Schon unter Clothar II. war die königliche Macht bedeutend gesunken; die unaufhörlichen, blutigen und grausamen Familienkriege seiner Vorfahren hatten sie langsam untergraben, und seiner Nachfolger Trägheit oder Verkehrtheit, in Verbindung mit der sich oft wiederholenden, lange dauernden Minderjährigkeit der Könige, hatten die Macht der Majordomus in eben dem Verhältniß vermehrt, in welchem das königliche Ansehen nun immer tiefer und tiefer sank. Unvermerkt gewöhnte sich die Nation an die Herrschaft der Majordomus, und verehrte ihre Könige blos als stumme Gottheiten, die alle ihre Gewalt ihren ersten Dienern übergeben hätten; ihren Königen glaubten die Franken nur den höchsten Grad äußern Cultus, den Majordomus aber Gehorsam und Unterwürfigkeit schuldig zu seyn; und da die Zeit nach und nach jeden Mißbrauch heiliget;

so ward zuletzt auch dieses Verhältniß der Majordomus sowohl zu den Königen, wie zu der Nation, als eine, in der Reichsverfassung gegründete, von ihr unzertrennliche Institution betrachtet, an welcher der hohe fränkische Adel, welcher im ganzen genommen die Nation ausmachte, um so fester hing, als nicht die Königswürde, weil allen unerreichbar, wohl aber die in dem Bereiche eines Jeden liegende Majordomuswürde auch das Ziel jedes Ehrgeitzigen ward. Hätte also auch Carl der Herrschaft entsagt, und Einen der Namenkönige mit der vollen königlichen Gewalt wirklich bekleidet; wie bald würde nicht der Stolz der unruhigen fränkischen Herzoge und Grafen eine neue Majordomuswahl wieder erzwungen haben, diese dann eine Quelle neuer Unruhen und Zerrüttungen, und Frankreich abermal das blutige Opfer schwungsüchtiger Ränke und talentloſen Ehrgeitzes geworden seyn; und welchen furchtbaren Gefahren, welchem traurigen Geschicke wäre alsdann, nachdem die Sarazenen schon halb Gallien überschwemmt hatten, und ihre Flotten an den Küsten Siciliens und Italiens herumschwärmten, nicht das Christenthum und der ganze christliche Occident ausgesetzt gewesen? — Das Uebel der Majordomusregierung hatte in Frankreich schon zu tiefe Wurzeln geschlagen, sich schon zu weit und zu üppig verzweiget, als daß es auf gewöhnlichem Wege noch hätte getilget werden können. Um es aus dem Herzen der Nation und ihrer entstellten Verfassung zu reißen, bedurfte es eines entscheidenden Schlages; es bedurfte einer Catastrophe, wie jene, welche, wie wir bald sehen werden, unter Carls Nachfolger durch einen Zusammenfluß von Umständen wirklich herbeigeführt ward.

17. Eben so irrig ist die Ansicht, wenn man

Carl als einen, der Geistlichkeit abholden, ihr ihre Güter und Reichthümer mißgönnenden Fürsten bezeichnen will. Weil die, von seiner Gerechtigkeitsliebe ihm, gegen seine ohnehin schon so sehr gedrückten Unterthanen, gebotene Schonung seinem Herzen nicht erlaubte, Auflagen zu vermehren oder zu erhöhen, griff Carl, um die Unkosten seiner vielen Kriege zu bestreiten, zwar oft nach den Schätzen der Kirche; aber die Kriege, die er führte, hatten größtentheils einen eben so religiösen, als politischen Charakter; er führte sie gegen Sarazenen, diese erbittertesten Feinde des christlichen Namens; er führte sie gegen wilde, heidnische Barbaren, welche, das Christenthum nicht minder hassend, bei ihren feindlichen Einfällen die Christen auf das grausamste behandelten, ihre Kirchen und Klöster verbrannten, Gott geweihte Jungfrauen erwürgten, namenloses Elend über christliche Provinzen verbreiteten, und bisweilen selbst erst unlängst zum Christenthum bekehrte Völker zum Wahn des Götzenthums wieder zurückführten. Um verdienstvolle Officiere seines Heeres zu belohnen, gab Carl ihnen, nach den Graden ihres Ranges, jedoch unter der Verbindlichkeit eines zu zahlenden jährlichen Zinses, auf eine bestimmte Zeit, Bisthümer, Abteien, Pfarreien ꝛc. Daß dieses manche nicht wünschenswerthe Folgen herbeiziehen mußte, ist sehr begreiflich; aber leider gestattete der Drang gebieterischer, ja wohl oft sehr gefahrvoller Zeiten es nicht anders; und selbst die liptinensische Synode, welcher der heilige Bonifacius persönlich beiwohnte, schien diese Verfügungen Carls nicht zu mißbilligen. Immerhin war es ja doch offenbar besser und heilsamer, daß die fränkische Geistlichkeit einen, wenn auch großen Theil ihrer Güter und Reichthümer zum Opfer brachte, und selbst die ersten bischöflichen Kirchen auf einige Zeit unbesetzt

blieben, als daß Sarazenen diese und alle übrigen Cathedrale in Italien, wie am Rhein auf immer in Moscheen verwandelt, das Evangelium dem Koran, und das Bild des großen Gekreuzigten der blutigen Fahne des gleisnerischsten und verderblichsten aller Lügenpropheten hätten weichen müssen. — Bei jeder und selbst der weisesten menschlichen Einrichtung schleicht sich stets auch bald irgend ein Mißbrauch ein; dieser fehlte auch hier nicht. Diejenigen nämlich, welche dergleichen geistliche Beneficien auf eine gewisse bestimmte Zeit erhalten hatten, suchten letztere, wenn sie bald verflossen war, immer wieder zu verlängern, die Beneficien auf diese Weise nach und nach gleichsam in ihren Familien erblich zu machen; und so geschah es nun nicht selten, daß die Tochter eines solchen weltlichen Beneficiaten ein Kloster, oder eine Abtei zur Mitgift erhielt, und Kirchengeräthe, ja selbst die Glocken auf dem Inventarium der Aussteuer derselben prangten. Ein Unfug, der freilich nicht zu dulden war, dem auch nach und nach wieder gesteuert ward, von welchem wir aber leider auch unter den beiden folgenden Regierungen noch ziemlich sichtbare Spuren finden.

18. Es würde überflüssig seyn, jener abgeschmackten, in dem neunten Jahrhundert erfundenen und Carls Andenken lästernden Fabel von dessen ewiger Verdammniß auch nur mit einem Worte hier zu erwähnen, wenn nicht ein, von sämmtlichen Bischöfen der Provinzen Rheims und Rouen unterzeichnetes Synodalschreiben sich in allem Ernste darauf bezöge. Um den König Ludwig den Deutschen davon abzuschrecken, daß nicht auch er, wie es damals öfters geschah, Hand an das Kirchengut lege, im Gegentheil es gegen die Räubereien seiner hohen Beamten schütze, führen jene Bischöfe, in ihrem

Schreiben an diesen König, ihm das unglückliche Schicksal Carls, als ein, jeden Monarchen warnendes Beispiel zu Gemüthe. Carl Martel, sagen sie, sey zu Folge einer dem heiligen Eucherius von Orleans gewordenen Offenbarung, wegen seines willkührlichen Schaltens mit dem Kirchengute ewig verdammt worden; man habe hierauf dessen Grab geöffnet, und in demselben, zum größten Entsetzen aller Anwesenden, einen furchtbaren Drachen erblickt, der, unter hervorbrechenden Flammen und einem gräßlichen, höllischen Schwefelgeruch sich in die Lüfte erhob, und dann sogleich den, ihm nachstarrenden Blikken wieder entschwand. — Die Abgeschmacktheit dieser Erfindung ist deren beste Widerlegung; zudem war der heilige Eucherius von Orleans lange vor Carln gestorben. Wer historische Lügen in der Welt verbreiten will, muß wenigstens vor solchen, gar zu groben Anachronismen sich zu schützen wissen; und es ist unbegreiflich, wie der berühmte Erzbischof Hincmar, den man als den Verfasser jenes Synodalschreibens nennt, zu solchen Erbärmlichkeiten, denen er selbst ganz gewiß nicht den mindesten Glauben beimaß, sich herablassen konnte; wußte er für die gerechte Sache, die er in Schutz genommen, keine andern treffendern Gründe vorzubringen; so wäre es besser gewesen, er hätte geschwiegen, und Andern, die hierin klüger und bescheidener, als er waren, die Vertheidigung kirchlicher Rechte und kirchlichen Eigenthums überlassen. — — Kurz Carl Martel war einer der größten Männer der Vor- und Nachwelt, und offenbar das von der Vorsehung selbst auserlesene und zugerichtete Werkzeug,*) mit wel-

*) Höchst merkwürdig, und zu wahrhaft christlichen Betrachtungen führend, sind hierüber auch selbst die Worte des Herrn Prof: Schlosser: "Es ist nicht zu ver-

chem der Allmacht Hand jenem schrecklichen arabischen Weltbrand, dessen Flammen schon an Galliens und Italiens Grenzen leckten, endlich eine eherne, nicht mehr zu durchdringende Mauer setzte, und so Europa vor der grauenvollen, Seele und Körper tödtenden, und alle höhere Geistescultur bis auf die letzte Spur vertilgenden, mohamedanischen Weltherrschaft bewahrte.

XV.

1. Carls Tod war gleichsam das Signal zu einer allgemeinen Bewegung im Innern des Reiches, wie in dessen äußern Verhältnissen. Sunechilde, höchst mißvergnügt darüber, daß ihr Sohn Griffon von des Vaters länderreichen Erbschaft war ausgeschlossen worden, schmiedete in Geheim mancherlei verderbliche Ränke, und eine der Folgen davon war, daß die Prinzessin Hildetrude plötzlich am Hofe verschwand, über den Rhein ging, nach Baiern entfloh, und dort gegen Wissen und Willen ihrer beiden Brüder sich mit dem in Baiern regierenden Herzog Odilo vermählte. Sunechilde selbst begab sich mit ihrem Sohne Griffon in die sehr feste Stadt Laon, um dort, von dem Hofe entfernt und weniger beobachtet, desto sicherer ihre weit aussehenden Entwürfe verfolgen zu können. Eine ihr ergebene, schon ziemlich zahlreiche Parthei hatte sich in kurzer Zeit um sie versammelt;

„kennen", sagt dieser gelehrte und scharfsinnige Geschichtforscher, „daß nach einem bestimmten Gange „der Dinge die Mohamedaner, die auch den Westen „jetzt bedroheten, wie sie den Osten verwüstet hatten, „an Carl denjenigen finden sollten, der ihren „Eroberungen eine Grenze setze." ꝛc.

und Carl Martels Wittwe dachte an nichts geringerem, als in Verbindung mit den stets mißvergnügten neustrischen und burgundischen Großen, einen allgemeinen Aufstand, zu Gunsten ihres Sohnes, gegen dessen beiden Stiefbrüder zu erregen. Aber Carlman und Pipin durchschauten den Plan ihrer Stiefmutter, zogen in aller Eile ein kleines Heer zusammen, rückten vor Laon, belagerten die Stadt, und zwangen nach kurzem Widerstand Sunechilde, sich sammt ihrem Sohne zu ergeben. Pipin sandte die Erstere nach dem Kloster Chelles, und schenkte ihr zu ihrem Unterhalt für die Zeit ihres Lebens sämmtliche Einkünfte dieser Abtei. Griffon ward dem Carlman übergeben, der ihn auf einem festen Schloß in den Ardennen einsperren ließ.

2. Diesen aufkeimenden Familien-Zwist, der die gefährlichsten Folgen hätte haben können, hatten zwar Carlman und Pipin durch ihre schnellen und entscheidenden Masregeln jetzt gleichsam in seiner Geburt schon erstickt. Aber die mächtigen, den Franken unterworfenen Herzoge, besonders die Deutschen, hatten kaum Carls Tod erfahren, als sie sogleich sämmtlich einen neuen Versuch machten, das ihnen so lästige, fränkische Joch auf immer zu zerbrechen. Nur Chlodowigs Nachkommen, sagten sie, hätten ein Recht, über sie zu herrschen; nur den Königen aus dem merovingischen Stamme wären sie Gehorsam und Unterwürfigkeit schuldig; nicht aber den Majordomus, die nichts als bloße Kronbeamten wären; da von der Regierung die Könige entfernt worden, und diese nicht mehr herrschten; so seyen auch mit der erloschenen königlichen Gewalt alle Rechte der Franken auf die deutschen Länder erloschen. Wohin Carlman und Pipin ihre Blicke richteten, im Süden, Osten und Norden erhoben sich jetzt Feinde

gegen ihr Ansehen und ihre Herrschaft. Alle mußten zwar endlich dem Genie, wie der Tapferkeit und dem Glück der beiden Söhne Carls unterliegen; aber, obgleich oft besiegt, wurden sie doch nie völlig bezwungen. Mit heldenmüthiger Ausdauer und unglaublicher Hartnäckigkeit vertheidigten sie viele Jahre hindurch ihre Freiheit und Unabhängigkeit; und Carlman und Pipin mußten beinahe ihr ganzes Leben hindurch mit ihnen kämpfen, und konnten dennoch, trotz aller ihrer Siege, weder die Baiern noch Sachsen sich völlig unterwerfen.

3. Vereint zogen Carlman und Pipin zuerst gegen Hunold, Herzog von Aquitanien, der ungeachtet seines, Carl Martel und dessen beiden Söhnen geleisteten Eides, sich dennoch jetzt weigerte, die beiden Letztern für seine Herrn zu erkennen. Der Herzog ward in einer blutigen Schlacht besieget, das feste Schloß Lorche, sein gewöhnlicher herzogliche Sitz erstürmt und zerstört, und Hunold, nachdem die Hälfte seines Herzogthums mit Feuer und Schwert war verheeret worden, abermals zur Unterwerfung gezwungen. Auf ihrem Rückzug, bei einem Ort, Alt-Poitiers genannt, bestimmten die beiden Brüder friedlich und gemeinschaftlich mit einander die Grenzen ihrer Reiche; und erhoben hierauf, um ihre Völker einigermaßen zu befriedigen, wieder einen Merovinger als Schattenkönig, unter dem Namen Childerichs III. auf den fränkischen Thron. Childerich war ein Sohn des zuletzt, unter Carl Martels Regierung, gestorbenen Königs Thiederichs. Er führte aber den Namen eines Königes blos von Neustrien, Burgund und der Provence. Austrasien ward völlig von dem Reiche getrennt, und alle Urkunden und Regierungsakten wurden in Austrasien nicht unter Childerichs, sondern blos unter Carlmans Namen

gefertiget *). Der Friede von Aquitanien war von kurzer Dauer. Hunold ließ ſich mit den Feinden

*) Auf-Auſtraſien hatte die pipiniſche Familie gar nicht zu beſtreitende und zu bezweifelnde Rechte. Als den Auſtraſiern ihr edler und tugendhafter König Dagobert II. durch Ebroins ſchändliche Verrätherei erwordet worden, und eben dieſer elende Empörkömmling, Ebroin, ein Mann, auf deſſen Lippen nie auch nur ein Hauch der Gerechtigkeit ſchwebte, in Neuſtrien ſchon die königliche Gewalt uſurpirt hatte, und mit der frechſten Willkühr und Geſetzloſigkeit, gleich einem wilden Thiere in dieſem Reiche wüthete, ſo war es auch der auſtraſiſchen Nation nicht zu verdenken, daß ſie, da es jetzt der That nach keinen König mehr in Neuſtrien gab, ſich auch nicht einem herrſchſüchtigen, grauſamen Kronbeamten, der nicht das mindeſte Recht auf Auſtraſien haben konnte, ſich unterwerfen wollte. Die Auſtraſier waren demnach vollkommen befugt, beſonders da ein merovingiſches Kind von 5 oder 6 Jahren ſie gegen Ebroins Tyrannei nicht hätte ſchützen können, ſich ein eigenes Oberhaupt zu erwählen. Einſtimmig fiel ihre Wahl auf den würdigen, tapfern und talentvollen Pipin von Heriſtal, dem, unter dem Titel eines Herzogs der Franken, die auſtraſiſche Nation nun die Herrſchaft über ihr Reich übertrug. (Fortſ. B. 9. Abſch. 16 §. 8 — 9 und 10) Bald darauf ward dieſes Verhältniß auch ſtaatsrechtlich begründet, indem Ebroins Nachfolger, der Majordomus Waratto und deſſen, in Neuſtrien figurirender Schattenkönig Dietherich, den Pipin in ſeiner Eigenſchaft als Herzog und Regent von Auſtraſien, unter der Bedingung eines, jährlich an Neuſtrien zu zahlenden Zinſes, wirklich und förmlich anerkannten. Von dieſer Zeit an ward Auſtraſien nie mehr mit Neuſtrien; wohl aber Neuſtrien mit Auſtraſien vereint. — Anders war freilich, wie der Leſer aus dem vorigen Bande ſich erinnern wird, Pipins von Heriſtal Verhältniß zu Neuſtrien; und in Beziehung auf dieſes Reich möchte man freilich den großen Heriſtaler von dem Vorwurfe der dort uſurpirten königlichen Gewalt nicht völlig freiſprechen können.

rlmans und Pipins, nämlich mit den Baiern, achsen und Alemannen in ein geheimes Einver- ndniß ein, aber die Letztern wurden besiegt und nell erschien nun wieder Pipin mit seinem Heere Aquitanien. Der Herzog, jetzt auf seine eigenen :äfte beschränkt, vermochte nicht seinem übermäch- en Gegner zu widerstehen. Mit großen Geldsum- n erkaufte er also den Frieden, und erneuerte alle ne, früher schon gemachten Versprechungen von Ge- rsam und Treupflicht. Von falschem Argwohn rführt, ließ Hunold bald darauf seinem Bruder atton die Augen ausstechen. Aber Gewissensbisse gten nun unaufhörlich an seinem Herzen, und diese Verbindung mit dem niederbeugenden Gedanken, ne Unabhängigkeit verloren zu haben, bestimmten n, die Regierung seinem Sohne Waifar zu über- ben, und sich in ein, auf der Insel Rhe gelege- s Kloster zurückzuziehen. Waifar war ein noch :it unversöhnlicher Feind der Franken, als sein ater Hunold. Neun Jahre mußte Pipin unauf- rlich gegen ihn kämpfen. In jedem Feldzuge sieg- e zwar stets die Franken, und verwüsteten oft auf s grausamste mit Feuer und Schwert die aquita- schen Provinzen. Aber nach ihrem Abzug brach aifar, der Treue und Anhängigkeit seiner Aqui- nier versichert, jedesmal wieder alle mit Pipin ein- gangene Verbindlichkeiten, jagte die, von Pipin in n Städten zurückgelassenen Besatzungen aus dem nde, ließ alle von den Franken errichtete Befe- gungen niederreißen, und zog sich dann bei Annä- rung Pipins in unzugängliche Gebirgsgegenden zu ck. Diese so oft erneuerten aquitanischen Feldzüge urden endlich, besonders den entferntern Provinzen so stig, daß selbst Pipin auf einer, zu Attigni gehal- nen Versammlung der Großen seines Reiches, (765) n allgemeines Aufgebot gegen Aquitanien nicht wohl

mehr durchsetzen konnte; obgleich die Aquitanier um die nämliche Zeit das Land diesseits der Loire nach allen Richtungen durchstreiften und schrecklich verwüsteten. Erst auf der, in dem folgenden Jahre zu Orleans gehaltenen Versammlung ward ein neuer Feldzug gegen Aquitanien beschlossen. Der ganze Heerbann der Loire wurde aufgeboten, und angespornt von der Begierde, sich an den Aquitaniern, wegen deren im vorigen Jahre in dem ganzen Lande diesseits der Loire verübten Grausamkeiten zu rächen, folgte derselbe nun mit der größten Bereitwilligkeit nicht nur in diesem, sondern auch den beiden folgenden Feldzügen. Aber auch der tapfere Waifar erschien wieder wohlgerüstet im Felde. Seine Mutter und Schwester fielen zwar gleich nach Eröffnung des Feldzuges in Pipins Hände; aber demungeachtet fuhr der Herzog fort, sich und sein Land tapfer zu vertheidigen, und die Franken vermochten nicht tief in das Innere von Aquitanien einzudringen. Wenn sonst während, oder auch nach Beendigung eines Feldzuges Pipins Gegenwart in irgend einem andern Theile seines weitschichtigen Reiches nöthig ward, nahm er gewöhnlich ebenfalls sein Heer dahin mit. Diesmal that er es nicht, sondern ließ den ganzen Heerbann in dem eroberten Theile von Aquitanien überwintern. Indessen kostete die völlige Eroberung des Landes dem Pipin noch zwei Feldzüge. Trotz der hartnäckigsten Gegenwehr mußte Waifar der Uebermacht seines Feindes unterliegen. Ein Schloß nach dem andern, eine Stadt, eine Burg nach der andern wurden erobert, und obgleich in den vielen, größtentheils Gebirgsgefechten, welche beinahe täglich vorfielen, Aquitanier und Franken sich mit wechselndem Glück schlugen; so verlor doch Waifar, dessen Streitkräfte ohnehin sich nach und nach aufzehrten, immer mehr Terrain. Nichts als die höchsten

Gebirgsgegenden blieben ihm noch übrig; das ganze Land war in den Händen Pipins. Aber dennoch verschmähete der stolze Herzog, sich seinem verhaßten Gegner zu unterwerfen. Seines Landes beraubt, von der ganzen Welt verlassen, und nur von Wenigen begleitet, irrte nun der unglückliche Waifar von einer Felsenspitze zu der andern, aus einer Höhle in die andere, bis endlich seine eigenen Soldaten, des ewigen, mühseligen Herumwanderns müde, ihn unter Weges erschlugen. Nach Waifars Tode ward Aquitanien in eine fränkische Provinz verwandelt, und auf immer mit dem Gesammtreiche vereint (667*).

4. Gleich nach Carlmans und Pipins erstem Feldzug gegen Hunold von Aquitanien, zogen beide Brüder auch gegen Odilo Herzog von Baiern. Als Ursache des Krieges ward angegeben des Herzogs Weigerung, Carlman und Pipin den Huldigungseid zu leisten. Aber Baiern stand schon seit länger als hundert Jahren nicht mehr unter fränkischer Oberherrschaft, und die ohnehin äußerst schwachen Bande, welche in weit ältern Zeiten Baiern an das Reich der Franken geknüpft hatten, waren seit dem Tode des austrasischen Königes Siegebert (656) völlig gelößt. Die wahre Ursache des Krieges war also höchst wahrscheinlich der beiden fränkischen Fürsten Besorgniß, Sunechildes Anhänger, oder jede andere, zu Gunsten dieser Königin, sich in Frankreich bildende, feindliche Parthei, möchten in Odilo, wegen dessen Vermählung mit Hildetrude, gar leicht

*) Einen kleinen Theil von Aquitanien, ungefähr die heutige Provinz Gascogne, übergab Pipin als ein fränkisches Lehen dem Lupus, einem Sohne des, von seinem Bruder der Augen beraubten Hatto, der stets ruhig blieb und bis zu seinem Tode alle Vasallen-Pflichten treulich erfüllte.

einen eben so willigen, als mächtigen Bundesgenossen finden. Um diesem zuvorzukommen, ward beschlossen, den Herzog unvorbereitet anzugreifen, mit einer, ihm weit überlegenen Macht ihn so schnell als möglich, wo nicht völlig zu unterdrücken, doch wenigstens auf lange Zeit ihn unschädlich zu machen. Aber wie sehr der Baiern Tapferkeit den Franken bekannt war, bewiesen jetzt ihre ungewöhnlichen Zurüstungen. Der ganze Heerbann von Austrasien ward zu dem Feldzuge gegen Baiern aufgeboten. Mit einem furchtbaren Heere gingen die Franken über den Rhein, durchzogen einen Theil von Schwaben und unterwarfen sich das ganze Land bis an den Lech. Aber jenseits dieses Flusses lagerten die Baiern, wohl verschanzt und verstärkt durch zahlreiche Scharen von Alemannen, Sachsen und Slaven. Durch den Fluß getrennt, standen 14 Tage beide Heere einander gegenüber. Während dieser ganzen Zeit ward unterhandelt; worüber? dies wissen wir nicht; nur weiß man, daß zuletzt selbst ein, gerade am baierschen Hofe sich aufhaltender päbstlicher Legat, Namens Sergius, mit Garibald, Bischof von Regensburg, im fränkischen Lager erschien. Beide machten Vorstellungen wegen des so ungerecht angefangenen Krieges. Auf Baiern, sagte der Legat, hätten die Franken kein Recht; er beschwor die beiden Brüder im Namen des Apostelfürsten, abzustehen von einem ungerechten Kriege, und friedlich wieder nach Hause zu ziehen. Als seine Ermahnungen keinen Eindruck machten, erlaubte er sich sogar Drohungen; aber auch diese blieben fruchtlos. Noch in derselben Nacht gingen die Franken über den Fluß, griffen mit Anbruch des Tages die Baiern von allen Seiten an, und schlugen sie nach einem langen und mörderischen Treffen in die Flucht. Nur von wenigen begleitet, floh Herzog Odilo hinter den Inn; und fränkische Geschicht-

schreiber erzählen, obgleich nicht unwahrscheinlich wieder mit gewöhnlicher Uebertreibung, das ganze baiersche Heer sey in der Schlacht vertilget worden. Unter den Gefangenen befand sich auch der päbstliche Legat. Als er den fränkischen Fürsten vorgestellt ward, deutete ihm Pipin sehr spöttisch die gewonnene Schlacht als ein offenbares Gottesgericht. „Ich sehe jetzt wohl ein," sagte Pipin, „daß Ihr kein Abgesandter des Apostels Petrus seyd, und zu dem, was Ihr gestern zu uns gesprochen, keinen Auftrag, weder von dem Apostelfürsten noch dessen Nachfolger erhalten habt; denn hätte der heilige Petrus nicht die Gerechtigkeit unserer Sache anerkannt; so würde er in der schweren Schlacht uns seinen Beistand entzogen haben". — Fünfzig Tage blieben die Franken in Baiern. Herzog Odilo mußte sammt seiner Gemahlin, und seinem noch sehr zarten Sohne, dem Prinzen Tassilo, als Gefangener nach Frankreich wandern; durfte aber nach wenigen Monaten schon wieder nach Baiern zurückkehren; denn ein Friede kam schnell zu Stande, dessen Bedingungen wir zwar nicht kennen, die aber für Baiern nicht sehr lästig gewesen zu seyn scheinen; denn weder von Länderabtretungen, oder größerer Abhängigkeit, oder gar einem Vasalleneide finden wir nicht die mindeste Spur, und mit ungeschmälerter Gewalt herrschte über ungeschmälertes Gebiet Herzog Odilo noch vier bis fünf Jahre nach diesem Friedensschluß.

5. Aber desto heftiger wütheten indessen in Alemannien die oft unterdrückten, aber stets auf das neue wieder hervorgebrochenen Flammen des Krieges und der Empörung. Wir finden um diese Zeit mehrere über die Alemannen und Schwaben regierende Herzoge; bei weitem der mächtigste unter ihnen war Theobald, dessen Herrschaft sich von Konstanz

aus über den Schwarzwald hin, bis tief in das Herz der Schweiz erstreckte. Oft besiegt und nie bezwungen kämpfte dieser tapfere Herzog viele Jahre für Freiheit und Unabhängigkeit, bis endlich dem edeln aber ungleichen Kampfe sein Tod ein Ende machte. Um durch harte Züchtigung der empörten Völker, den Geist der Empörung, wo möglich, auf immer zu ersticken, hatten die Franken in einem ihrer Feldzüge in Schwaben mit mehr als gewöhnlicher Grausamkeit gewüthet. Aber auf Carlman, dessen Herz, weil weniger ehrgeitzig, auch ungleich sanfter und für menschliche Gefühle empfänglicher war, als jenes seines Bruders, machten solche wiederholte Scenen des Blutvergiessens und der Verwüstung tiefen Eindruck; bald eckelte es ihm vor einer Macht, deren Erhaltung Ströme von Blut und zahllose Menschenopfer gebot. Er entschloß sich, der Herrschaft zu entsagen, und die Welt und deren trügerische Herrlichkeit auf immer zu verlassen. In einem Schreiben an seinen Bruder machte er ihm diesen Entschluß bekannt, empfahl ihm seine Kinder, besonders seinen ältesten Sohn Drogon und endlich auch seinen Stiefbruder Griffon. Er legte hierauf wirklich die Regierung nieder und ging nach Rom. Hier ließ er sich sein langes Haar abschneiden, beschenkte die Kirche des heiligen Petrus mit königlicher Freigebigkeit, stellte sich dem Pabste vor, und empfing aus dessen Händen die gewöhnliche Mönchskleidung. Auf dem Berge Soraktes erbauete Carlman nun ein Kloster, in welchem er in treuer Erfüllung aller Pflichten seines heiligen Standes seine Tage zu beschließen gedachte. Aber auch der Aufenthalt zu Soraktes fing bald an, ihm mißfällig zu werden. In dem Kloster nämlich, wie in der ganzen Gegend war es allgemein bekannt, wer er sey, und alle nach Rom reisende vornehme Franken begaben sich stets sogleich dahin, um dem

Bruder ihres Königes und dem ehemaligen mächtigen Beherrscher von Austrasien ihre tiefe Ehrfurcht zu bezeigen. Aber eben diese unaufhörlichen Huldigungen wurden endlich Carlmans schüchterner Demuth lästig. Er verließ also das Kloster zu Soraktes, ging nach Monte Casino, und schmückte sich allda mit dem Ordenskleid des heiligen Benedikts*). —

*) Den Annales Metenses zu Folge entfloh Carlman heimlich, und ohne irgend jemand sein Vorhaben zu entdecken, blos in Begleitung eines einzigen, aber geprüften, ihm völlig ergebenen Dieners aus Soraktes, kam in der Nacht auf Monte Casino an, wartete bis zum Anbruch des Tages, und klopfte alsdann an der Klosterpforte. Diese ward sogleich geöffnet. Carlman begehrte den Abt zu sprechen. Als Optimatus, so hieß derselbe, erschien, warf er sich demselben zu Füßen, und bekannte, Er und sein Gefährte seyen Franken; hätten aber ihrer großen Sünden wegen sich freiwillig aus ihrem Vaterlande verbannt, und bäten nun, um ihre Seelen zu retten, um Aufnahme in das Kloster. Der Abt gewährte den beiden Fremdlingen ihr Gesuch, unterwarf sie aber, um ihr Inneres zu prüfen, einem sehr strengen Noviciat. Bald darauf geschah es, daß die beiden neuen Novitzen, nach Sitte des Klosters, die Reihe traf, den wöchentlichen Dienst in der Küche zu versehen. Mit der größten Folgsamkeit that zwar Carlman alles, was ihm geboten ward; aber des Kochens wie aller Küchenangelegenheiten völlig unkundig, benahm er sich äußerst ungeschickt dabei; so daß endlich der Koch, ein roher und ziemlich heftiger Mann, ihm eine derbe Ohrfeige gab. Geduldig und ohne dem Grobian einen Vorwurf zu machen, ertrug Carlman diese Unbilde; als er aber gleich nachher abermal ein Versehen beging, und der Koch, der gerade an diesem Tage, von Gottes, des Menschen Herz erfreuender Gabe, Etwas zu viel genossen hatte, sich so sehr vergaß, daß er den, ihm unbekannten Novitzen unter den gröbsten Schmähungen mit harten Schlägen mißhandelte; dann konnte Carlmans getreuer Diener sich nicht länger mehr zu-

Um auf den edeln, durch seltene Eigenschaften des Geistes, wie des Herzens gleich liebenswürdigen Carlman nicht mehr zurückkommen zu müssen, wollen wir, durch einen kleinen Vorgriff in den Gang der Ereignisse, das wenige Merkwürdige, was seine Lebensgeschichte noch darbietet, gleich jetzt schon in der Kürze berühren. — Die Welt völlig vergessend, aber von ihr nicht vergessen, lebte Carlman fünf bis sechs Jahre ruhig und zufrieden in seinem Kloster, genoß ungestört alle Schönheiten der Natur unter den reizenden Umgebungen von Monte Casino,

---

rückhalten, fiel über den Koch her, warf ihn mit den Worten zu Boden: „Wie darfst Du, Elender! es wagen, denjenigen so zu mißhandeln, der an Hoheit alle, die je noch in diesem Kloster waren, weit übertrifft.“ — Diese Rede ward dem Abt hinterbracht, die ganze Sache nun genau untersucht; und da Carlmans treuer Diener das Geheimniß nicht länger mehr verschweigen konnte oder auch wollte; so entdeckte er nun vor dem ganzen Convent den hohen Rang des, unter ihnen bisher so wenig beachteten Mönches. Carlman wollte ihm zwar Stillschweigen gebieten; aber dies half nichts; denn er ward jetzt auch noch von einigen Andern im Kloster erkannt. Der Abt Optimatus und die ganze versammelte Klostergemeinde warf sich nun ihm zu Füßen; wegen der, ihm vom Koch zugefügten Beleidigung wollten sie ihn um Verzeihung bitten. Aber Carlman, dem bei dieser Scene die Thränen über die Wangen rollten, ließ sie nicht zum Worte kommen, hob sie auf, und erwieß sich selbst nur noch desto demüthiger, den Abt und alle Brüder inständigst bittend, seiner ehemaligen irdischen Hoheit auf immer zu vergessen, und von jetzt an in ihm blos einen reuigen Sünder, und unwürdigen Bruder zu erblicken. — Ist diese Anekdote, deren außer den Annal. Metens. kein anderer Chroniker erwähnt, wahr; so ist sie ein schöner Beweis einer gewiß sehr seltenen, blos durch besondere Gnade Gottes möglichen Selbstverleugnung.

und fühlte jene innere Ruhe, jene stille Heiterkeit, welche nach vollbrachtem schweren Opfer stets jeder frommen Seele lohnen. War Carlman auf dem Throne, durch seine Weisheit, Tapferkeit und Gerechtigkeit, ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung gewesen; so schien er jetzt nicht minder ehrwürdig durch seine ungeheuchelte Demuth, ungeschminkte Frömmigkeit und die gewissenhafteste Erfüllung aller Pflichten und Vorschriften seines heiligen Ordens. An den geräuschvollen Händeln der Welt nahm er nicht mehr den geringsten Antheil, bis in dem Jahre 754 sein Abt Optimatus, in Aufträgen des longobardischen Königs Astulph, ihn zu seinem Bruder nach Frankreich sandte. Pabst Stephan war, wie unsere Leser wissen, über die Alpen gegangen, Hülfe suchend bei den Franken gegen der Longobarden immer weiter um sich greifende Macht. Aber von einer Zusammenkunft Stephans und Pipins ahndete Astulph nichts Gutes. Um die Unterhandlungen des Pabstes zu durchkreuzen, die bisher bestandenen freundschaftlichen Verhältnisse der Franken und Longobarden noch ferner zu erhalten, und seinen Bruder Pipin in den, zwischen dem Pabste und König Astulph obwaltenden Streitigkeiten zu strenger Beobachtung einer vollkommenen Neutralität zu vermögen, ward also jetzt der Benediktinermönch gewordene ehemalige Beherrscher von Austrasien nach Frankreich gesandt. Ungerne, und blos aus Gehorsam gegen seinen Abt übernahm Carlman einen Auftrag, den jener eben so ungern und blos aus Furcht vor Astulph ihm gegeben hatte. Demungeachtet glaubte Carlman seiner Sendung mit aller Treue entsprechen zu müssen; und als er auf der Reichsversammlung zu Crecy an der Oise, zum Erstaunen aller anwesenden Großen in seiner demüthigen Ordenskleidung erschien, sprach er mit solcher Wärme

und Kraft zu Gunsten Astulphs, daß der schon beschlossene Aufbruch des Heeres nach Italien zurückgesetzt, und vorher noch eine Gesandtschaft mit sehr annehmbaren Friedensvorschlägen an den Longobardenkönig gesandt ward. Aber Carlmans Gegenwart, die Rückerinnerung an seine ehemalige hohe Würde, an seine, auf dem Thron bewiesene Herrscherweisheit, Kriegskunde und Tapferkeit, in Verbindung mit seiner gegenwärtigen freiwilligen Erniedrigung hatten auf die ganze Versammlung den tiefsten Eindruck gemacht. Von allen Seiten kamen ihm Huldigungen entgegen, und von allen Seiten wurden ihm so viele Beweise der höchsten Verehrung, Liebe und Bewunderung gegeben, daß selbst seines Bruders Eifersucht darüber erwachte. Pipin ließ ihn nicht mehr nach Italien zurückkehren, sondern in einem Kloster zu Vienne einsperren, wo er auch noch in demselben Jahre sein Leben beschloß. Zu gleicher Zeit wurden alle Söhne Carlmans aufgegriffen, ihnen die Köpfe geschoren und sie in verschiedene Klöster gesteckt; und alle diese, mit dem zu Vienne so bald erfolgten Tod Carlmans zusammentreffenden Umstände erzeugten nun freilich den, wenn er gegründet war, Pipins Andenken ewig schmähenden Verdacht, daß Carlman wohl als ein Opfer der unmenschlichen, selbst der zartesten Bande der Natur nicht schonenden Politik seines Bruders gefallen seyn könnte *).

6. Schon gleich nach Carlmans Abdankung be-

*) Indessen war und bleibt es blos immer nur ein Verdacht, der um so mehr erst noch eines gründlichen Erweises bedarf, als die Geschichte, gerade weil sie wahre Geschichte ist, nur gar zu oft die gewöhnliche, breite Bahn der Wahrscheinlichkeit verläßt.

mächtigte sich Pipin auch des Königreichs Austrasien. Wie es scheint, herrschte zwar Drogon eine kurze Zeit in einem Theile des väterlichen Erbes diesseits des Rheins; aber sehr bald verschwindet er wieder, und wir hören nichts mehr von ihm, als bis er das, so eben erwähnte Schicksal seiner übrigen Brüder theilte. Seinem Bruder Griffon schenkte Pipin die Freiheit, wieß ihm sehr ansehnliche Pensionen an, zwang ihn jedoch, um den feurigen unruhigen Jüngling besser beobachten zu können, in dem königlichen Palaste zu wohnen. Aber mit allem diesem war Griffon, der sich schon auf ganz Austrasien Hoffnung gemacht hatte, schlecht zufrieden; und ehe Pipin daran dachte, war er mit einer zahlreichen Parthei seiner alten Anhänger, die sich schon wieder um ihn gesammelt hatten, nach Sachsen entflohen, wo er die erst unlängst, jedoch nur schwach gedämpften Flammen des Krieges und der Empörung auf das neue wieder anfachte. Ohne Zeit zu verlieren eilt Pipin ihm nach, und erreicht ihn und das sächsische Heer, das an den Ufern der Ocker, hinter starken Verschanzungen zum Kampf bereit, stand. Aber gleich in der folgenden Nacht verläßt Griffon die Sachsen, und flieht mit seinem ganzen Anhange nach Baiern. Hier war unlängst Herzog Odilo gestorben, und dessen Sohn Tassilo, ein Kind von 6 Jahren unter der Vormundschaft seiner Mutter Hildetrude ihm in der Regierung gefolgt. Aber in den damaligen, gefahrvollen Zeiten hielten die baierschen Landstände ein Kind und ein Weib nicht für geeignet, Baierns Freiheit und Unabhängigkeit zu schützen. Hatten sie also auch nicht selbst den Griffon nach Baiern gerufen; so ward er doch wenigstens jetzt mit offenen Armen von ihnen empfangen, Hildetrude mit ihrem Sohne aus dem Lande verjagt, und Griffon zum Herzog von Baiern ausgerufen.

7. Vielleicht hätte Pipin gerne seinem Bruder das Herzogthum Baiern gegönnt; aber er kannte seines Bruders schwungsüchtige Entwürfe, befürchtete daher mit Grunde, Griffon möchte jetzt Baierns ganze Macht aufbieten, um desto nachdrucksamer seine Ansprüche auf einen Theil des väterlichen Erbes geltend zu machen. Zu Pipins großem Glücke hatten die Sachsen, sobald sie Griffons nächtlichen Abfall inne wurden, ihr festes Lager an der Ocker verlassen und sich zerstreut. Pipin begnügte sich also, durch einige verheerende Streifzüge die Sachsen für ihre abermalige Empörung zu züchtigen und eilte hierauf mit seinem Heere nach Baiern. Griffon und die baierschen Landstände hatten den Einfall der Franken vorausgesehen, mithin ein zahlreiches Heer aufgeboten, mit Weib und Kind sich hinter den Inn zurückgezogen, und dort eine sichere und feste Stellung gewählt. Da die, zum Kriegführen günstige Jahrszeit jetzt schon verflossen, und der Winter ganz nahe war; so hofften die Baiern, daß Pipin mit seinem Heere sich für jetzt zurückziehen, den Krieg bis auf das nächste Jahr zurücksetzen, und sie dadurch Zeit gewinnen würden, entweder das drohende Ungewitter durch Unterhandlungen abzuwenden, oder eine noch größere Masse von Streitkräften aufzustellen. Aber Pipin war zu klug, um die Macht seines Gegners noch mehr anschwellen zu lassen. In dem fränkischen Lager wurden daher alle Anstalten getroffen, eine Schiffbrücke über den Inn zu schlagen, den Fluß zu passiren und die Feinde von zwei Seiten anzugreifen. Als die Baiern dies sahen, kamen sie zur Besinnung, fanden nach kurzer Ueberlegung, daß es eine große Thorheit sey eines Fremden wegen, ihr Land sammt Weib und Kind auf das Spiel zu setzen, knüpften demnach mit den Franken geheime Unterhandlungen an, lieferten den

Griffon sammt dem Schwaben Herzog Theobald, der sich bei dem baierschen Heere befand, dem Pipin aus, und erhielten dafür aus dessen Händen ihren jungen Prinzen Tassilo wieder zum Herzog, jedoch unter seines Oheims Pipin und seiner Mutter Hildetrude Vormund- und Regentschaft. Als einige Jahre darauf Hildetrude starb, verwaltete Pipin das Herzogthum ganz allein, nahm den Prinzen Tassilo zu sich, und ließ sich auf allen seinen Zügen von demselben begleiten. Da kein agilolfingischer Prinz mehr da war, so gebührte allerdings dem Pipin, als Tassilos nächstem Anverwandten, die Vormundschaft; daß er aber dieselbe nicht zum Wohl Baierns, sondern, wie wir bald sehen werden, blos zum Besten und zur Vergrößerung seines eigenen Reiches benutzte; dies gereicht Pipin offenbar zum gerechten Vorwurf.

8. Der Schwaben Herzog starb bald darauf in fränkischer Gefangenschaft; aber seinen Bruder Griffon behandelte Pipin mit großer Milde, machte ihm über seine Unbesonnenheit nur gelinde Vorwürfe, nahm ihn mit sich nach Neustrien und schenkte ihm die Stadt Mans nebst zehn oder zwölf Grafschaften. Man hätte erwarten müssen, daß Griffon, gerührt durch diese großmüthige Behandlung, Pipins brüderliche Gesinnungen endlich erwiedert haben würde. Aber dem rastlos-unruhigen, thatenlustigen Prinzen konnte nur eine Krone genügen, und jede andere Wohlthat Pipins verschmähend, entfloh er abermals aus Frankreich und ging zu seines Bruders ärgstem Feinde, dem Herzog Waifar von Aquitanien. Aber auch hier war sein Aufenthalt nur wieder von kurzer Dauer. Er verließ den herzoglichen Hof und war endlich eben im Begriffe nach mancherlei bestandenen Abentheuern über die Alpen zu gehen und

den Longobarden sich in die Arme zu werfen, als er unter Wegs von Räubern oder ihm nachgeschickten Leuten ermordet ward. Einige glauben, Griffons Ermordung sei eine Rache Herzogs Waifar gewesen, der nach Entdeckung eines Liebesverständnisses zwischen seiner Gemahlinn und Pipins Bruder, sich in den Kopf gesetzt habe, seine wirkliche oder vielleicht blos eingebildete Schmach nicht anders als in dem Blute des Beleidigers tilgen zu können.

9. Aber mitten unter seinen unaufhörlichen Feldzügen, Triumphen und Siegen vergaß Pipin dennoch weder das wahre Wohl seiner Völker noch die Vergrößerung seines eigenen Hauses. Gleich seinem Vater Carl waltete auch er mit unermüdeter Thätigkeit über allen Zweigen der Verwaltung, verbesserte die Gerechtigkeitspflege, vermehrte die Tribunale und besetzte sie mit einsichtsvollen, unbescholtenen Männern. Durch seine Gesetze suchte er vorzüglich der Religion und öffentlichen Moral, die ihnen durchaus so nothwendige Ehrfurcht wieder zu verschaffen, legte auch wirklich dadurch den Grund zu einer in der Folge sich immer mehr kund gebenden Veredlung des Charakters seiner Nation. Unstreitig bedurften zu jener Zeit und zwar im höchsten Grade die Sitten der Nation einer großen, durchgreifenden Verbesserung. Wir ersehen aus den Capitularien unter Pipins Regierung, daß alle Laster roher Barbaren mit jenen einer in Ueppigkeit versunkenen Nation bei den Franken damals im Schwunge waren, und daß z. B. Vater-, Mutter- oder Brudermord, Blutschande nnd andere Greuel dieser Art zu den gemeinen ganz gewöhnlichen Verbrechen gehörten. Aber wie Religion die Gebärerinn jeder Tugend, jeder wahrhaft großen, mithin auch tugendhaften Handlung ist; eben so muß auch jede höhere

geistige und moralische Entwickelung eines Volkes aus der Kirche hervorgehen. Aus diesem Grunde machte Pipin auch eine alles umfassende und tief eingreifende Verbesserung der Kirchenzucht zu einem Hauptgegenstand seiner Gesetzgebung. Aber Pipin schützte auch Kirchen und Klöster, wachte über deren Eigenthum, gab ihnen öfters Beweise seiner Huld, erhob stets nur würdige Männer auf die bischöflichen Stühle; sorgte überhaupt so viel wie möglich für gute Geistliche, ehrte vorzugsweise jene, welche durch Gottesfurcht sich auszeichneten, und beförderte, keinen Aufwand scheuend, nach allen Kräften die Verbreitung des Christenthums und christlicher Gesinnung. Die vielen frommen Missionäre zu jener Zeit, die theils aus den gallischen Kirchen hervorgingen, theils auch, und in noch größerer Anzahl, aus England herüberkamen, fanden sämmtlich in Pipin einen großmüthigen Beschützer, der in ihren frommen, oft gefahrvollen Unternehmungen sie kräftig unterstützte, und in Allem, was zu ihrem Wirkungskreise gehörte, ihnen stets volles, unbedingtes Zutrauen schenkte; kurz das fränkische Reich, von außen geachtet, gefürchtet, und gegen Sarazenen und alle andere feindliche Einfälle geschützt, genoß unter Pipin alle Segnungen einer gerechten, menschenfreundlichen, wahrhaft christlichen Regierung. Offenbar hatte Pipin in sehr hohem Grade sich um das Reich verdient gemacht; und nicht ohne Grund glaubte er ebendaher auch von einer Nation, bei welcher selbst seines Vaters und Großvaters glorreiche Regierung noch in dem lebendigsten Andenken seyn mußte, nun gleichfalls eine seinen und seiner großen Vorfahren Verdiensten entsprechende Belohnung fodern zu dürfen. Die ganze Gewalt eines selbstständigen, unabhängigen Monarchen lag in den Händen Pipins; nichts fehlte ihm, als der Titel eines Königs und die äußern

Zeichen königlicher Würde; und dies war grade jetzt der Gegenſtand ſeines glühenden Verlangens. Der Nation überhaupt genommen war der, mit ſo vielen Lorbeern gekrönte, mit ſo vieler Kraft und Weisheit herrſchende Majordomus ein Gegenſtand der Bewunderung und höchſten Verehrung. Die Geiſtlichkeit und Viele der Großen hatte er durch mancherlei Wohlthaten an ſich und ſeine Familie geknüpft. Die wenigen, welche noch mit Scheelſucht auf die ſteigende Größe ſeines Hauſes hinblickten, hielt der Schrecken ſeines Namens in den Schranken ſtummer Unterwerfung; aber alle ohne Ausnahme fühlten das Unnatürliche und Unhaltbare in einer Verfaſſung, welche den Namen und das Weſen eines Königs von einander trennte; und in dieſer Hinſicht vereinigten ſich jetzt mit den Wünſchen Pipins auch die Wünſche aller Stände des Volks. Nur Eins ſtand noch in dem Wege, nämlich der, die Nation und deren Majordomus an das merovingiſche Königshaus bindende Huldigungseid.

10. In dieſer Verlegenheit nahmen Fürſt und Volk ihre Zuflucht zu dem Oberhaupt der Chriſtenheit. Der heilige Burkart, Biſchof von Würzburg, und Fulrad, Pipins erſter Hofkaplan, wurden in dieſer wichtigen Angelegenheit nach Rom geſandt. Sie ſollten ſich mit dem Pabſte über Frankreichs gegenwärtige, unnatürlich in ſich geſpaltene Verfaſſung berathen; Ihm vorſtellen das drückende einengende Verhältniß der zwiſchen dem Namen und der wirklichen Gewalt eines Königs getheilten Nation; die daraus nothwendig entſtehende Verwirrung von Begriffen! und die gefährlichen Colliſionen einander entgegen laufender, ſchwer mit einander zu vereinigenden Pflichten; endlich den Wunſch aller Franken, dieſem, die natürliche Ordnung der Dinge umkehrenden Zuſtande ein Ende

i machen; zugleich aber auch die religiösen und mo-
ılischen Bedenklichkeiten, welche der Erfüllung dies
s Wunsches sich entgegen setzten. Ueber alles dies
s sollten sie den heiligen Vater um dessen Rath,
)utachten und Entscheidung bitten.— Nach
ifer Ueberlegung, und gewiß nicht ohne vorher
rleuchtung von Oben sich erfleht, und in anhal-
ndem Gebete den Willen des Ewigen, des Königs
ler Könige erforscht zu haben, entschied der hei-
ge Pabst Zacharias: „Um die von Gott
elbst getroffene Weltanordnung nicht zu stür-
ıen und zu verkehren, sey es besser, daß der,
welcher die volle königliche Gewalt in Händen habe
und ausübe, auch den Titel und Namen eines
Königes führe.“—

11. Als ein, alle Zweifel lösender Ausspruch
nes Propheten Gottes, ward des Pabstes Erklä-
ıng von den Franken betrachtet. Eine allgemeine
:eichsversammlung kam zu Soissons zusammen,
nd zu Folge des päbstlichen Gutachtens *)

*) Eginhard in den Annalen, welche ihm zugeschrie-
ben werden, sagt zwar: Per quos (sc. Burchar-
dum et Folradum) praedictus Pontifex (Zacha-
rias) mandavit, melius esse illum vocari regem,
apud quem Summa potestatis consisteret: dataque
auctoritate sua, jussit Pipinum regem con-
stitui. — Aber die von Eginhard gebrauchten star-
ken Ausdrücke dürfen hier nicht in ihrer strengen
grammaticalischen Bedeutung genommen werden, und
sind um so mehr einer mildern Auslegung fähig, als
ja bekanntlich unter dem Wort jussio gar oft, und
besonders bei den Juristen, nichts als ein bloses Gut-
achten verstanden wird. Wollten aber Eginhard und die
Franken jedes päbstliche Gutachten schon als einen
Befehl betrachten; so bewiesen sie dadurch unstreitig
eine sehr große und tiefe Ehrfurcht gegen den päbst-

ward nun, in Gegenwart der ganzen Nation, am 3ten März des Jahres 752, durch der Franken freie Wahl, Pipin auf den königlichen Thron erhoben, von den Händen des heiligen Bonifacius, als Legaten des Pabstes, gesalbt und gekrönt, und ihm hierauf von allen Großen des Reiches als König gehuldiget. Um in den Augen der Nation auch die Person seiner Söhne und unmittelbaren Nachfolger gleichsam zu heiligen und desto ehrwürdiger zu machen, ward mit Pipin — was vor ihm noch nie geschehen war — zu gleicher Zeit auch seine Gemahlin Bertrade gesalbt und gekrönt. — Ohne Geräusch, still und seinem Schicksale ergeben, stieg Childerich III. von einem Throne, der für ihn, vielleicht gegen seinen Willen, blos ein Sitz träger Ruhe hätte seyn müssen. Man schnitt ihm die Haare ab, und schickte ihn in das Kloster Sithieu, die nachherige Abtei St. Bertin zu Saint-Omer. Auch Dietherich, Childerichs des Dritten einzigem Sohne, ward der Kopf geschoren, und er in ein Kloster in der Normandie gebracht, wo er, vergessen von der Welt, seine Tage ruhig endete. Mit ihm erstarb der letzte

---

lichen Stuhl; und wir haben dagegen nicht das Mindeste einzuwenden. Aber alsdann muß man auch eingestehen, daß die Franken eben dadurch dem römischen Stuhl eine weltliche oberschiedsrichterliche Gewalt übertragen haben; eine Gewalt, welche nachher, wie wir in der Folge sehen werden, bald die Monarchen, bald die Völker des ganzen christlichen Abendlandes den Päbsten in einer gewissen Periode faktisch übertrugen, auch von diesen lange Zeit mit der größten Mäßigung, Gerechtigkeit und Schonung ausgeübet ward, und die man demungeachtet in spätern, besonders den neuesten Zeiten, mit Hülfe einer Menge völlig entstellter, historischer Thatsachen, als eine unerhörte Anmaßung römischer Herrschsucht darzustellen bemühet war. (Man sehe Demaisters treffliches Buch: Du Pape.)

Sprosse des merovingischen Königstammes, der, von Chlodowig, dem Gründer der fränkischen Monarchie an gerechnet, zweihundertundsiebenzig Jahre über Frankreich geherrscht hatte. — Bis zu Clothar II. war, mit äußerst seltenen Ausnahmen, eine wilde Mischung kriegerischer Tugenden mit allen Lastern roher, dem Christenthum entfremdeter Barbaren, der gemeinsame Charakter aller merovingischen Prinzen. Mord, Meineid, Ehebruch, Bigamie und Grausamkeiten jeder Art befleckten ihre Paläste und entweiheten den Thron, und ihre ganze Regierungsperiode ist ein schauerliches Bild frevelhafter Gewalt und zügelloser Unbändigkeit. Nach Clothar II., obgleich auch er, durch den, an der unglücklichen Königin Brunehilde begangenen grauenvollen Mord, sein Andenken auf ewig brandmarkte, fingen die Könige an, menschlicher zu werden; in Einigen entdeckt man sogar Spuren wahrer Frömmigkeit. Aber so wie die frühern, endlosen blutigen Familienzwiste das königliche Ansehen zusehends untergruben, und die stolzen Ansprüche der Großen immer höher steigerten, eben so schuf jetzt nach Clothar II. der Könige ruhmlose Trägheit in den Majordomus eine Macht, welche, unaufhörlich strebend, sich in einer und derselben Familie erblich zu erhalten, und zugleich die nun oft eintretende Minderjährigkeit der Könige benutzend, nach und nach die ganze Gewalt und alle Prärogative eines Königes an sich riß. Nichts war den letzten Merovingern mehr übrig geblieben, als nur der Name und das Bild königlicher Würde; und ihre nun schon ganz veralteten Ansprüche konnten blos noch dem Ehrgeiz unruhiger Großen zum Werkzeug des Aufruhrs dienen. Als Pipin seine Hand nach der Königskrone ausstreckte, hatten die Merovinger schon länger als ein halbes Jahrhundert aufgehört zu herrschen. Was man noch auf dem Thron

zu erblicken glaubte, war blos der entseelte Leichnam des längst schon erloschenen Königsstammes, und blos jenen ließ Pipin nun in den Klöstern von Sithieu und Fontenelle ehrenvoll begraben. Der Untergang der Merovinger war eine furchtbare Lehre für alle Monarchen der Erde. Der König aller Könige war einmal wieder zu Gericht gesessen; auf der Wagschale ewiger Gerechtigkeit hatte Er die Häupter der Völker gewogen; Chlodowigs Nachkommen wurden zu leicht befunden; die Hand seiner Allmacht zog sich von ihnen ab; und sogleich sanken sie wieder in Staub und verschwanden aus der Reihe der Könige. — Nach Menschen-Urtheil und menschlichen Ansichten mag immerhin noch die Erhebung der Carolinger auf den fränkischen Thron als eine Usurpation erscheinen; ob aber auch in den Augen Gottes: Wer vermag dies zu entscheiden? *).

*) Pipins Thronerhebung, gestützt auf Roms Ansehen und Gutheißen, hat von jeher sowohl den öffentlichen Feinden, als geheimen, größtentheils superklugen Tadlern der Päbste ein weites Feld zu Vorwürfen geöffnet, zu Vorwürfen nicht nur gegen den Pabst Zacharias, sondern in diesem auch gegen die Heiligkeit des römischen Stuhls überhaupt. Indessen — wenigstens scheint es uns so — ist selbst von christlichen Geschichtschreibern, welche doch Gott in der Geschichte überall finden müßten, dieser Gegenstand noch nie in seiner wahren Tiefe, und am allerwenigsten von der mystischen Seite richtig aufgefaßt worden. — Vor Allem müssen wir unsere Leser zuerst auf zwei äußerst merkwürdige historische Erscheinungen hier aufmerksam machen. Erstens wird man in der ganzen Geschichte der Menschheit nur äußerst selten eine Familie finden, in welcher eine ungeheure Masse von Kraft und die ungewöhnlichsten Eigenschaften des Geistes und Charakters bis in das sechste Glied sich forterbten; ja wohl gleichsam als ein geheiligtes Fideicommiß, jedoch stets mit wucherischen Zinsen vermehrt, von jedem

Vater dem Sohne übertragen ward. Ein solches, sechs Generationen hindurch in einer und derselben Familie erhaltenes Erbe ist offenbar ein ganz besonderer Segen von Oben, eine Art Weihe, die Gott nur dann über ein Geschlecht ausspricht, wenn Er nach seinen unerforschlichen Rathschlüssen dasselbe zu Realisirung irgend einer seiner großen und wohlthätigen Tendenzen sich auserkohren hat. Aber eine solche Familie war nun die der Pipine, welche, von Pipin von Landen bis auf Carl den Großen, eine ununterbrochene Reihe wahrhaft großer Männer und Helden hervorbrachte. Dieser Familie gegenüber steht nun eine andere, jene der Merovinger, deren Sprößlinge, durch ein ganz besonderes, auf natürlichem Wege gar nicht zu erklärendes Geschick, ebenfalls in beinahe ununterbrochener Folge, nie zu einem männlichen Alter gelangten; als Kinder von 3, höchstens von 5 oder 6 Jahren den Thron bestiegen, und kaum zu Jünglingen gereift, in dem 16ten oder 18ten höchstens 20ten Jahre ihres Alters schon wieder in die Gruft ihrer Väter hinabsanken. Sollte man nun in diesen beiden, so ungewöhnlichen Erscheinungen nicht schon das geheimnißvolle Walten einer höhern Macht ahnden? sollte man darin nicht schon einen, so ziemlich vernehmbaren Wink erblicken, daß Derjenige, welcher Kronen und Scepter gibt, sie nimmt und vertheilt, wie es Ihm gefällt, die eine dieser Familien verworfen, die andere sich auserwählt habe? — Ferner war es Zacharias, der Pipins Erhebung sanktionirte; ein Pabst, dessen leuchtende Tugenden kirchliche wie Profan-Geschichtschreiber erheben; der nach seinem Tode den Heiligen beigezählt ward; und der also gewiß nicht eine der wichtigsten Fragen so bestimmt würde entschieden haben, hätte nicht, wahrscheinlich nach vorhergegangenem inbrünstigen Gebete, eine in seinem Innern tief gefühlte Ueberzeugung ihm gesagt, daß es so und nicht anders der Wille Gottes sey. Welcher Katholik, welcher treue und gehorsame Sohn der Kirche vermag den Gedanken zu ertragen, daß der fromme, wahrhaft heilige Pabst Zacharias, eines vorübergehenden, noch nicht einmal völlig gewissen zeitlichen Vortheils wegen, sich zu einem schändlichen

Prävaricateur hätte herabwürdigen wollen! Auch Samuel salbte den Sohn Isai, als Saul noch lebte, herrschte, und einen, eines bessern Vaters würdigen Sohn hatte; und der ganze Unterschied in der Handlungsweise des Propheten des alten Bundes, und des sichtbaren Statthalters Jesu bestand blos darin, daß Jener dem Israel auf unmittelbares, dieser den Franken auf mittelbares Geheiß Gottes den, ihnen von der Vorsehung bestimmten Beherrscher zutheilte. — Endlich war derjenige, welcher durch Salbung *) den Pipin zum König einweihete, und die Krone ihm auf das Haupt setzte, der Deutschen ehrwürdige Apostel, es war der große Bonifacius, dessen Heiligkeit der Himmel selbst durch Wunder bekräftigte, und der endlich von Gott sogar gewürdiget ward, des Bekenntnisses des Namens Jesu wegen, den Märtyrer-Tod zu leiden. Würde dieser, von Gott so hoch begnadigte Heilige sich wohl zu einem blinden, knechtisch

*) Ueber diese Salbung, welche unter den Franken bei Pipins Krönung zum erstenmale statt hatte, aber bei den Westgothen in Spanien früher schon üblich war, und nachher in dem ganzen christlichen Abendlande eingeführt ward, erlaubt sich eine gewisse Art von Geschichtschreibern, als über eine von den Juden entlehnte Ceremonie wieder manchen ungeziemenden, ihre irreligiöse Gemüthlosigkeit verrathenden Spott. Es ist wahr, der Gebrauch, die christlichen Könige zu salben, ward von dem Volke Israël, das heißt, von dem auserwählten Volke Gottes entlehnt; aber es war Gott selbst, welcher bei denselben diesen Gebrauch eingeführt; und eben daher dürfen wir auch nicht zweifeln, daß mit dieser erhabenen religiösen Ceremonie, mit diesem, einen tiefen Sinn in sich schließenden äußern Zeichen auch ganz besondere, auf den Gesalbten von Oben strömende Gnaden verbunden sind. «Nolite tangere Christos meos; d. i. „Waget nicht zu freveln an meinen Gesalbten," sagt die — heilige Schrift.

dienenden Werkzeug einer trugvollen, weltklugen Politik haben gebrauchen lassen? — Die Gebote des Evangeliums, so wie überhaupt die Grundsätze der, daraus sich ergebenden Moral sind zwar für alle freie geistige Wesen die nämlichen; aber ihre Anwendung ist verschieden, und der bei Beurtheilung der Handlungen einzeler Individuen sich darbietende Masstab kann durchaus bei Monarchen nicht immer angewendet werden. Die Fürsten, besonders wenn sie Regenten von Gottes Gnaden, und nicht kraft einer zusammen geleimten, papiernen Constitution es sind, identificiren sich mit jener großen Familie, die im wahren Sinne die ihrige ist, und die man den Staat nennt, so vollkommen, daß bei Abwägung ihrer Regentenhandlungen, stets auch die gerechten Ansprüche, Foderungen und Wünsche ihrer, so eben bezeichneten großen Familie auf die Wagschale müssen gelegt werden. Frankreichs unnatürliche, zwitterartige Verfassung unter den letzten Merovingern, voll der Keime innerer Unruhen und Empörungen, konnte und durfte durchaus nicht länger bestehen; aber den Merovingern, deren Händen schon länger als ein halbes Jahrhundert der Scepter entfallen war, die Herrschaft wieder zurückzugeben, war, wie wir schon weiter oben erwiesen, mit den größten, augenscheinlichsten Gefahren für das Wohl, die innere Ruhe, und das Glück des fränkischen Reiches, und vielleicht, vermöge der, in das unendliche fortlaufenden, innigst verschlungenen Kette von Ursachen und Wirkungen, selbst des ganzen christlichen Abendlandes verbunden. Welches war also der Weg, der aus diesem Labyrinth führen mußte, allein daraus führen konnte? — Mögen wir doch bei so verwickelten, tief liegenden, selbst das innere Leben der Menschen und Völker umfassenden Fragen mit unserm Urtheile nicht zu voreilig seyn, und im stolzen Vertrauen auf unsere, so sehr beschränkten Einsichten, Lücken- und mangelhaften Begriffe und Vorstellungen, große und heilige Päbste vor unsern Richterstuhl fodern, und da entscheiden wollen, wo nur der ewige, untrügliche, aller Unser gemeinsame Richter zu entscheiden vermag.

12. Im Anfange des Jahres 754 ward Pipin zum zweitenmale geſalbt und gekrönt. Er glaubte, daß ſeiner Thronerhebung noch ein höherer religiöſer Charakter würde aufgedrückt werden, wenn ſeine Einweihung von dem ſichtbaren Statthalter Jeſu ſelbſt geſchähe, und der Pabſt mit eigenen Händen ihm die Königskrone auf das Haupt ſetzte. Da Stephan, um Hülfe gegen Aſtulphs Gewaltthätigkeiten zu erflehen, ſich jetzt gerade in Frankreich befand; ſo ward die Ceremonie der Salbung und Krönung nun von dem Pabſte ſelbſt mit der größten Feierlichkeit in der Kirche zum heiligen Dionyſius wiederholt. Aber Pipin nährte in ſeiner Bruſt noch einen andern geheimen Entwurf, zu deſſen Ausführung er jetzt ebenfalls des Pabſtes Gegenwart benutzen wollte. Zu einer, uns nicht näher bezeichneten Schönheit nämlich hatte Pipin eine heftige Neigung gefaßt; und von Leidenſchaft verblendet, ging er mit nichts Geringerem um, als ſich von Bertrade, der Mutter ſeiner beiden Söhne ſcheiden zu laſſen, und den neuen Gegenſtand ſeiner Liebe zu ſeiner Gemahlin zu erheben. Zu dieſem Schritte begehrte der König von dem Pabſte die Erlaubniß und nöthige kirchliche Dispens. Aber mit unerſchütterlicher Feſtigkeit wieß Stephan nicht nur das Geſuch des Königes zurück; ſondern drang auch ſo ſehr mit Bitten und Ermahnungen in ihn, daß Pipin endlich ſeinem Herzen gebot, ſeine ungeregelte Neigung bezwang, mit Bertrade, ſeiner rechtmäßigen Gemahlin ſich wieder ausſöhnte, und nun auch dieſe, ſammt ihren beiden Söhnen Carl und Carlman, von dem Pabſte feierlichſt geſalbt und gekrönt ward.

13. Nach ſeiner wirklichen Thronbeſteigung regierte Pipin noch ſiebzehen Jahre. In dieſem Zeitraum unternahm er noch einige, und wie gewöhn-

lich, wieder siegreiche Züge gegen die Sachsen; ging zweimal, wie die Leser wissen, über die Alpen, demüthigte den Stolz der Longobarden, erhob, durch Schenkung des Herzogthums von Rom, der Stadt und des Gebietes von Ravenna sammt der ganzen Pentapolis, das Pabstthum zu einer unabhängigen, weltlichen Macht, eroberte nach drei monatlicher Belagerung die beinahe unüberwindliche Feste Narbonne, säuberte Frankreich auf immer von den Sarazenen, die seit dieser Zeit nie mehr einen Fuß über die Pyrenäen setzten; bezwang endlich nach neunjährigem, hartnäckigen Widerstand den tapfern Herzog Gaifar von Aquitanien, und verwandelte dessen Herzogthum in eine fränkische Provinz. Aquitaniens Eroberung war jedoch das Ziel von Pipins ruhmvoller Laufbahn. Schon in dem darauf folgenden Jahre zeigten sich Symptome einer jener Krankheiten, welche noch kein anderer, als nur der göttliche Arzt in dem Evangelium zu heilen vermochte. In stiller Ergebenheit in den Willen Gottes, sah Pipin dem nahen Tode getrost entgegen; ging nach Tours, betete allda lange und mit Inbrunst über dem Grabe des heiligen Martins, und ließ sich hierauf nach St. Denys bringen, wo er bald darauf im vierundfünfzigsten Jahre seines Alters an der Wassersucht starb (768.)

14. Mit seiner rechtmäßigen Gemahlin der Königin Bertrade hatte Pipin vier Söhne, nämlich: Carl, Carlman, Pipin und Aegidius, und drei Töchter Rothahide, Adelheide und Gisella gezeuget. Die beiden ältesten Söhne folgten dem Vater in der Herrschaft. Pipin war schon als ein Kind von drei Jahren gestorben; und Aegidius hatte frühzeitig der Welt entsagt und den königlichen Palast seines Vaters gegen eine enge Zelle in dem Kloster zum

heiligen Silveſter vertauſcht. Von Pipins drei Töchtern waren die zwei erſtern ebenfalls ſchon in ſehr zartem Alter geſtorben. Um Giſellas Hand warben der griechiſche Kaiſer und der Longobarden König für ihre Söhne, die Erben ihrer Kronen. Aber beide Brautwerber erhielten ausweichende Antworten, der Longobarde aus politiſchen Gründen; der Grieche aus Abſcheu gegen ſeinen antireligiöſen, bilderſtürmeriſchen Wahn. Giſella wählte endlich den beſten Theil, ward eine Vermählte Jeſu Chriſti, und nahm den Schleier in dem berühmten, der Regel des heiligen Benedikts folgenden Frauenkloſter zu Chelles.

15. Unſtreitig iſt der größere oder mindere Glanz, den die Regierung eines berühmten Fürſten zurückwirft, oft größtentheils ein Reſultat ſeiner Stellung, und des Zuſammenhanges ſeiner Regierung mit jener ſeines Vorfahrers wie ſeines Nachfolgers. In dieſer Hinſicht iſt wahrhaft Pipins Stellung für deſſen Nachruhm nichts weniger als vortheilhaft; denn in der Mitte ſtehend zwiſchen einem großen Vater und einem noch größern Sohne, mußte nothwendig Pipins, obgleich thatenreiche Regierung, verglichen mit jener eines Carl Martels, oder gar Carls des Großen, einigermaßen im Schatten zurücktreten; aber als der erſte Carolinger, der den älteſten und ehrwürdigſten Thron des Abendlandes beſteigt, umgeben die königliche Würde und die von dem Oberhaupt der Kirche erhaltene Weihe den Pipin mit einem Nimbus, der ſelbſt die Verdienſte ſeines, gewiß noch größern Vaters weit zu überſtrahlen ſcheint. Wollen wir indeſſen gerecht ſeyn; ſo werden wir geſtehen müſſen, daß im ganzen genommen Pipin eigentlich nur erndete, was ſeines Vaters Genie geſäet, und deſſen Kühnheit, Weisheit und Tapferkeit ſorg-

sam gepfleget und endlich zur Reife gebracht hatten. Als Carl seiner Hafte in Cöln entsprang, sah er sich sogleich von zahllosen streitbaren Feinden umringt. Neustrier, Aquitanier, Friesen, Sachsen und Alemannen bildeten einen Verein, um den großen, von seinem eigenen Vater enterbten und seiner Stiefmutter hart verfolgten, jetzt gleichsam noch wehrlosen Sohn Pipins von Heristal zu unterdrücken. Carl hatte weder ein Heer, noch einen Schatz, noch Freunde. Alles mußte er selbst durch eigene Kraft sich schaffen, und sogar durch seine wiederholten Siege über die Neustrier, erst die Gemüther seiner Austrasier besiegen. Carl Martel hinterließ seinem Sohne einen furchtbaren, mit dem Siege vertrauten Heerbann, einen ungeheuren Schatz, treue Diener, erfahrne Unterfeldherren, und ein, in seinem Innern beruhigtes, an die Herrschaft der pipinischen Familie völlig gewöhntes Reich. Den Geist der Unabhängigkeit der deutschen Herzoge, wie den Stolz der fränkischen Großen hatte Carl gebeuget, sein eiserner Arm alle Feinde seines Hauses zerschmettert; und es waren offenbar nur die letzten Zuckungen einer schon völlig gebrochenen, hinsterbenden Kraft, welche Pipin nach seinem Regierungsantritt hie und da noch zu bekämpfen hatte. — Die letzten Reste der Sarazenen, — während dieselben in blutigen, lange anhaltenden Thronstreitigkeiten ihre Kräfte zersplitterten und, in allen Theilen ihres ungeheuren Reiches in die verheerendsten bürgerlichen Kriege verwickelt, ganze Stämme sich gegenseitig vertilgten, — aus Gallien wieder über die Pyrenäen hinüber zu treiben, war gewiß eine ungleich leichtere Aufgabe, als eben diesem welterobernden Volke, mitten in seinem Siegesflug kühn entgegen zu treten, in der ewig merkwürdigen Völkerschlacht bei Poitiers Asiens und Afrikas vereinte Macht zu besiegen, und so der furcht-

baren, bis dahin alles fortreißenden arabischen Fluth endlich Thor und Riegel zu setzen. Carl Martel schmälerte zwar die Schätze der Geistlichkeit in seinem Reiche, schaltete auch oft ziemlich willkührlich über die Güter und Beneficien der Kirche; aber ohne ihn hätte es in Frankreich bald keine christlichen Kirchen, und vielleicht selbst in Rom keinen Vatikan mehr gegeben. — Pipins glänzendste Thaten waren unstreitig seine zweimaligen Uebergänge über die Alpen. Seiner bisher oft bewiesenen Tapferkeit und Kriegskunde entsprachen jetzt auch die, noch ungleich schönern, aber leider beinahe allen Eroberern unbekannten Tugenden der Mäßigung, Großmuth und Uneigennützigkeit, und indem er jetzt der Erste war, welcher den heiligen römischen Stuhl von den schmählichen Banden fremder, weltlicher Macht und Tyrannei auf immer löste, errichtete er sich im Centrum der Christenheit ein Siegeszeichen, ehrenvoller und dauernder, als alle auf dem Nacken unterjochter Völker bis jetzt noch errichteten Trophäen. In jeder Beziehung war indessen Pipin Carl Martels würdiger Sohn, und Carls des Großen nicht minder würdige Vater. Aber Carl Martel, um zur Herrschaft zu gelangen, bedurfte nie eines Gewaltstreiches; nur seine Verdienste und glänzenden Thaten führten ihn dahin, nur seine Weisheit, Gerechtigkeit und Tapferkeit waren die Stützen seiner Macht; und auf seinem Andenken lastet auch nicht der Schein eines Verdachtes, jenem ähnlich, der, erzeugt durch Carlmans schnellen und frühzeitigen Tod, Pipins Lebens- und Regentengeschichte leider noch immer befleckt*).

*) Jeder Verdacht, dessen Grundlosigkeit nicht völlig erwiesen ist, bleibt immer ein Flecken in dem Leben eines großen Mannes. Daher scheidete sich auch einst Cäsar von seiner Gemahlin, weil, wie er selbst in dem Senat sagte, die Gattin eines Cäsars auch nicht der leiseste Hauch eines Verdachts berühren darf.

16. Pipin hatte ein imponirendes, Ehrfurcht gebietendes Aeußere, war aber von kleiner Statur. Die fränkischen Chroniker gaben ihm daher den Beinamen: der Kurze (Pepin le bref.) Die Franken, wie alle germanischen Völkerstämme, hielten einen hohen, schlanken Wuchs für ein nothwendiges Erforderniß äußerer Würde, und der kleine, obgleich in allen seinen Theilen kräftig gehaltene Körperbau ihres Königs diente ihnen öfters zu einem Gegenstand ihres Spottes. Pipin erfuhr es und beschloß, für diesen Spott sich zu rächen, aber freilich auf eine Art, wie nur ein Held sich zu rächen gewohnt ist. Nach damaliger Sitte wurden öfters zur Belustigung des Hofes und der gewöhnlich sehr zahlreich anwesenden Fremden Gefechte wilder Thiere gegeben. Bei einem solchen Schauspiel, und als man gerade einen grimmigen Löwen und einen wilden Stier gegen einander losgelassen hatte, wandte sich Pipin plötzlich an seine Begleiter mit der Frage, ob nicht einer von ihnen Lust habe, die beiden kämpfenden Theile wieder von einander zu trennen. Alle verstummten bei dieser sonderbaren Frage. „Nun gut," sagte Pipin, „ich sehe wohl, daß ich „jetzt dieses Geschäft selbst übernehmen muß." Mit diesen Worten zog er sein Schwert, sprang in die Rennbahn, und ging gerade auf die wilden Bestien los. Diese ließen bei der Annäherung des Königs von dem Kampfe nach und wandten sich gegen ihren neuen Feind. Aber mit einem, mit ungewöhnlicher Kraft geführten Streiche durchhieb Pipin zuerst dem Löwen die Gurgel, und begann also gleich auch den Kampf mit dem wilden Stier, der nun ebenfalls bald unter den gewaltigen Streichen von Pipins starkem Arme erlag. Ruhig kehrte der König hierauf wieder zu seinem Sitze zurück. Auf allen Gesichtern erblickte man noch Spuren des Schreckens

die jedoch frohem Erstaunen jetzt Platz machten. Als aber nun der ganze Hof dem Könige zu seinem Siege Glück wünschen wollte, nahm Pipin eine ernste Miene an, durchlief mit funkelnden Augen den ganzen, ihn umgebenden Kreis und sagte dann: „Merkt „es Euch von jetzt an, daß es nicht eine hohe, „lange Gestalt sey, welche den Helden macht; und „vergesset nie, daß es der viel kleinere David war, „welcher einst den Riesen Goliath erschlug.“— Diese so ganz unerwartete und anfänglich schreckhafte Scene machte auf alle Gemüther einen solchen Eindruck, daß von nun an der Höflinge ungeziemende Scherze über ihres Königs kleine Figur auf immer ein Ende hatten.

17. Pipin liebte Pracht und die schimmernde Aussenseite seiner königlichen Würde. Beides hielt er für nothwendig, um die unter den letzten Merovingern tief gesunkene Majestät des Thrones auch dadurch in den Augen der Nation wieder zu heben. Auf den jährlichen Nationalparlamenten, die er vom ersten März auf den ersten Mai verlegt hatte, zeigte er sich gewöhnlich in dem ganzen Glanze seiner Herrscherwürde. Hier gab er fremden Gesandten Gehör, empfieng von ihnen die Huldigungen und Freundschaftsversicherungen ihrer Monarchen, brachte neue, gröstentheils die Aufrechthaltung der Kirchenzucht und öffentlichen Moral bezweckende Gesetze in Vorschlag; und Freude und Zufriedenheit leuchteten in seinen Augen, wenn die zahlreich anwesenden Großen in Beweisen ihrer Bewunderung und Unterwerfung sichtbar mit einander wetteiferten. Eines der berühmtesten und merkwürdigsten dieser Parlamente war jenes zu Compiegne in dem Jahre 757. Die Gesandten des Kaisers, des Königs der Longobarden, und des Fürsten oder Königs der Slaven erschienen

in dieser Versammlung. Der Kaiser konnte den Verlust des Exarchats noch nicht verschmerzen, und bestrebte sich nun auf alle Weise die Gunst des fränkischen Monarchen zu erschmeicheln. Die Slaven hatten in dem erst unlängst wieder beendigten Sachsenkriege sich manche Beleidigungen gegen die Franken zu Schulden kommen lassen, und suchten nun den Zorn des mächtigen gefürchteten Frankenkönigs durch freiwillige Unterwerfung und Bezahlung eines jährlichen Tributs wieder zu besänftigen. Constantins Gesandte legten an den Stufen von Pipins Thron eine Menge der reichsten und kostbarsten Geschenke nieder; unter diesen befand sich auch eine, damals von allen Franken angestaunte Seltenheit, nämlich eine Orgel. Eine Menge Bischöfe, Herzoge und Grafen fanden sich auf dieser Reichsversammlung ein; auch der junge baiersche Herzog Tassilo war mit mehrern Großen seines Landes gegenwärtig; aber leider mußte jetzt der junge baiersche Fürst, um das festliche Gepränge des Tages noch mehr zu verherrlichen, vor dieser ebenso zahlreichen als glänzenden Versammlung nicht nur dem König Pipin, sondern auch dessen beiden Söhnen Carl und Carlman den Vasalleneid schwören. Ein Eid, den seit Theodos I. vielleicht selbst seit Tassilos I. Zeiten, mithin seit länger als hundertundfünfzig Jahren, kein baierscher Herzog den fränkischen Königen geschworen hatte. Ein schreiender Mißbrauch der Uebermacht, der dem Pipin um so mehr zum Vorwurf gereicht, da es ihm, als des jungen Tassilos Oheim und Vormünder, eine der heiligsten Pflichten hätte seyn müssen, seines Mündels Gut, wo nicht zu mehren, doch auch nicht zu schmälern; und gibt es wohl für einen Fürsten ein größeres und kostbareres Gut, als Selbstständigkeit und die Unabhängigkeit seiner Krone?

18. Auch die sogenannten großen Hoftage (cours plenières) brachte Pipin ganz besonders wieder in Aufnahme. Sie dauerten acht Tage, und Pracht und übermäßige Verschwendung herrschten diese ganze Zeit über an dem königlichen Hofe. Die Geburt eines Prinzen, die Vermählung einer Prinzessinn, oder irgend ein anderes, die königliche Familie oder die Nation betreffendes frohes Ereigniß gaben größtentheils dazu die Veranlassung. Alle Erzbischöfe, Bischöfe, Herzoge und Grafen des weitschichtigen Reiches, welche sämmtlich auf die Einladung des Königs dabei zu erscheinen, verpflichtet waren, und während ihres Aufenthalts auf königliche Kosten unterhalten wurden, suchten ebenfalls mit ihrem ebenso zahlreichen und glänzenden Gefolge, an prachtvollem Aufzuge, prahlendem Aufwande und übermäßiger Verschwendung sich gleichsam zu überbieten. Wegen des ungeheuren Zusammenflußes von Menschen wurden diese Coures plenieres *) sehr oft auf weiten Ebenen nahe bei volkreichen Städten gehalten. Der König, dessen Hof, der ganze fränkische hohe Adel sammt seiner zahlreichen Dienerschaft wohnten dann unter Zelten, und die nun plötzlich sich von Tuch erhebende Stadt vermochte das Auge kaum von einer Anhöhe zu überschauen. Das achttägige Fest ward mit einem feierlichen, von einem Erzbischofe gehaltenen Hochamt eröffnet. Nach der Epistel setzte der celebrirende Bischof die Krone auf das Haupt des Königs, die dieser alsdann während der ganzen Dauer des Festes nicht mehr ablegte. Jeden Tag speiste der König an offener Tafel; nur die Bischöfe der ersten Stühle und die

*) Dieses Wort leidet keine Uebersetzung; man muß es als einen eigenen Namen betrachten.

Vornehmsten der Großen wurden dazu gezogen; die andern Bischöfe, wie der ganze übrige Adel speisten an Nebentafeln, die aber, mit dem nämlichen Reichthum an goldenen und silbernen Gefäßen und Trinkgeschirren prangend, auch mit demselben verschwenderischen Ueberfluß, wie jene des Königes bedient wurden. Stets ward trachtenweise servirt, und während jeder Abhebung einer alten und Aufsetzung einer neuen Tracht ertönten Flöten und Hautbois, untermischt mit Saitenspiel und Gesang. Gegen das Ende der Tafel, bevor der Nachtisch aufgetragen ward, erschienen zwölf prächtig gekleidete Herolde und traten auf ebenso viele hiezu errichtete Gerüste. Jeder hatte ein großes Becken voll goldener und silberner Münzen in der Hand. Dreimal riefen sie jetzt mit lauter Stimme: „Sehet und erkennet die Freigebigkeit des größten und mächtigsten aller Könige!“ und warfen hierauf, unter dem Schall von tausend Trompeten, alles in ihren Becken enthaltene Gold und Silber unter das jauchzende Volk. Nach aufgehobener Tafel füllten Jagd, Fischfang, Würfelspiel, Seiltänzer und Pantomimen alle übrigen Stunden des Tages. An mimischen Vorstellungen fanden die Franken ein ungemeines Vergnügen, und an nichts hatten sie größeres Ergötzen, als an den sehr künstlich abgerichteten Bären, Hunden und Affen, welche alle Stellungen, Gebärden und Bewegungen possirlich nachahmten, und bei den Pantomimen gewöhnlich ebenfalls als spielende Personen auftraten. Ohne dies letztere Vergnügen wäre auch das glänzendste Fest für die Franken langweilend und ermüdend gewesen. Länger als acht Tage dauerten diese Feste nie; aber am letzten Tage hatte auch größtentheils der fränkische Adel, theils durch seine, darauf zur Schau gestellte Pracht, theils durch übermäßiges Würfelspiel, die

Einkünfte seiner Güter und Ländereien gewöhnlich schon auf mehrere Jahre zum voraus verzehrt. — Als einen Beitrag zu dem Sittengemälde des Hofes und der höhern Stände jener Zeit, glaubten wir diese, aus Ducange gezogene Beschreibung der, nachher in der französischen Geschichte noch berühmter gewordenen Coures plenieres hier nicht ganz an unrechtem Orte. Unter den ersten Carolingern wurden sie noch weit häufiger und mit ungleich höher gesteigerter Pracht gegeben; ihre glänzendste Periode war die Regierung Carls des Großen; sie sanken jedoch bald wieder, und ihr Glanz verschwand, als die letzten Fürsten aus dem carolingischen Hause anfingen zu verarmen. Die Capetinger brachten sie auf das neue in Aufnahme, und unter ihrer Dynastie dauerten sie, zum größten Verderben des Adels, fort bis in die unglückliche Periode der englisch-französischen Kriege, wo bei Frankreichs allgemeinem Elende, auch diese mit einem ungeheuern, die Staatskassen oft völlig erschöpfendem Aufwand verbundenen Nationalfeste von selbst unterbleiben mußten, daher nach und nach, weil auch zu den, indessen veränderten Sitten nicht mehr passend, ganz außer Gewohnheit kamen, und endlich in völlige Vergessenheit sanken.

XVI.

Fortf., der mit dem 8. Absch. abgebr. Special-Kirchens.

1. Pontificat Gregors II. Eine Reihe in ihren beglückenden Folgen höchst wichtiger Ereignisse: als die Gründung der deutschen Kirche, und mit dieser der Anfang einer höhern, veredeltern, intellektuellen und sittlichen Cultur in den Wäldern Germaniens; ferner eine ungemeine Erweiterung der

Grenzen des Reiches Gottes auf Erden durch eine ganze Schaar auserwählter, in der Kraft des heiligen Geistes erstarkter Missionäre; und endlich der nun beginnende, seiner ganz unerwartet großer Folgen wegen so wichtige und glorreiche Kampf der Kirche gegen einen neuen ketzerischen Wahn, desto verderblicher, weil er den Schwachen auf einem göttlichen Gebote gegründet zu seyn schien, und der jetzt, bewaffnet mit allen Blitzen mißbrauchter weltlicher Macht, unter der Larve einer reinern, geistigern Gottesverehrung, seiner innern, geheimen Tendenz nach, nichts Geringeres bezweckte, als jene goldene, von dem Throne des Sohnes Gottes ausgehende Kette, welche die hier auf Erden kämpfende und duldende Kirche mit jener triumphirenden Kirche aller Heiligen und vollendeten seligen Geister in dem Wohnsitze ewiger Wonne vereinigt, gänzlich und zwar in allen ihren Ringen und Gliedern zu zersprengen, jede Lichtspur unmittelbarer göttlicher Führung zu vertilgen, den leuchtenden Sternhimmel des christlichen Glaubens und evangelischer Tugenden nach und nach völlig zu verdunkeln; das innere geistige Leben der Phantasie aller heiligen Eindrücke und Vorstellungen zu berauben und — da es jedem Wahne eigen ist, in seinen zahllosen, an neuem Irrsal stets üppig fruchtbaren Verzweigungen, immer weiter fortzuschreiten — endlich durch gänzliche Ertödtung des Sinnes des Göttlichen in dem sinnlichen Menschen, das Christenthum durch einen nackten, kahlen, in sich schwankenden und daher ewig trostlosen Deismus zu verdrängen*). Alle diese Ereig-

*) Kein Irrlehrer ahnte je, wohin der erste Schritt, mit welchem er von der wahren Bahn, das heißt, von der, von unserer heiligen Kirche ihm vorgezeichneten Richtschnur abwich, ihn am Ende führen würde. Der

niſſe, und deren in überraſchend, ſchneller Entwicke-

---

ewige Feind Gottes und der Menſchen iſt ein ebenſo ſchlauer, als böſer Geiſt; als Vater der Lüge iſt er auch nothwendig der Vater jeder Ketzerei. Die Organe, wodurch er zu dem Menſchen, den er bethören will, gewöhnlich zu ſprechen pflegt, ſind deſſen eigene Leidenſchaften, vorzüglich Wolluſt und Stolz, beſonders der philoſophiſche und gelehrte Stolz, und eitle, ſelbſtſüchtige, kein Mittel der Befriedigung verſchmähende Rechthaberei. Um nun diejenigen, deren als tauglicher Werkzeuge Satan ſich bedienen zu können glaubt, zu dem erſten, größtentheils entſcheidenden Schritt zu verführen, zeigt er ihnen denſelben als ganz leicht und gefahrlos, das Ziel ſelbſt in naher, freundlicher Perſpektive, und überdies noch ganz ſichere Rückwege, auf welchen ſie ſich nöthigenfalls ganz unbeſchadet wieder zurückziehen könnten. Geben ſie aber ſeinen Einflüſterungen nur einen Augenblick Gehör; dann werden ſie unaufhaltſam, und ohne daß ſie den unſichtbaren Treiber kennen, immer weiter fortgetrieben. Alle Leidenſchaften der verderbten Natur treten dann mit dem Verführer in Bund, und ehe die Unglücklichen es ſich verſehen, wachſet die anfänglich ſo unbedeutend, ſo unſchädlich ſcheinende Neuerung zur rieſenhaften Geſtalt einer, ſie ſelbſt und viele tauſend andere Seelen in das Verderben ſtürzenden Irrlehre heran. Dies geſchah nun auch gerade ſo mit dem Wahn der Ikonoklaſten. Anfänglich wollte man blos die Bilder, weil ſie, wie man vorgab, ſchwache Seelen zu einer Art von Götzendienſt führen könnten, aus den Kirchen entfernen. Aber es dauerte nicht lange, ſo ward auch ſelbſt die Verehrung aller heiligen Freunde Gottes, ſogar der Mutter des Erlöſers zu einer Art von Abgötterei geſtempelt und daher verworfen. Bald darauf fing man an, gegen heilige Orden und fromme Mönche zu wüthen, ihre Enthaltſamkeit als den Deckmantel geheimer Sünden zu läſtern, alle Klöſter aufzuheben, und dieſe ſtillen Wohnſitze frommer, Gott ganz ergebener, der Welt völlig abgeſtorbener und nur für dieſe unaufhörlich betender Seelen in Ställe, Kaſernen, oder Pack- und Maut-

lung sich entfaltenden, für die Kirche und das ganze christliche Abendland unerwartet glücklichen Folgen, in einem engen Zeitraume zusammengedrängt, machen das Pontificat Gregors II. und seiner drei unmittelbaren Nachfolger zu einer der vorzüglich merkwür-

---

höfe zu verwandeln. Bei dem nothwendig immer weitern Fortschreiten jedes Wahnes, ward nun eben so bald auch der öffentliche Gottesdienst beschränkt, manche in der Kirche eingeführte, die Gemüther zu Gott erhebende Andacht abgeschaft, und sogar das öftere, oder auch nur regelmäßige Besuchen der Kirche zum Verbrechen gemacht; und nichts ist gewisser, als daß, wenn der Triumph dieser Ketzerei von Dauer gewesen wäre man nun auch sehr bald angefangen haben würde, das hochheilige Opfer zu vereinfachen, dieses so wie die Spendung der Sacramente zu beschränken, an dem Einen, wie dem Andern so lange zu deuteln, zu vereinfachen und davon hinwegzunehmen, bis endlich Opfer und Sacramente verschwunden und, wie wir hier oben sagten, ein kahler Deismus und in dessen Gefolge ein scheuslicher Atheismus an die Stelle des, in dem unglücklichen Reiche völlig vernichteten Christenthums getreten wären. Man wolle nur bedenken, wozu in unsern Tagen der anfänglich, ebenfalls in sehr engen, wenigstens ganz christlichen Schranken sich haltende Protestantismus des 16ten Jahrhunderts geführt hat. Immer weiter fortschreitend, immer weiter protestirend, protestirte er so lange, bis er endlich die positive Göttlichkeit aller heiligen Bücher, so wohl des alten als neuen Bundes, und mit diesen die ganze Offenbarung glücklich hinwegprotestirt hatte. — In dem Gebäude unserer heiligen Religion und Kirche ist, wie wir schon in der Einleitung zu diesem Bande sagten, jedes Steinchen von dem Geiste Gottes gesetzt; wer eines derselben herausbrechen will, untergrabt das ganze Gebäude, wird jedoch dies nicht vermögen, aber das Steinchen, das er ablösen wollte, sich für ihn in einen Mühlstein verwandeln, und unter seinem Gewichte den Frevler zerschmettern.

digen Epochen in der Geschichte unserer heiligen Kirche.*)

2. Während der erstern, größern Hälfte der Regierung Gregors, genoß die Kirche einen ununterbrochenen Frieden; nur in dem Jahre 718 theilte der heilige Vater, und mit ihm ganz Rom, die ängstlichen Besorgnisse, welche jetzt Italien und den größten Theil des christlichen Abendlandes erfüllten. Constantinopel ward nämlich ein ganzes Jahr hindurch von einem furchtbaren Sarazenen-Heere zu Land und zu Wasser belagert. Falsche, durch Furcht und Leichtgläubigkeit, verbreitete Nachrichten vermehrten noch diese Besorgnisse; und das geängstigte Italien, sammt den umliegenden Inseln, die jetzt mit jedem Tage die schreckhafte Botschaft erwarteten, Constantinopel sei gefallen, mithin im Osten das letzte christliche Bollwerk zerstört, sahen schon im Geiste Mohameds schwarze Fahne, und mit dieser das Signal zu Mord, Raub, Brand und endlosem Elend auf ihren Küsten und Vorgebirgen wehen. In dieser Lage qualvoller Erwartung wendete Gregor seine Blicke gegen jene Höhen, von welchen stets Hülfe kommt, sie allein nur kommen kann. Er ordnete

*) Nicht selten gefällt es der Vorsehung, auch aus dem, von dem ewigen Feinde Gottes, durch seine Schüler und Jünger ausgestreuten Samen der Thorheit und Verruchtheit, Früchte der Weisheit und Beseligung hervorsprossen zu lassen; und so waren nun auch jetzt der ketzerischen Bilderstürmerei nächste und unmittelbare Folgen. 1. Italiens Befreiung von dem immer unerträglicher und verderblicher gewordenen byzantinischen Joche. 2. Erhebung des Pabstthums zu einer souverainen, selbstständigen Macht. 3. Wiederherstellung des weströmischen Reiches, oder vielmehr Gründung eines neuen, wahrhaft christlichen abendländischen Kaiserreiches.

allgemeine Buß- Bet- und Fast-Tage, hielt feierliche Umgänge, und ging selbst in steter Ausübung einer Menge Werke der Buße und christlichen Milde seinem Volke mit leuchtendem Beispiele voran. Das Gebet des obersten Hirten der Kirche des Sohnes Gottes stieg zu dem Throne des Erbarmers. Bald folgten günstigere Nachrichten. Das griechische Feuer hielt die feindliche Flotte von ihrem Landheere entfernt; die Schiffe der Griechen schnitten demselben alle und jede Zufuhr ab. In kurzer Zeit stellte sich eine schreckliche Hungersnoth in dem Sarazenen-Lager ein. Nachdem sie alle ihre Pferde, Kameele, und übriges Lastvieh geschlachtet und verzehrt hatten, verschluckten sie sogar verfaulte, animalische Körper, auch Gras, Baumrinden und selbst die, der menschlichen Natur eckelhaftesten Dinge. Eine nothwendige Folge davon war eine mörderische Pest, die mehr als zwei Drittel des Heeres dahin raffte, und die Uebrigen zur Aufhebung der Belagerung zwang. Aber sichtbar schwebten jetzt Gottes furchtbare Strafgerichte über dem Heere der Ungläubigen. Als es aufbrach, um sich seiner, weit oberhalb Constantinopel ankernden Flotte zu nähern, erschien ein Heer von Bulgaren, fiel den Sarazenen in den Rücken, brachte Tod und Verwirrung in ihre so plötzlich überraschten, erschrockenen Schaaren, erschlug ihnen mehr als zweiundzwanzigtausend Mann, und verfolgte den Rest des geschlagenen Heeres fechtend und würgend bis zu seinen Schiffen. Aber noch war für die Sarazenen das Maß ihres Unglücks nicht voll. Kaum war ihre Flotte aus dem Bosphorus gesegelt, als einer der schrecklichsten Stürme sie überfiel, alle Schiffe zerstreute, eine Menge in den Abgrund hinabzog, und die übrigen an den Klippen und Felsen des Propontis zerschmetterte. Die ganze Küste dieses Meeres war mit Leichen und Trümmern

bedeckt; und von der ganzen furchtbaren, gleich dem Sand am Meere zahlreichen Armata kamen nur einige schwache Trümmer, als stumme Zeugen der völligen Zerstörung der Flotte, wie der gänzlichen Vertilgung des Landheeres in einem der syrischen Häfen wieder an. Ganz Italien, und vorzüglich der Pabst und die Stadt Rom ergoßen sich in lautem Jubel bei dieser frohen Nachricht. Oeffentliche Dankfeste wurden angeordnet, und die Kirche, unter ihrem heiligen Oberhaupt vereint, lobte und preiste Gott für diesen, ihr über die ärgsten Feinde des Namens Jesu geschenkten Sieg.

3. In gewissenhafter Erfüllung aller Pflichten seines großen und heiligen Berufes flossen Gregor II. nun mehrere Jahre in Ruhe und ungetrübter Heiterkeit dahin. Er ließ einen Theil von Roms zerfallenen Mauern wieder ausbessern, sandte zu heidnischen Völkern taugliche Missionäre, leitete deren gottgefälliges Geschäft durch mündliche und schriftliche Belehrung, errichtete neue Bisthümer, ließ das vor hundertundvierzig Jahren von den Longobarden völlig zerstörte Kloster von Monte Cassino wieder aufbauen, bevölkerte es auf das neue mit frommen Mönchen, gab ihnen den, der Wege evangelischer Vollkommenheit sehr kundigen Abt Petronax zum Vorstand, verbreitete nicht mindere Sorgfalt über die in Rom gelegenen Klöster, schärfte aber auch in vielen Punkten die klösterliche Zucht, und bewies überhaupt in seinem ganzen, viel umfassenden Wirkungskreise stets eben so vielen apostolischen Ernst als sanften evangelischen Sinn.

4. Aber der in der Kirche bestandene Friede hatte nun ein Ende, und in dem Jahre 727 zog sich, und zwar abermals an dem östlichen Him-

mel, ein neues, eine lange Reihe von Jahren fort-tobendes Ungewitter über die Kirche zusammen. — Die Quelle aller möglichen Ketzereien war bisher stets ein gewisser, überwiegender Hang, auch jenes heilige Dunkel, welches die Geheimnisse unserer Religion verhüllt, durchschauen, mithin auch das ergrübeln zu wollen, was doch durchaus außerhalb den Grenzen des menschlichen Wissens liegt. Traf dieser Hang eine leicht zu entzündende Einbildungskraft; dann entstanden Schwärmer, falsche Propheten, die zuerst sich selbst, und hierauf auch Andere betrogen, und von Irrsal zu Irrsal fortgerissen, endlich sich und ihre Anhänger in einen Abgrund des Verderbens stürzten. Traf aber eben dieser Hang auf einen kalten, scharfsinnigen und mit Wissenschaft bereicherten Kopf, den dabei kein warmes von göttlicher Liebe ergriffenes Herz in Schranken hielt; so erzeugte er Grübler, die mit ihren Haar spaltenden Zweifeln die Kirche belästigten, ihre Glaubensgenossen beunruhigten, und endlich, wenn ihr Stolz durch Widerspruch gereizt ward, sich dem Gehorsam gegen die Kirche entzogen, förmliche Häretiker wurden, und von nun an überall den Frieden störten, die Welt mit Zwiespält, Zank und Geschrei erfüllten, die Kirchen verwirrten, wahrhaft christliche Gemüther ärgerten, und unabsehbares Elend über ganze Völker und Reiche herbeiführten. Eben so zeigt uns die Geschichte bisweilen Kaiser und Könige, die, bethört durch irgend einen Irrlehrer, oder von der Kirche abgefallenen Bischof, ebenfalls von der reinen Lehre abwichen, an ihrem Glauben Schiffbruch litten, und die Ketzerei, von der sie angesteckt waren, mit allen, der weltlichen Macht zu Gebote stehenden Mitteln schützten und zu verbreiten suchten; Alles dies hatte man schon öfters erlebt. Aber daß ein Kaiser, der, großgezogen unter dem

die Schulbank ſetzen, und ihnen, als Bilderanbetern und Götzendienern die unterſte und tiefſte Stufe geiſtiger Entwickelung anweiſen. Das Ungereimte der Sache iſt deren beſte Widerlegung *).

6. Von zahlloſen Stimmen ertönt täglich an unſern Altären unter dem Gloria der Zuruf zu dem

*) Bilderanbeter im ſtrengſten, grammaticaliſchen Sinne des Wortes, waren ſelbſt nicht einmal die alten Heiden; denn wie ließ es ſich nur einen Augenblick vernünftiger Weiſe annehmen, daß Griechen und Römer, beſonders in den Zeiten des höchſten Flors ihrer geiſtigen Cultur, geglaubt hätten, der Block Marmor, der unter dem Meiſel des Künſtlers ſich in ein Bild geſtaltete, und deſſen allmählicher Verfertigung ſie ſelbſt zuſchauen konnten, habe ſich nun einmal in einen Gott verwandelt. Der wahre Charakter ihrer Abgötterei und ihres Götzendienſtes, wie auch heilige Väter denſelben definiren, beſtand eigentlich darin, daß ſie in dem Bilde einem Unding, einem Jupiter, Mercur, Venus, Diana ꝛc. göttliche Ehre erzeugten; alſo wahren Unweſen, die nie exiſtirten, und denen ſie noch Thaten und Handlungen anfabelten, die ſie für Jeden, bei dem das, ihm leuchtende natürliche Licht nicht völlig erloſchen, eher zu Gegenſtänden des höchſten Abſcheues, als der Verehrung hätten machen müſſen. Waren auch unter ihren Göttern einige, die wirklich einmal exiſtirt hatten; ſo waren ſolche doch bloſe Menſchen geweſen; und dieſe, hätten ſie ſich auch als Helden und Wohlthäter der Völker ausgezeichnet, zu Gottheiten zu machen, und ſie anbetend ihnen göttliche Ehre zu erweiſen, trägt denſelben Charakter des Götzendienſtes; denn in beiden werden falſche Gottheiten angebetet, nur mit dem Unterſchiede, daß jene, als Jupiter, Diana ꝛc. bloſe Geburten der Phantaſie, dieſe zwar wirkliche, aber doch endliche, ſelbſtgeſchaffene Weſen waren. Aber das Bild als Bild anzubeten, und für einen Gott zu halten, fiel ganz gewiß auch ſelbſt dem letzten und dummſten Hausknechte des Pericles nicht ein.

dreieinigen Gott: „Du allein bist heilig; Du allein bist der Herr!“ *) woraus nun von selbst folgt, daß auch nur ihm, dem dreieinigen Gott ganz allein Preis, Lob und Ehre gebühre. Seit achtzehen Jahrhunderten war dies das stete, unwandelbare Bekenntniß der katholischen Kirche. — In dem eigentlichen Sinne des Wortes kann man nur von Gott allein sagen, daß Er ist; Er allein hat das Daseyn in sich selbst; alle erschaffene Wesen sind nur durch Ihn und in Ihm, und sie hören auf zu seyn, sobald er seinen alles belebenden Odem zurückhält. Gott ist demnach auch allein nur heilig, gut, schön, weise ꝛc. und blos — was auch die Weisesten unter den Heiden schon erkannt haben — durch Theilnahme an der Urschöne, Urgüte, Urheiligkeit ꝛc. werden auch die geschaffenen Geister gut, schön, heilig ꝛc. und wenn also unsere Kirche Jene, welche Gott, durch offenbar wunderbare Gnaden- und Kraftverweisungen, vor der Welt als seine auserwählten Freunde erkannt und besiegelt hat, heilig nennt; so erblickt sie dennoch in ihnen nichts als einen, von Jesu Christo, dem Abglanze seines himmlischen Vaters ausgehenden, diese Heiligen umhüllenden Schimmer; und so wie alle unsere Handlungen, Gedanken und Empfindungen nur in so ferne gut sind, als sie auf Gott, den Mittelpunkt alles Daseyns sich beziehen; eben so geht auch unsere Verehrung der Heiligen hauptsächlich auf Gott, der sie berufen, sie auserwählt, und durch dessen Gnade sie wurden, was sie wirklich geworden sind; in ihnen loben, preisen und verherrlichen wir seinen Namen, Ihn, den unendlichen, der, wunderbar in allen seinen Werken,

*) Tu solus sanctus, Tu solus Dominus, Tu solus altissimus, Jesu Christe, cum sancto Spiritu in gloria Dei Patris.

vorzüglich wunderbar in seinen Heiligen sich erweißt. Aber indem unsere Huldigung sich stets in Allem und vor Allem auf Gott bezieht, ehren wir doch zugleich auch seine Heiligen; denn wie sollten, wie dürften wir Jene nicht ehren, denen Gott selbst die Palme gereicht, die er mit der Krone der Herrlichkeit seines Sohnes geschmückt, und die nun, bestrahlt von dem Lichte ewiger Wahrheit, und ergriffen von der Glut ewiger Liebe, sich Jesu Christo, und durch ihn auch seinem himmlischen Vater verähnlichen? Wir flehen auch zu den Heiligen um deren Fürbitte bei Gott; und zwar mit Grund und Recht; denn auch sie, die vollendeten seligen Geister gehören noch zu unserer heiligen Kirche, bilden deren erste, an dem Throne des Sohnes Gottes sich kettende Glieder; und wenn es löblich und heilsam ist, ja auf das ausdrückliche Geheiß Gottes es geschieht, daß eine Gemeinde für die andere, ein Bruder für den andern betet, und, obgleich mit Sünde und Schwachheit behaftet, dennoch ihr Gebet, wenn sie um gute Gaben bitten, stets von Gott erhört wird; warum sollte nicht die triumphirende Kirche, das ist, die Heiligen, ebenfalls für die, hier auf Erden noch streitende, leidende, von so vielen Seiten gefährdete, von innern und äußern Feinden umlagerte Kirche beten; und um wie viel wohlgefälliger und wirksamer wird und muß nicht bei Gott die Fürbitte Jener seyn, die Er selbst zu seinen vorzüglichen Freunden sich auserwählt hat, die, Ihn schauend, an seiner Herrlichkeit theilnehmen, und in immer wachsender Glut göttlicher Liebe mit Ihm, der Quelle aller Liebe durch Jesum Christum so innigst vereint sind? Wie gnadenvoll Gott auf die Fürbitte seiner Heiligen höre; dies haben, seit der Zeit der Apostel bis jetzt, schon zahllose Wunder bewiesen, und beweisen es auch täglich noch. In einem Zeitalter zwar, dessen wahre

Signatur Verneinung und Verwesung sind, darf man freilich nicht von Wundern reden; aber wir sprechen auch nicht zu der hohlen Weisheit dieser Welt; nur an gläubige, christlich fromme Gemüther ist unsere Rede gerichtet; und schwerlich möchte es wohl je noch einen wahrhaft betenden Katholiken gegeben haben, der nicht entweder an sich selbst, oder in dem Kreise seiner Bekannten, wie enge dieser auch gezogen seyn könnte, auffallende Beweise von der wunderbaren Wirksamkeit der Fürbitte der Heiligen, besonders der erhabenen, huldvollen Mutter unsers Erlösers erfahren hätte.

7. Gott ist ein Geist und will, daß man Ihn im Geiste und in der Wahrheit anbete. Aber auch der ewige Sohn des ewigen Vaters, Gott gleich Ihm, ward Mensch, nahm menschliche Natur und Gestalt an, und wandelte unter Menschen, deren Bruder Er in seiner grenzenlosen Erbarmung seyn wollte. Wir dürfen uns demnach Gott auch unter dem Bilde eines Menschen denken, und Ihn unter menschlicher Gestalt anbeten, wie auch Petrus ihn einst anbetete, als er sprach: Du bist Christus der Sohn des lebendigen Gottes!*) Wir möchten uns jetzt die Frage erlauben, ob es wohl möglich wäre, daß von dem Augenblick an, wo die in Christo mit der Gottheit vereinte heilige Menschheit der Erde entrückt ward, und Er zur Rechten seines himmlischen Vaters

*) Wer, belehrt von dem heiligen Geiste, bekennt oder je bekannte, daß Jesus Christus der Sohn des lebendigen Gottes ist, der muß oder mußte in demselben Augenblicke Ihn auch anbeten; indem ja Anbetung die nothwendige, unmittelbare Folge eines solchen Bekenntnisses ist.

hinauffuhr, es je einen, Jesum wahrhaft liebenden Christen gegeben, in dessen Herzen sich nicht bisweilen ein stiller Wunsch geregt hätte, in jenen Zeiten, als der Abglanz und die Herrlichkeit des Vaters, in Menschengestalt gehüllt, hier auf Erde wandelte, ebenfalls gelebt zu haben; ein Hörer gewesen zu seyn der göttlichen Reden, die wie Honig von den holdseligsten Lippen flossen; seine Augen geweidet zu haben an jenen himmlischen Zügen, in welchen, in wundervoller Mischung des Göttlichen mit dem Menschlichen, sich die höchste irdische und überirdische Schöne spiegelte; auch nur einen Augenblick an der Stelle jenes hochbegnadigten Jüngers gewesen zu seyn, dem es sogar gegönnt war, mit seinem Haupte an dem Busen Jesu zu ruhen? — Und wenn nun in einem solchen Augenblick sehnsuchtsvollen, jedoch hienieden nie mehr zu befriedigenden Verlangens, ihm plötzlich ein Bild wäre gezeigt worden, in welchem ein frommer und geistvoller Künstler die Idee des Gottmenschen in ihrer ganzen Erhabenheit aufgefaßt, an diese Idee alle Schönheiten der höchsten und edelsten Menschennatur, so wie den ganzen Reichthum seiner, mit den heiligsten Vorstellungen erfüllten Einbildungskraft geknüpft, und sie dann durch die Kunst seines Pinsels oder Meisels in Stein oder auf Leinwand versinnlichet hätte: mit welchem heiligen Entzücken würde er dieses herrliche Bild nicht sogleich ergriffen, und Den, welchen es vorstellt, im Geiste anbetend, nun ebenfalls gleich jener begnadigten Maria, die Füße seines göttlichen Erlösers, obgleich jetzt nur im Bilde, mit seinen Küssen bedeckt, mit seinen Thränen benetzt haben; und dies wäre dann eine verabscheuungswürdige Abgötterei, ein blos von dummem Aberglauben erzeugter Bilderdienst gewesen? O, der Thorheit höhnender und gemüthloser So-

phiſten, deren Incohärenz andern Thoren hohe Weisheit ſcheint! — Es liegt in unſerer Natur, und es iſt ein ſympathetiſcher Zug des menſchlichen Herzens, die Geliebten, von denen man entfernt iſt, durch deren Bildniſſe ſich zu vergegenwärtigen; dieſe kommen dann unſerm Gedächtniß zu Hülfe, entflammen bisweilen ſogar unſere Einbildungskraft, und führen uns in eine Menge der intereſſanteſten Situationen unſers Lebens zurück. So wird z. B. der, ſeine Eltern zärtlich liebende Sohn, bei dem ſinnigen Anſchauen des Bildes ſeines Vaters, auch die lehrende, mahnende und bittende Stimme deſſelben auf das neue wieder vernehmen, vielleicht ſelbſt die Thräne ſehen, die, als er jene Ermahnungen zur Tugend und Frömmigkeit ertheilte, über die väterliche Wange herabrollte; den Druck an das Vaterherz beim Abſchied auf das neue wieder fühlen. Gewiß wird er alſo auch dem, obgleich todten Bilde des ſo innigſt geliebten Gegenſtandes die größte Ehrerbietung erweiſen; als ein theueres Unterpfand der väterlichen Liebe wird er es, gleich einem koſtbaren Schatz, bewahren, es in die edelſten Metalle einfaſſen, auch, wenn es in ſeinen Kräften liegt, durch äußere Verzierungen auf das koſtbarſte ſchmücken; und wem wäre es noch je eingefallen, ihm darüber, als über einer groben Verſtandesverirrung ſchmähende Vorwürfe zu machen? Man ſetze den Fall, ein zärtlicher Vater überraſche ſeinen Sohn gerade in einem Augenblicke, wo derſelbe, nicht wiſſend, daß jetzt das väterliche Auge auf ihn ſchaut, das ihm ſo theure Bildniß ſeines Vaters an ſein Herz drückt, es mit feurigen Küſſen bedeckt, und mit einem Blicke voll Sehnſucht ganz in dem Anſchauen der geliebten väterlichen Züge ſich verliert: wird dieſer Vater nicht, gerührt bei dem Anblick dieſer ungeheuchelten Beweiſe kindlicher Pietät, mit

verdoppelter Zärtlichkeit, mit erhöhetem Pulsschlag seines Herzens, dem Sohne um den Hals fallen, ihm eben so starke Beweise seiner Gegenliebe geben, und im Stillen Dem danken, der ihm einen solchen Sohn, und diesem Sohn ein solches Herz gegeben? Und unser himmlischer Vater, dessen Kindschaft wir durch Jesum Christum wieder erlangt haben, und mit dessen erbarmender, väterlichen Liebe keine irdische Liebe, auch selbst nicht des zärtlichsten Vaters verglichen werden kann, dieser unendlich gute, huldvolle, liebe, himmlische Vater sollte demjenigen, als einem Götzendiener zürnen, der das Bild seines ewigen, eingebornen Sohnes, wie er am blutigen Kreuzbalken durch seinen versöhnenden Tod uns eben diese Kindschaft und ewiges Heil erwarb, an seine brennenden Lippen oder sein schlagendes Herz drückt, und mit Thränen bald der Reue, bald des Dankes oder schmachtender Sehnsucht und Liebe benetzt? Er sollte zürnen, der Selbst diesen Kindessinn in uns gelegt, ihn von uns fodert, ja sogar zur Bedingung unserer Seligkeit ihn macht;*) und dessen unendliche Huld sich so gerne zu uns, wie zu Kindern herabläßt, und daher auch in der heiligen Schrift, wie in seiner ganzen göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts, stets das Göttliche und Erhabenste mit dem Kindlichen und kindlicher Einfalt so mild und wohlthuend verschmilzt? — Lassen wir uns ja nicht irre machen durch jene Afterweisheit der Welt, und unserer kalten Gegner; größtentheils störrige Naturen, denen es an dem innern Ahnungssinn des Heiligen gebricht. Bleiben wir fest in jener Liebe zu Jesu, die bei dem geringsten Zeichen, das uns

*) „Wenn Ihr nicht werdet, wie dieser Kleinen Eines, „könnt Ihr nicht in das Himmelreich eingehen.“

an den Vielgeliebten erinnert, ſogleich in heiligem Entzücken und namenloſer Wonne überwallt.*)

*) Bemerken müſſen wir jedoch, daß ganz im Anfange des Chriſtenthums, gleichſam an der Wiege deſſelben, die jungen Chriſten große Scheue gegen alle Bilder hatten; aber dieß rührte daher, weil die allererſte Chriſtenheit größtentheils aus dem Judenthum hervorgegangen war. Den Juden ſelbſt hatte Gott einſt bloß verboten, geſchnitzte Bilder zu machen, um dieſelben anzubeten; allen Gebrauch der Bilder hatte er nicht verboten; im Gegentheil befahl er ja, eine eherne Schlange zu errichten, Cherubin auf die Bundeslade zu ſetzen, und überhaupt waren die Bundeslade, der Gnadenſtuhl im Heiligthum, die Ruthe Aaraons ꝛc. ebenfalls Zeichen und Bilder, welchen die Juden ſelbſt die größte Ehrerbietung erzeigten. Nachher, wie es ſcheint, ward freilich die Verfertigung aller Bilder den Juden unterſagt. Aber dies geſchah wegen ihrer Herzens Härte, wegen ihrer ſo oft erwieſenen Untreue gegen Gott und wegen ihrer nur allzugroßen Neigung, die Gebräuche wie Mißbräuche der ſie umwohnenden heidniſchen Völker nachzuäffen. Hieraus erklärt ſich ganz natürlich die Bilderſcheue der allererſten Chriſten, beſonders ſo lange das Reich der Finſterniß nicht zerſtört, und der Erdkreis noch mit heidniſchen Tempeln, Altären und Götzenbildern bedeckt war. Als aber alle heidniſchen Tempel und Altäre verſchwunden, alle Götzenbilder geſtürzt, und deren Trümmer das Geſpötte ſelbſt der Knaben geworden waren; dann mußte auch nothwendig jene, nun durch nichts mehr motivirte, durch keine höhern Rückſichten mehr gebotene Bilderſcheu von ſelbſt verſchwinden, und die Chriſten ſahen ein, daß, wenn Salomo einſt das Aeußere des, dem lebendigen Gott erbauten, und von Dieſem mit großer Herrlichkeit erfüllten Tempels mit Bildern von Löwen, Stieren und andern Thieren, wie auch von Pflanzen zieren durfte, ſie nun auch ganz füglich das Innere ihrer Kirchen mit den Bildniſſen des Weltheilandes, ſeiner hochheiligen Mutter, oder der Apoſtel und anderer heiligen Freunde Gottes ſchmükken könnten.

8. Aehnliches Bewandniß hat es auch mit den Bildnissen der Heiligen. In ihren Bildern sprechen diese zu uns; erzählen uns ihre Kämpfe, ihre Versuchungen und Prüfungen, ihre Leiden und stilles Dulden; verkündigen uns aber auch die überschwänklichen Gnaden ihres und unsers Erlösers, durch die sie gekräftiget und gestärkt, die Welt, den Tod und die Hölle überwanden, und aus jedem Kampfe, selbst dem schwersten, mit der Krone des Siegers hervorgingen. Des, jeder Verehrung würdigen Bildnisses der Hochgebenedeiten, jener Auserwählten, die vor Anbeginn der Welt schon in dem ewigen Gedanken Gottes lag, der wunderbaren Mutter und Jungfrau, wagen wir kaum, noch hier zu erwähnen. Wer den Mensch gewordenen Sohn des ewigen Vaters wahrhaft liebt, muß auch die holde Mutter, durch welche der Gottmensch der Welt geschenkt ward, lieben; und wer durch den Anblick des Bildnisses des gekreuzigten Weltheilands seine Seele stärkt, und neue geistige Nahrung daraus schöpft, dessen Herz wird auch ein Blick auf das Bild der Hochgebenedeiten, entweder wie der starke Gott in ihren zarten Armen liegt, oder wie sie, in namenlosem Schmerz versunken, unter dem Kreuze ihres sterbenden Sohnes steht, nicht minder laben; und die wunderbaren göttlichen Kraftersweisungen durch die Fürbitte derjenigen, welche das Fleisch gewordene Wort des ewigen Vaters selbst Mutter nannte, und auf deren Bitte Er sein erstes, so bedeutungsvolles Wunder wirkte, sind so zahllos, daß nicht nur die Geschichte unserer Religion und des Lebens so vieler Heiligen, sondern selbst die Geschichte jedes nur einigermaßen frommen und treuen Verehrers Mariens davon voll sind. — Daß Gott auch an gewissen Orten und zu gewissen Zeiten, besonders da, wo die irdischen

Hüllen seiner Heiligen ruhen, deren Namen Er auch nach ihrem Tode noch vor der Welt verherrlichen will, die unversiegbare Quelle seiner Gnaden noch viel reichlicher als gewöhnlich strömen läßt; dies beweist ebenfalls die Erfahrung aller Jahrhunderte; daher auch von den ältesten Zeiten an stets eine Menge frommer Pilger zu den Gräbern der Märtyrer, oder anderer heiligen Freunde Gottes wallte, und unzählige Kranken und Preßhaften geheilt und gekräftiget von da wieder zurückkehrten.

9. Mit Recht schmückt also unsere heilige Kirche mit dergleichen frommen, bildlichen Vorstellungen ihre, der Anbetung und dem Dienste Gottes geweiheten Gebäude, Kapellen und Oratorien. Sie sind, besonders wenn von der frommen Hand eines genialen Künstlers verfertiget, kräftige Mittel zur Erhebung des Herzens zu dem Ueberirdischen, zur Entflammung der Andacht, und zur Erweckung frommer Entschlüsse und heiliger Gefühle; und da sinnliche Darstellung bekanntlich mächtiger wirkt, als Wort und Schrift, so sind auch ihre Eindrücke tiefer und bleibender, als jene, welche Lebensbeschreibungen der Heiligen, oder mündliche Ueberlieferung ihrer Thaten erzeugen können.

10. Der Gebrauch bildlicher Vorstellungen in den Kirchen reicht bis in die frühern Jahrhunderte, und wir ersehen aus Tertullian, welcher im zweiten Jahrhundert blühete, daß damals schon die, zu dem heiligen Opfer dienenden Kelche mit dem Bildnisse des Heilandes, unter der Gestalt des guten Hirten, oder mit jenem der Hochgebenedeiten, oder auch anderer heiligen Apostel geziert waren. Nachher, besonders nach Constantins des Großen Zeiten ward jener Gebrauch immer häufiger und allgemeiner.

Man fühlte, daß auch aus dieſen ſtummen Denkmälern der Geiſt unſerer heiligen Religion ſeine ernſte Sprache redete; und von großen Päbſten, ganzen Concilien, erleuchteten Kirchenlehrern und frommen, ja heiligen Biſchöfen gebilliget und gut geheißen, waren Bilder und bildliche Vorſtellungen in ihren ſinnvollen Bedeutungen, ſchon beinahe fünf Jahrhunderte hindurch die Zierden aller chriſtlichen Kirchen von Aufgang bis zum Niedergange. Erſt gegen das Ende des Jahres 726, im Monate October rief Leo der Iſaurier plötzlich den Senat zuſammen, und erklärte in öffentlicher Verſammlung, daß er, um Gott für die ihm erzeigten Wohlthaten gebührend zu danken, ſich aufgefodert fühle, der in der Kirche jetzt herrſchenden Abgötterei kräftig zu ſteuern. Die Bildniſſe des Heilandes, der Mutter Gottes und anderer Heiligen ſeyen eben ſo viele Götzenbilder, denen man eine Ehre erzeige, die nur dem höchſten Gott gebühre. Als Haupt des Staates ſey er auch das Haupt der Kirche, (!) mithin es auch ſeine Pflicht, die darin eingeſchlichenen Mißbräuche zu reformiren; und er habe demnach ein Edict unterzeichnet, welches dieſen gotteslästerlichen Aberglauben auf immer aus den Kirchen verbanne.

11. Durch welche Veranlaſſung der Kaiſer auf dieſe Narrheit verfallen, läßt ſich kaum errathen, noch viel weniger mit Beſtimmtheit angeben. Erzählet wird zwar, es ſey ihm einſt, als er noch unter ſeinem wahren Namen Conon mit dem Eſel, der ſeines Vaters kleinen Waarenvorrath trug, in dem Lande herumzog, ein Haufe wandernder Juden begegnet; unter denſelben wären einige geweſen, welche die loſen Künſte der Wahrſagerei getrieben, und dieſe hätten dem jungen Conon, mit dem ſie gleiches Weges zogen, ſeine künftige Erhebung vor-

ausgesagt, jedoch hinzugesetzt, daß seine Herrschaft nur dann glücklich und von Dauer seyn werde, wenn er alle Götzenbilder der Christen würde zerstört haben. Anfänglich und so lange noch zwischen dem armen, herumziehenden Krämersjungen und dem Kaiserthron eine so ungeheure Kluft gelegen, habe Conon wenig auf das Geschwätze der jüdischen Wahrsager geachtet; als er aber nachher, durch Kaiser Justinian schnell von einer militärischen Ehrenstufe zur andern befördert, sich endlich an der Spitze eines Heeres sah, und nun bald darauf, durch einen, in völlig despotischen Reichen nicht ungewöhnlichen, gewaltsamen Wechsel der Dinge, wirklich auf den Thron erhoben ward, sey die Rückerinnerung an jene Prophezeihung auf das neue wieder lebhaft in ihm erwacht, und da der erste Theil derselben für ihn so glücklich erfüllt worden, habe er sich nun fest entschlossen, auch deren zweiten Theil, durch seine bedingungsweise dabei gefoderte Mitwirkung, ebenfalls in Erfüllung gehen zu lassen. In den ersten Jahren seiner Regierung, auf einem noch schwankenden Thron, und bei noch nicht befestigter Herrschaft, habe er es zwar nicht gewagt, einen Schritt zu thun, von welchem zu befürchten war, daß eine allgemeine Empörung die unmittelbare Folge davon seyn könnte. Als aber mehrere Jahre nachher alle Stände und Classen der Nation an seine Herrschaft gewöhnt waren, er auch nach dem letzten unglücklichen Versuch des ehemaligen Kaisers Anastasius und dessen Hinrichtung sich vollkommen auf seinem Throne befestiget sah, und endlich die tapfere Vertheidigung seiner Hauptstadt gegen die Sarazenen, deren völlige Niederlage, und schmähliche Aufhebung der Belagerung von Constantinopel Leos Regierung mit einem neuen Glanz umgeben hatten, glaubte er sich in dem zehnten Jahre

seiner Regierung stark genug, seinen lange schon im Stillen genährten Vorsatz endlich ausführen zu können. Noch mehr darin bestärkt soll er worden seyn, theils durch die ewigen Vorwürfe der Mohamedaner, die, obgleich sie selbst mit ihrem schwarzen Stein den abgeschmacktesten, abgöttischen Aberglauben trieben, dennoch unaufhörlich die Christen des Götzendienstes beschuldigten; theils auch durch einen gewissen Beser, der, obschon er kein anderes Verdienst, als jenes einer ungeheuern Leibesstärke hatte, dennoch ganz vorzüglich seine Gunst und sein Zutrauen besaß. Dieser Beser war ein geborner Syrer, hatte, als er in dem Kriege von den Sarazenen gefangen ward, das Christenthum abgeschworen und Mohameds Lehre angenommen, war aber bald nach erlangter Freiheit nach Constantinopel zurückgekehrt, und dort auf das Neue wieder ein Christ geworden. Im Ganzen genommen war Beser weder Christ noch Mohamedaner, und das Evangelium ihm eben so gleichgültig, wie Mohameds Koran. — Wie es scheint, mochten wohl alle diese Umstände vereint auf den Kaiser gewirkt, ihn zuerst selbst zum Thoren gemacht, und dann immer noch mehr in seiner Thorheit bestärkt haben; und da die kleinfügigsten Ereignisse oft große, weitreichende Folgen erzeugen; so wären es demnach auch hier wieder Mohamedaner, eine Bande jüdischer Landstreicher und endlich ein von Christo abgefallener, jeder Religion völlig entfremdeter Renegat gewesen, welche Leo den Isaurier zum großen Kirchenreformator des achten Jahrhunderts inspirirt hätten.

12. Obgleich in der, von Leo in dem Senate gehaltenen kurzen Rede, jedes Wort dieses Monarchen grobe Unwissenheit in der Lehre der

Kirche verrieth, wagte doch, außer dem ehrwürdigen Patriarchen Germanus von Constantinopel, es Niemand dem Kaiser zu widersprechen. Der ganze zahlreiche kaiserliche Hof, der Senat, alle, welche in hohen Würden und Aemtern standen, sammt dem zahllosen Haufen jener, welche keine andere Bestimmung ihres Daseyns kennen, als, wie man zu sagen pflegt, in der Welt ihr Glück zu machen, bewunderten des Kaisers hohe Weisheit, gaben ihr ihren vollen Beifall, und zeigten sogleich die größte Bereitwilligkeit, ganz unbedingt allen Verordnungen des kaiserlichen Reformationsedicts sich zu fügen. Aber ganz anders dachte die starke und ungleich zahlreichere Masse des Volkes. Nicht nur in Constantinopel, sondern auch in den Provinzen wurde das kaiserliche Edict mit dem größten Abscheu aufgenommen; laut und ohne Scheu murrte man gegen des Kaisers frevelhaftes Erkühnen, und schon nach wenigen Tagen erblickte man mit Schrecken überall ganz unverkennbare Spuren einer allgemeinen, ihrem Ausbruche ganz nahen Volksgährung.

13. Als Leo die allgemeine, durch sein Edict in der Hauptstadt wie in den Provinzen veranlaßte Bewegung sah, glaubte er einige Rückschritte thun zu müssen; und fürwahr ein Volk, das, obgleich an knechtische Unterwürfigkeit und passiven Gehorsam gewöhnt, dennoch nicht selten, wie wir auch schon öfters gesehen, plötzlich seine Sclavenkette zerreißt, und dann auch gewöhnlich seinen Despoten damit erwürgt, verdient unstreitig bisweilen, wenn die Sachen auf einen gewissen Punkt gekommen sind, große Berücksichtigung, besonders bei einem Regierungssystem, das blos auf Schlauheit, List und Schelmerei, und nicht auf wahre Staatsklugheit gegründet ist. Leo erließ also

nun ein zweites, das erstere in vielen Stücken mil-derndes Edict. Jetzt war blos die Rede von des Kaisers frommer Absicht, dem mit Einführung der Bilder allenfalls eingeschlichenen, oder möglicher Weise noch einschleichenden Mißbrauche zu steuern; auch wurden die Bilder nun nicht, wie das erstere Edict es verordnet hatte, aus den Kirchen hinweg-geschafft, sondern Leo, in der Hoffnung, das Volk nach und nach davon zu entwöhnen, ließ sie nur ungleich höher, als vorher, an den Wänden jeder Kirche befestigen.

14. Aber es dauerte nicht lange, so fand Leos Stolz sich durch diese Nachgiebigkeit beleidiget; und durch den Widerstand, den er zu finden nicht vermuthet hatte, nur noch mehr gereizt, bestand er desto hartnäckiger auf der Ausführung seiner einge-bildeten Reformation. Indessen suchte er doch vor-her noch das Volk auf alle Weise für sich zu ge-winnen. Beser und noch viele andere Höflinge mußten sich unter alle Volksklassen mischen, ihr Zutrauen zu gewinnen und durch ihr Geschwätz sie zu bethören suchen. Leo selbst, obgleich des Lesens wie des Schreibens unkundig, ward nun Theolog, versammelte das Volk, und predigte demselben in höchst eigener Person über den nämlichen Text. Aber jetzt ging er in seinem Reformationswerk schon einige Schritte weiter. Auch alle Reliquien der Heiligen wurden nun geschmähet und als bloße Be-förderungsmittel abgöttischen Aberglaubens verwor-fen. Mit der nämlichen Heftigkeit eiferte er auch gegen die Verehrung der Heiligen. Mit Gott allein müsse der Christ sich begnügen; der Fürbitte der Heiligen bedürfe er nicht, und alles, was man von wunderbaren, durch die Fürsprache der Heiligen bei

Gott erlangten Gnadenbezeugungen erzähle, sey blos Pfaffengeschwätz und mönchischer Aberglaube *)

15. Aber des Kaisers, wie seiner Günstlinge theologische Weisheit scheiterte an den Gegenbemühungen zweier Männer, die furchtlos weil gottesfürchtig, und dabei gelehrt und mit der Gabe der Wohlredenheit geschmückt, mit der größten Unerschrockenheit die wahre Lehre der Kirche vertheidigten. Der eine war der, von den Griechen nachher den Heiligen beigezählte Patriarch Germanus, der andere der heilige Johannes Damascenus. Oefters als sonst bestieg Germanus die Kanzel, gab dem Volke gründlichen Unterricht über alle, jetzt zum erstenmale seit Jahrhunderten bestrittene Fragen, zeigte ihm den Unterschied zwischen der, blos dem dreieinigen Gott gebührenden Anbetung und der Verehrung der Heiligen, diesen auserwählten Freunden Gottes, in denen Gott sich selbst verherrlichte, und in welchen auch wir Ihn jedesmal auf das neue wieder verherrlichen; er erklärte hierauf dem Volke den wahren Sinn des einst den Juden gegebenen Gebotes: „Du sollst dir kein geschnitztes Bild machen, dasselbe anzubeten, stützte seine

*) Sehr wahr! Gott allein muß der Gegenstand unsers ganzen Verlangens, Er allein Alles in Allem seyn, und jedes Herz Ihm ganz und ungetheilt gehören. Aber gerade, um hiezu die nöthige Gnade von Gott zu erlangen, und daß Er selbst unser Herz mit höherer, reinerer Liebe entzünden möge, flehen wir zu den Heiligen um ihre Fürbitte, besonders zu der Hochgebenedeiten, in der kein Mackel ward erfunden, und deren mütterliche, sanfte Hand jeden, der sich ihrer Leitung kindlich überläßt, am sichersten ihrem göttlichen Sohne entgegen führt.

Beweise auf eine Menge, auf die Verehrung der Heiligen und die ihren Bildnissen und Reliquien zu erweisende Ehrerbietung sich beziehender Stellen aus den Schriften heiliger Kirchenväter, vorzüglich des h. Hieronymus, Augustinus, Basilius, Gregors von Nyssa, Gregors des Großen ꝛc. ermahnte in flammender Rede das Volk zu treuer Unterwürfigkeit unter der ihm, von Gott geordneten weltlichen Macht, aber zugleich auch zu nicht minder treuer und unerschütterlicher Anhänglichkeit an die Lehre der Kirche und den Glauben seiner Väter. So oft Germanus die Kanzel bestieg, konnte die Kirche kaum die herbeiströmende Volksmenge fassen; und seine Vorträge waren so klar und so faßlich, daß selbst der ungelehrteste seiner Zuhörer des Kaisers hohle Weisheit hätte zu Schanden machen können; kurz, Germanus stand in der Kirche Gottes wie ein unerschütterlicher Pfeiler, an welchem der Fürst der Welt und der Finsterniß jetzt alle ihre Kräfte fruchtlos versuchten. Leo sah dies wohl ein, und so ward nun auch der Untergang des frommen Patriarchen beschlossen. — Der heilige Johannes Damascenus, weil ein Mönch in dem Kloster des heiligen Sabas bei Jerusalem, war der weltlichen Macht des Kaisers unerreichbar. Da er keine Verpflichtungen als Unterthan gegen den Kaiser hatte; so konnte er auch, ohne gesetzliche Schranken zu überschreiten, seinem glühenden Eifer freiern Lauf lassen. In mehrern, in Form von Sendschreiben gefertigten Schriften, die sich reißend schnell unter der ganzen Christenheit des Orients verbreiteten, entwickelte er ebenfalls mit der, seiner Feder eigenen Klarheit und Kraft die wahre Lehre der Kirche, rügte in starken Ausdrücken der Neurer Vermessenheit, ihre Widersprüche und gänzliche Unkunde der heiligen Schriften, und bedrohete selbst den Kaiser

mit dem Anathema und völliger Ausstoßung aus der Kirche Jesu Christi. — Germanus schrieb auch an den Pabst, erstattete ihm Bericht über alles, was indessen in Constantinopel vorgefallen war, und sandte ihm Abschriften von den Briefen, die er theils an schwache, zum Abfall geneigte Bischöfe, um sie ihres Irrthums zu überführen, theils auch an Bessergesinnte geschrieben hatte, um diese zu fernerer Beharrlichkeit in der wahren Lehre noch mehr zu ermuntern. Gregor II. säumte nicht, den Brief des Germanus zu beantworten. In seinem Schreiben ertheilt er der Festigkeit und Gelehrsamkeit des Patriarchen das gebührende Lob, und verbreitet sich dann ebenfalls über die, von jeher in der Kirche bestandene und nun zum erstenmale von frechen Neuern bestrittene Lehre. „Ist," sagt unter anderm dieser große Pabst, „Gott wirklich auf die Erde herabgestiegen; ward „er von einer Jungfrau geboren; führte er uns in „die Geheimnisse seines Reiches ein; starb er hier„auf für uns den Versöhnungstod am Kreuze; ward „dann nach drei Tagen von den Todten erweckt, „fuhr gegen Himmel und sandte seinen Aposteln und „seiner Kirche den heiligen Geist. O! so wäre „es ja zu wünschen, daß der Himmel, die Erde „und das Meer, und alle lebenden und leblosen „Geschöpfe diese wunderbaren Ereignisse unendlich „erbarmender Liebe Gottes laut verkündigten, alle „Federn sie beschrieben, alle Farben sie malten, und „alle Künste sie darstellten." — In dem päbstlichen Breve, wie in den Briefen des Germanus und in den Sendschreiben des heiliges Johannes Damascenus herrscht durchaus der nämliche Ideengang; überall dieselben Beweise, die nämlichen, aus den heiligen Büchern, oder den Schriften der Väter ausgezogenen Stellen, und sogar bisweilen beinahe ganz wörtlich die nämlichen und gleichen Ausdrücke: ein

sprechender Beweis der hierin vollkommenen Uebereinstimmung der abendländischen mit der morgenländischen Kirche. Es war demnach die gemeinsame Lehre der ganzen, über den Erdkreis verbreiteten Kirche Jesu; und dieser Charakter der Allgemeinheit trägt ja offenbar ein nicht zu verkennendes, höheres, göttliches Gepräge.

16. Aber während ein großer Pabst, ein erleuchteter Patriarch und ein eben so frommer als gelehrter Mönch eines Despoten Irrthümer mit den Waffen des Glaubens wie der Vernunft unerschrocken bekämpften, ergriffen Griechenland und die cycladischen Inseln auch die zeitlichen Waffen. Leos Edikt hatte in diesen Provinzen alle Gemüther empört. Als ein Meineidiger und Feind der Kirche ward der Kaiser des Thrones verlustig erklärt. Agallianus und Stephanus, der erste Statthalter von Griechenland, und der andere sein Unterfeldherr, standen an der Spitze der Empörung, zogen in Eile ein Heer zusammen, rüsteten eine Flotte aus, und segelten mit einem gewissen Cosmus, dem sie den Purpur angelegt hatten, von welchem man aber nichts weiß, als daß er ein Eiferer für den Glauben seiner Väter war, nach Constantinopel. Germanus mißbilligte im höchsten Grade das Unterfangen der Aufrührer, erhielt und stärkte durch seine feurigen und salbungsvollen Reden das Volk in der Treue und dem Gehorsam gegen den Kaiser, und sprach öffentlich auf der Kanzel den Rebellen das Anathema. Auf der Höhe von Constantinopel kam es zu einer mörderischen Seeschlacht. Das gregorianische Feuer entschied zum Vortheil des Kaisers. Die Schiffe der Aufrührer wurden verbrannt und zerstreut. Agallianus, als er sah, daß alles verloren war, stürzte sich in seiner ganzen Waffen-

rüstung in das Meer. Cosmus und Stephanus wurden gefangen und beide sogleich enthauptet.

17. Des Germanus wahrhaft evangelisches Betragen während der gefahrvollen Tage hatte dessen Ansehen in der öffentlichen Meinung noch um vieles erhöhet. Leo gab sich alle Mühe, ihn durch schmeichelnde Worte für seinen Wahn zu gewinnen. Mehrere Unterredungen zwischen ihm und dem Patriarchen hatten statt. In einer derselben sagte Germanus eines Tages zu dem Kaiser: „Herr! es bestehet zwar längst schon eine prophetische Sage in der orientalischen Kirche, daß einst eine Zeit kommen werde, wo alle Tempel verödet und alle heiligen Bilder darin würden zerstört werden; aber Gott sey dafür, daß dieses unter eurer Regierung geschehe; auch bezeichnet die Prophezeihung jenen bilderstürmerischen Kaiser nicht mit dem Namen Leo, sondern nennt ihn Conon,“ — der Kaiser ward einige Augenblicke betroffen; gestand aber dem Patriarchen, zu dessen größter Bestürzung, daß sein eigentlicher, wahrer Name wirklich Conon sey. Germanus erinnerte ihn nun an seinen, am Krönungstage in der Sophien-Kirche geleisteten feierlichen Eid, die heilige Lehre der Kirche und deren Institutionen nie anzutasten; im Gegentheil mit der ganzen, von Gott seinen Händen jetzt übergebenen Macht sie stets aufrecht zu erhalten. — Diese Unterredungen führten jedoch zu keinem, und am wenigsten zu dem erwünschten Resultat. Bei des Germanus ganz unverhältnißmäßigem Uebergewicht an Geist, Talent und Gelehrsamkeit mußte gewöhnlich der unwissende Leo bald verstummen, ward aber, weil jetzt auch gereizte Eigenliebe und beleidigter Stolz sich der Ueberzeugung sträubten, nur desto verstockter, und nach jeder

Unterredung gegen seinen frommen Patriarchen noch mehr erbittert.

18. Der Sieg über die Rebellen hatte den Kaiser nur noch kühner gemacht. Der bisher angenommene Schein der Mäßigung war ihm längst schon lästig; er warf also die Larve ab, versammelte abermal im Anfange des Jahres 730 den Senat, legte demselben ein, gegen die Verehrung der Heiligen und deren Bildnisse noch ungleich geschärfteres Edikt vor, und befahl dem Germanus in dem Ton eines Despoten, das kaiserliche Edikt allsogleich zu unterzeichnen. Aber nur um so mehr entflammte sich jetzt der Eifer des furchtlosen Patriarchen; er ergriff diese Gelegenheit, um vor dem versammelten Senat in feierlicher Sitzung, die Lehre der Kirche, mit der ganzen Kraft seiner stets siegenden Beredtsamkeit, auf das Neue zu entwickeln, zu erklären und zu rechtfertigen, erinnerte den Kaiser hierauf noch einmal an seinen, unter den Augen Gottes, vor dem Allerheiligsten geleisteten Eid, und bat ihn in den flehentlichsten Ausdrücken, den Frieden der Kirche nicht zu stören. "Sollte," setzte er endlich noch hinzu, "ich allenfalls der Jonas "seyn; o, so bin ich es zufrieden, daß man mich "sogleich über Bord werfe." Mit diesen Worten legte der ehrwürdige, vierundachtzigjährige, fromme Patriarch das Pallium ab, verzichtete auf seine Patriarchenwürde, räumte noch an demselben Tage den bischöflichen Palast, und zog sich in seinen, nahe bei Constantinopel gelegenen Geburtsort zurück, wo er in dem väterlichen Hause, mit noch zwei andern Geistlichen, die wenigen, ihm noch übrigen Tage in stiller, klösterlicher Zucht verlebte. An die Stelle des treuen Oberhirten kam jetzt ein feiler Miethling, und Anastasius, ein Wolf in Schafsklei-

ung, einſt des Germanus Schüler und dann Prie-
er der Kirche von Conſtantinopel, der aber bisher
i Geheim den Kaiſer immer in ſeiner Thorheit
:ſtärkt und gegen den Germanus noch mehr gereizt
atte, ward nun auf den erledigten erſten Stuhl
:r morgenländiſchen Chriſtenheit erhoben.

19. Der neue, aber wahrhaftig nicht auf
nonſchem Wege zu ſeiner Würde erhobene Patri-
rch machte ſogleich eine, Leos Wünſchen entſpre-
ende Erklärung gegen die Verehrung der Heiligen
nd deren Bilder in Conſtantinopel bekannt; und
nter dem Schilde dieſes ſogenannten Hirtenbriefes
ing es nun raſch an das Werk der Zerſtörung.
n einem der Vorhöfe des kaiſerlichen Palaſtes ſtand
as Bild des am Kreuze hangenden Heilandes.
Man behauptete, Conſtantin der Große habe es
:richtet zum Andenken jenes, einſt am hellen Tage
m Himmel erſchienenen, ihm Sieg verkündigenden
eichens. Für das Volk war es ein beſonderer
Gegenſtand der Verehrung; denn die allgemeine
Sage erzählte eine Menge Geſchichten, wie wunder-
ar bei dieſem Gnadenbilde Gott ſich in ſeinen Er-
armungen ſchon ſo oft zu den Menſchen herabge-
ſſen habe. Zu jeder Stunde des Tages fanden ſich
aher Leute aus dem Volke allda ein, welche im
Vorübergehen ein kurzes Gebet hier verrichteten.
Mit dieſem Bilde ſollte nun der Anfang gemacht
erden, und Leo befahl ſeinem Stallmeiſter Jovi-
us, daſſelbe zu zerbrechen. Mehrere andächtige
Frauen, welche zufällig gegenwärtig waren, fleheten
nter Thränen zu dem Stallmeiſter, das herrliche
Bild zu verſchonen. Jovinus achtete nicht der Bitten
er jammernden Frauen, ſondern, dem Befehle ſeines
Herrn gehorchend, legte er die Leiter an, und ſtieg
inauf; als er aber mit ſeiner Art den erſten Streich

auf den Kopf des Crucifixes that, entfuhr den Frauen ein unwillkührlicher Schrei des Unwillens; in ihrer Verzweifelung ergriffen sie die Leiter, zogen sie hinweg, und Jovinus fiel tod zur Erde. Von da liefen die Frauen nach dem erzbischöflichen Palast, überhäuften den Patriarchen, als den Urheber der beginnenden Greuel, mit den gräßlichsten Schmähworten, nannten ihn einen feilen Verräther, der zeitlichen Lohnes wegen, das Christenthum an Mohamedaner und Ketzer verrathe. Anastasius beklagte sich bei dem Kaiser. Sämmtliche Frauen wurden zum Tode verurtheilet, und mit ihnen auch noch acht Männer und zwei vornehme Matronen hingerichtet, die ebenfalls, man weiß nicht wie, in diesen unglücklichen Handel verwickelt waren. Blut war jetzt geflossen; und da nur der erste Schritt schwer ist; so floß von jetzt an immer noch mehr Blut, bis es endlich unter Leos Sohne, wie die Leser schon wissen, in allen Provinzen stromweis floß.

20. Zwischen dem kaiserlichen Palast und der Sophienkirche stand ein großes herrliches Gebäude, das man, seiner hohen acht Säulengänge wegen, das Octogon nannte. Die kaiserliche, oder vielmehr öffentliche, dem Staat gehörende Bibliothek ward hier aufbewahrt. Kaiser Julian der Abtrünnige hatte dieses Institut gegründet, und seine eigene, nicht unbeträchtliche Büchersammlung dazu hergegeben. Unter Julians Nachfolgern ward dieselbe um vieles vermehrt, und zu den Zeiten des Kaisers Zeno bestand dieselbe schon aus hundertvierundzwanzig tausend Bänden. Aber bei einem großen Brand ward der größte Theil derselben ein Raub der Flammen. Die nachfolgenden Kaiser suchten jedoch nach und nach den Verlust wieder zu ersetzen, und bei Leos Regierungsantritt war dieselbe schon wieder auf

achtunddreißigtausend Bände angewachsen. Die Vorsteher dieses gelehrten Instituts waren ein Ober- und zwölf Unter-Bibliothekare, Männer von hervorspringendem Talente, gründlicher Erudition und allgemein anerkanntem Verdienst. Der Oberbibliothekar ward seiner allumfassenden Kenntnisse wegen Decumenikos genannt. Er und seine zwölf Unterbibliothekare hatten ihre Wohnungen in Nebengebäuden, welche durch Säulengänge mit dem Octogon in Verbindung standen, und ertheilten in den darin befindlichen, sehr geräumigen Hörsälen, sowohl in allen Zweigen der Theologie, als auch in sämmtlichen damals cultivirten Profanwissenschaften unentgeldlich öffentlichen Unterricht. Diese gelehrten Männer bildeten eine Art von Academie, entschieden in allen gelehrten Streitfragen gleichsam in letzter Instanz, und standen in einem so großen Ansehen, daß selbst die Regierung, wenn diese der öffentlichen Meinung nicht geradezu Trotz bieten wollte, sie bei allen vorzüglich wichtigen Staatsangelegenheiten zu Rathe ziehen mußte. Natürlicher Weise gab auch Leo sich große Mühe, sie für seinen Reformationsplan zu gewinnen; alle Mittel wurden versucht; mehrere Conferenzen, wobei der Kaiser stets selbst gegenwärtig war, angestellt, und die lockendsten Versprechungen wechselten mit den furchtbarsten Drohungen. Als Nichts die Standhaftigkeit dieser würdigen Gelehrten zu erschüttern vermochte, ließ Leo in einer Nacht um das ganze Institut eine Menge Faschinen, dürres Holz und andere brennbare Stoffe legen, und alles zusammen auf einmal in Brand stecken. In wenigen Augenblicken erleuchtete eine schreckliche Feuersbrunst auf mehrere Meilen weit den Horizont von Constantinopel. Alle Zugänge waren mit Wachen besetzt; die zur Hülfe Herbeieilenden wurden nicht herein, jene, welche sich retten wollten, nicht heraus-

gelassen; und so wurden das prächtige Octogon mit der kostbaren Bücherſammlung und alle Nebengebäude ein Raub der Flammen, und der Oecumenikos sammt den 12 Unterbibliothekaren lebendig verbrannt.

21. Dieſe unerhörte Greuelthat, wovon das Gerücht, und wie es gewöhnlich zu geſchehen pflegt, noch unter manchen Zuſätzen nicht minder Schauer erregender Nebenumſtände, ſich ſchnell in allen Provinzen des Reiches verbreitete, machte den Kaiſer zum Gegenſtande des allgemeinen Abſcheues. Aber von jetzt an war auch Leos noch übrige zehnjährige Regierung eine ununterbrochene Periode der Trauer und des Wehklagens; und in endloſen Reihen enthält das griechiſche Martyrologium die Namen derjenigen, welche für die wahre Lehre entweder als Märtyrer bluteten, oder als ſtandhafte Bekenner in Banden, unterirdiſchen Kerkern, langwieriger Gefangenſchaft, unter blutigen Geiſel- und Peitſchenhieben, oder mit dem Verluſte eines Gliedes ihres Körpers, für die Wahrheit derſelben zeugten; ohne noch der weit größern Anzahl jener zu erwähnen, welche freiwillig Haus und Hof, ihre Familien und ihr Eigenthum verließen, um in Wäldern, Einöden und Gebirgshöhlen gegen die immer unerträglicher werdende Gewiſſenstyrannei ihres bethörten Deſpoten eine ſichere Zufluchtsſtätte zu ſuchen. Erwürgen ließ Leo nur wenige, aber die, welche er ſich als ſeine Opfer auserleſen hatte, ſtarben größtentheils grauſamen und grauenvollen Todes. So z. B. ließ er einigen Mönchen, und mit dieſen auch dem Biſchofe Hypatius von Epheſus die Haare und den Bart mit Pech überziehen, auf den Kopf ihnen eine, aus allerlei Bildern verfertigte Kappe ſetzen und dieſe anzünden. In dieſem qualvollen Zuſtand wurden

die Märtyrer dem Gespötte des niedrigsten Pöbels blos gestellt, ihnen hierauf die Hälse abgeschnitten, und ihre Körper den Hunden und andern Bestien vorgeworfen. — Neun Senatoren und eine Matrone aus einem der edelsten Geschlechter, die der gekrönte Häresiarch ebenfalls dem Tode geweihet hatte, mußten vor ihrer Hinrichtung acht Monate in einem unterirdischen Kerker schmachten, erhielten jeden Tag hundert Peitschenhiebe, und wurden erst, nachdem sie diese ununterbrochene, achtmonatliche dreifache Qual ausgestanden hatten, enthauptet. Alle zehen werden von der griechischen Kirche den heiligen Blutzeugen beigezählt. Indessen darf man doch nicht mit Stillschweigen übergehen, daß die Mehrsten von jenen, welche die Orientalen in die Zahl heiliger Märtyrer aufgenommen, in ihrem, nicht stets von evangelischer Klugheit geleiteten Eifer, sehr oft die Schranken der, der höchsten weltlichen Macht gebührenden Ehrerbietung überschritten, den Stolz des fanatischen Monarchen dadurch nur noch mehr gereizt, und auf diese Weise sich ihr Schicksal eben so sehr durch die, von ihnen dem Monarchen persönlich zugefügten Beleidigungen, als durch freies und standhaftes Bekenntniß der wahren Lehre, zugezogen hatten. Aus diesem Grunde erwähnt auch in ihrem Martyrologium die römische Kirche, stets wahr, gerecht und heilig, nur einer höchst kleinen Anzahl derselben.

22. Indessen begnügte sich Leo nicht, nur die Kirchen im Orient zu entheiligen; auch nach Italien sandte er seine bilderstürmerischen Edikte und blutigen Befehle. Aber die Abendländer, noch nicht, gleich den Orientalen, daran gewöhnt, daß Ketzer und Fanatiker mit frevelnder Hand die heiligen Lehren der Kirche unaufhörlich betasten, sie trüben und ent-

ſtellen, geriethen anfänglich über Leos unbegreifliche Tollheit in das größte Erſtaunen. Theils von dem heiligen Vater, theils von andern Biſchöfen in der wahren Lehre geſtärkt und zur Standhaftigkeit ermahnt, beſchloſſen Italiens Völker einſtimmig, feſt an der wahren Lehre zu halten, der kirchenräuberiſchen Befehle eines ketzeriſchen Kaiſers nicht zu achten, ſelbſt nöthigen Falls Gewalt mit Gewalt zu vertreiben *). Gregor ſchrieb ſelbſt an den Kaiſer, ermahnte ihn, der bittenden Stimme der Kirche nicht ſein Ohr zu verſchließen; nicht klüger ſeyn zu wollen,

*) Im Uebermaße unbegreiflicher Unklugheit, hatte Leo mit ſeinem bilderzerſtörenden Edikt, zugleich auch ein, eine neue höchſt drückende Kopfſteuer verordnendes Edikt nach Italien geſandt. Die Italiäner wurden jetzt von ihm gerade auf ihren zwei empfindlichſten Seiten verwundet; und jene, welche des Kaiſers kirchlichen Neuerungen ſich vielleicht noch gefügt hätten, bedienten ſich nun derſelben als eines willkommenen Vorwandes, die Steuer zu verweigern, und überhaupt ſich dem Gehorſam gegen den Kaiſer ganz zu entziehen. — Uebrigens war blos das, bei allen Völkern noch ziemlich lebendige Bild der ehemaligen Größe und Herrlichkeit des römiſchen Reiches, und der Stolz, einem ſolchen Reiche anzugehören, das einzige Band, welches die italiäniſchen Provinzen noch an den Thron von Conſtantinopel feſſeln konnte. Aber unter der Laſt ungeheurer Abgaben und den Bedrückungen raubſüchtiger Beamten erliegend, mußten ſie mit ihrem Schweiß und ihrem Blute dieſe Ehre bezahlen; ohne auch nur irgend einen Vortheil von einer Regierung zu ziehen, die ſie weder gegen äußere Feinde zu ſchützen, noch auch, bei eintretenden öffentlichen Calamitäten, ihr Elend und ihre Leiden nur im mindeſten zu lindern vermochte. Der Charakter der byzantiniſchen Herrſchaft war für Italien blos drückend, raubend und ausſaugend, und dieſe Härte ward auch nicht durch einen einzigen, wohlthätigen Zug gemildert.

als so viele heilige Päbste, Bischöfe und Concilien; den Lehren seines eben so frommen, als gelehrten Patriarchen Germanus zu folgen, von seinem unchristlichen Vorhaben abzustehen, und den in allen Kirchen nun so lange schon bestandenen Frieden nicht auf das neue wieder zu stören. In dem nämlichen Schreiben übernahm der heilige Vater auch die Rolle des Sachwalters der schwer gedrückten, völlig ausgesaugten Völker Italiens, dem Monarchen in den ehrerbietigsten aber zugleich auch dringendsten Ausdrücken zu Gemüthe führend, daß die ausgeraubten und zu Grunde gerichteten Provinzen Italiens unmöglich die neue Auflage, mit welcher er sie schon wieder belasten wolle, erschwingen könnten. Dieses päbstliche Schreiben, statt den Kaiser zur Besinnung zu führen, entflammte nur noch mehr die Wuth des Despoten, dessen Stolz eben so sehr, wie dessen Geldgier durch diesen Brief Gregors sich beleidiget fühlte. Leo antwortete daher dem Pabste nur in harten Worten, häufte Drohungen auf Drohungen, und erinnerte ihn an das Schicksal seines Vorfahrers, des Pabstes Martinus. Würde er, sagte Leo, seinen Befehlen noch länger widerstäuben; so werde er ihn des päbstlichen Stuhles entsetzen, in Banden ihn nach Constantinopel führen lassen, und als ein Beispiel gezüchtigten Ungehorsams allen Völkern zur Schau stellen. Mit diesem Schreiben erließ Leo auch zugleich noch geschärftere Befehle an den Exarchen, die Herzoge von Rom und Neapel, und die übrigen kaiserlichen Beamten in Italien.

23. Aber der Italiäner anfängliches Staunen über ihres Monarchen unerklärbare Verkehrtheit verwandelte sich nun plötzlich in Wuth. Alle Bildsäulen des Kaisers wurden jetzt überall gestürzt und zertrümmert. Derjenige, sagten die Römer, der die

Bilder der Heiligen so gröblich entehrt, darf ebenfalls nicht länger mehr in seinen Bildnissen geehrt werden. In allen Städten des Exarchats, Aemiliens und der Pentapolis tobte anarchischer Aufruhr. Ueberall wurden die kaiserlichen Beamten vertrieben, und jede Stadt wählte, unter dem Namen eines Herzoges, sich ihren eigenen Vorstand. In Ravenna kam es mitten in der Stadt zu einem blutigen Treffen. Ein Theil der Einwohner hielt es mit dem Exarchen, der des Kaisers Befehle vollziehen wollte; die ungleich zahlreichere Majorität aber war entschlossen, ihren und ihrer Väter Glauben, das kostbarste Nationalgut, das keine weltliche Macht den Völkern zu rauben berechtiget ist, mit ihrem Leben zu vertheidigen. Der Bilderstürmer gottloser Anhang ward besiegt und zerstreut, und der Exarch in dem Gefechte erschlagen.

24. In dieser Verwirrung und völligen Auflösung der bis jetzt bestandenen Ordnung machte der Pabst noch einen Versuch, den gleichsam wie bezauberten Monarchen dem Abgrunde, an dessen Rand er wandelte, zu entziehen; und im vollen Gefühle seiner hohen Apostelwürde schrieb nun Gregor II. an Leo jenen ewig merkwürdigen Brief, in welchem dieser heilige Pabst, unbekümmert um die offenen, wie geheimen Nachstellungen eines mächtigen Kaisers, furchtlos vor dessen Drohungen, aber Gott vertrauend, und der von Jesu Christo ihm verliehenen Macht sich bedienend, dem verirrten Kaiser einen treuen Spiegel aller seiner Thorheiten und Verbrechen vorhält, ihn auf das neue, gleich einem Schulknaben, belehrt, hierauf mit harten Worten ihn züchtiget, mit noch schärfern Züchtigungen ihn bedrohet, aber am Ende doch wieder liebevoll und väterlich ermahnet. Im Eingange seines Schreibens erinnert Gregor den Kaiser an jene glücklichen Ta-

ge, wo er, von seinen Völkern geliebt und von Gott gesegnet, die Freude der Kirche und deren Trost gewesen wäre. „Während zehn glücklicher „Jahre," sagt Gregor, „genossen wir des jährlichen „Trostes deiner königlichen, mit Purpurdinte von „deiner eigenen Hand unterschriebenen Briefe. Wir „betrachteten dieselben als eben so viele heilige Unter„pfänder deiner treuen Anhänglichkeit an die Kirche, „wie an unserer und deiner Väter heiligem Glau„ben. Woher jetzt diese plötzliche und traurige Ver„läugnung deiner frühern Denkweise? Wie schreck„lich ist die Aergerniß, die Du deinen Völkern und „der ganzen Christenheit gibst! Du beschuldigst jetzt „die Rechtgläubigen des Götzendienstes, und fühlst „nicht, daß Du durch diese Anklage blos deine eigene „Unwissenheit und Gottesvergessenheit verräthst." — Der Pabst belehrt nun den Kaiser sehr umständlich über den großen Unterschied der Götzen des heidnischen Alterthums und den, die christlichen Kirchen zierenden Bildnissen des Erlösers, seiner hochheiligen Mutter und übrigen Heiligen. Aber in dem bittern Gefühle, einem Monarchen eine Belehrung geben zu müssen, deren beinahe kein Kind mehr bedarf, sagt Gregor, gleichsam um vor der Welt sich zu entschuldigen, ganz unumwunden dem Kaiser, daß seines Unverstandes und seiner Unwissenheit wegen, er zu ihm auch wie zu einem Unwissenden und Unverständigen reden müsse *). Nachdem der Pabst dem Kaiser über die, von demselben bestrittenen Fragen sehr umständlichen Unterricht ertheilt hat, äußert er sein Erstaunen darüber, daß man eine, von allen Concilien und der ganzen Christenheit angenommene,

*) Necesse habemus crassa tibi et indocta scribere, ut indoctus es et crassus. (Greg. pap. ep. ad. Leon. Apud Mans. T. 12. p. 961.)

ſo leicht faßliche, und auf ſo bündigen Beweiſen beruhende Lehre noch bezweifeln und beſtreiten könne. „Gehe,“ ſagt er abermal zu dem Kaiſer, „in eine „Schule, in der man über die erſten Anfangsgründe „der chriſtlichen Lehre den Kindern Unterricht gibt, „und ſage den dort verſammelten Knaben, daß Du „derjenige ſeyeſt, der in den Kirchen alle Bildniſſe „der Heiligen, als Götzenbilder zerſtören und zer„nichten will; und ſie werden ganz gewiß, ſtatt „aller Antwort, Dir ſämmtlich ihre Fibeln an den „Kopf werfen. Wenn Du dich nicht von erfahrnen „und gelehrten Männern willſt zurechtweiſen laſſen; „ſo mußt Du von den Unmündigen und Unverſtän„digen lernen *).“ —— Dem Kaiſer, ſtrafbarer als jeder andere Ketzer, empfiehlt Gregor nun in Allem, was die Glaubenslehren betrifft, unbedingte Folgeleiſtung unter der Leitung ſeines frommen und gelehrten Patriarchen Germanus in Conſtantinopel. Er bezeichnet dem Leo die Grenzen zwiſchen der weltlichen und geiſtlichen Macht. Das Schwert der Gerechtigkeit, ſagt er, wäre in den Händen der Obrigkeiten; aber die noch weit furchtbarere Waffe des Bannes und der Ausſtoßung aus dem Schoße der Kirche, ſey von Gott den Biſchöfen übergeben worden **). „Gleich einem Tyrannen kämpfeſt Du gegen

*) Obito scholas eorum qui elementis imbuuntur, et dic: Ego sum eversor et persecutor imaginum; et confestim tabellas suas in caput tuum projicient, quodque a sapientibus minime doceri potuisti, ab insipientibus edocebere. — (Ibid.)

**) Wie furchtbar und unwiderſtehlich dieſe Waffe ſey, haben wir ſelbſt in unſern Tagen erlebt, als ein ſchwacher, aller menſchlichen Hülfe entblößter, aber höchſt ehrwürdiger, heiliger Greis, ohne Stahl und

„uns mit zeitlichen Waffen und ängstigst uns mit „den Schrecken des Krieges. Wehrlos und unbe„waffnet stehen wir zwar da, aber wir können zu „Jesu Christo flehen, daß er Dich, um deine Seele „zu retten, dem Teufel übergebe, daß dieser deinen „Körper zerstöre.“ — Der Pabst erwähnt nun auch der großen Verwirrung, und des schrecklichen Tumultes, der in ganz Italien sich erhoben, so wie des allgemeinen Unwillens aller abendländischen Völker, als die vielen Fremden, Römer, Italiäner, Franken, Gothen, Vandalen, Mauren ꝛc., welche in Constantinopel sich aufgehalten, und Zeugen des bilderstürmerischen Greuels gewesen, in ihr Vaterland wieder zurückgekehrt, ihren Landsleuten des Kaisers jugendlich unbesonnene Knabenstreiche erzählt hätten.*). An allen Unfällen, die jetzt Italien treffen, sey blos Leos Unverstand und Thorheit die Schuld **). „Du

ahne Gold, blos mit den, von Gott ihm verliehenen Waffen, den mächtigsten Monarchen des Erdkreises bekämpfte, einen Monarchen, dem zahllose Heere und mehr als die Hälfte von Europa zu Gebote standen. Höchst merkwürdig ist, was der geistvolle und gelehrte Cardinal Pacca in seinen Memoires hierüber erzählt. Napoleon, sagt er, habe über seine Excommunication gar gerne und oft gescherzt, und so oft er darüber geschertzt, gewöhnlich die Worte hinzugefügt: «l'excommunication du Pape ne fera pas tomber les armes des mains de mes Soldats.» — Aber wörtlich und buchstäblich geschah dies gerade in dem ewig merkwürdigen russischen Feldzuge, wo den von Kälte ganz erstarrten, und aus Mangel an Nahrung völlig kraftlosen Händen seiner Soldaten die Waffen von selbst entfielen. — Et nunc intelligite reges!

*) Cum autem advenissent, et in suis regionibus singuli juvenilia tua puerilia quae facta narrassent etc.

**) Ob imprudentiam et stultitiam tuam.

„willst," fährt der Pabst fort, „die Völker schrecken, „und sagst: Ich werde meine Befehle nach Rom „senden, die Bildsäule des heiligen Petrus dort zer„brechen, den Pabst Gregor in Fesseln nach Con„stantinopel führen lassen, und dann mit ihm ver„fahren, wie Kaiser Constans einst mit dem Pabste „Martinus verfuhr. Aber wisse, daß die Päbste, „längst schon das einzige Einigungsband und die „ewigen Friedensvermittler zwischen dem Orient und „Occident sind. Uebrigens wenn Du uns drohen, „und mit roher Insolenz uns behandeln willst; so „darf der römische Pabst sich nur 24 römische Mei„len von hier entfernen und in der größten Sicher„heit kann er dann deine Drohungen verlachen." — Gregor erinnert hierauf den Kaiser an das endliche Schicksal des Constans, wie an jenes des heiligen Pabstes Martinus. Constans, sagt der Pabst, ward von einem seiner Hausbedienten erschlagen, und ging in der Fülle seiner Sünden in die Ewigkeit über; aber der Pabst Martinus wird jetzt noch von Scythiens Völkern als ein Heiliger verehrt, und der Wohlgeruch seiner Heiligkeit ist über den ganzen Erdkreis verbreitet. „Wollte Gott," fügt der Pabst hinzu, „wir könnten in die Fußtapfen des heili„gen Martinus treten; aber es ist unsere Pflicht, „zum Wohl und für das Beste des Volkes der „Gläubigen zu leben. Die Augen aller Völker „sind auf Uns gerichtet, und obgleich wir unsere „Unwürdigkeit bekennen, setzen sie doch ihr ganzes „Zutrauen in uns, wie auch in Denjenigen, dessen „Bildnisse Du zu zerstören drohest. Wage es ein„mal und mache einen Versuch, die Bildsäule des „heiligen Petrus zu stürzen; und sogleich wird sich „der ganze Occident erheben, und dann selbst die den „Orientalen von Dir angethanen Unbilden zu rächen „wissen. Unfähig, die Römer zu schützen, kannst

„Du blos sie plagen, ihre Stadt wegen ihrer Nähe „an der See, allenfalls auch plündern. Aber wie „gesagt, der Pabst darf sich nur 24 Meilen entfer„nen, und hat dann nichts mehr von allen Deinen „Drohungen zu befürchten.“ — Gregor beschwört den Kaiser, von seinen Thorheiten und Knabenstreichen endlich einmal abzulassen; bittet und ermahnet ihn, auf den rechten Weg zurückzukehren, und betheuert, daß, wenn er halsstarrig und verstockt in seinem Wahne beharren sollte, die Schuld alles deßwegen vergossenen Blutes auf seinen Scheitel zurückfallen würde. Seinen langen Brief endigt der Pabst mit einem kurzen Gebete, daß Jesus Christus, der reine Sohn der jungfräulichen Mutter, in dem Herzen des Kaisers wieder Platz nehmen, und jene vertreiben möge, welche ihn zu allen diesen teuflischen Thorheiten verführt hätten.

25. Das päbstliche Schreiben ließ Leo unbeantwortet. Aber Gregor ward in dem Pallaste von Constantinopel als ein Aufrührer verurtheilt, und List und Gewalt wurden versucht, den Pabst zu ermorden, oder seiner Person sich zu bemächtigen. Aber die Römer und alle italiänische Städte verbanden sich zum Schutze des heiligen Vaters, und auch die Longobarden traten diesem Bunde bei. — Bekanntlich hatten die vornehmern Volksclassen in Rom auf alle Pabstwahlen sehr großen Einfluß; und die Päbste, weil größtentheils von dem Volke gewählt, standen eben deßwegen auch dem Herzen desselben um so viel näher, waren ihm daher ungleich theurer, als die in weiter Entfernung in ihren Palästen schwelgenden byzantinischen Despoten. Aber bei allen großen, ganze Länder und Völker drückenden Calamitäten, als Pest, Ueberschwemmung, Krieg, Theurung, Hungersnoth ꝛc. kam nun noch stets die,

gleichsam auf alle Päbste forterbende, verschwenderische Freigebigkeit mit den Schätzen ihrer Kirche jedem öffentlichen, wie privat Elend tröstend und helfend entgegen. Mehrere tausend Familien wurden in solchen drangvollen Zeiten von der römischen Kirche genährt und am Leben erhalten, zahllose Kranken auf Kosten eben dieser Kirche gepflegt, und nicht selten, wenn Theurung und Hungersnoth droheten, Rom und die ganze Umgegend mit Getraide aus den, in Sicilien gelegenen Patrimonien des heiligen Petrus, reichlich versehen. Wenn Barbaren Italien überschwemmten, oder die, ihrer Uebermacht bewußten Longobarden die griechisch-italiänischen Provinzen mit Raubzügen und feindlichen Einfällen heimsuchten, und das entfernte Constantinopel weder zu schützen noch zu helfen vermochte, waren es stets die Päbste, auf welche alle Augen in ganz Italien gerichtet waren. Mit dem Golde ihrer Kirche erkauften sie den Frieden, oder eine lange dauernde Waffenruhe, und wußten dann durch ihr Ansehen und die Kraft ihrer Worte die Wildheit der Barbaren zu schmeidigen, und die mit ihnen geschlossenen Verträge aufrecht zu erhalten. Wenn Exarchen, griechische Herzoge, oder die, unaufhörlich geldbedürftige byzantinische Regierung aus den völlig ausgesaugten Provinzen auch den letzten Blutstropfen mit lechzender Zunge hinunter zu schlürfen droheten, waren es ebenfalls wieder die Päbste, die als Sachwalter der gegeiselten Völker auftraten, und ihre bittende, noch öfters ihre warnende Stimme selbst vor dem Thron von Constantinopel hören ließen. Nur durch die Festigkeit der Päbste ward die Raubsucht der Exarchen und der Herzoge von Rom, Neapel und Sicilien gezügelt, nur durch ihre Vermittelung die nie zu sättigende Geldgier des kaiserlichen Fiscus in Schranken gehalten. Kurz, wo es nur immer Etwas zu thun, zu schützen, zu helfen, zu

trösten und zu vermitteln gab, war immer der Stuhl des heiligen Petrus in Rom die einzige, aber auch sichere Zufluchtsstätte aller Bedrängten in ganz Italien. Und zu Allem diesem kam nun noch die, unmittelbar unter den Augen der Italiäner und vorzüglich der Römer, hervorleuchtende Heiligkeit des Wandels einer ununterbrochenen Reihe großer Päbste, die in Verbindung mit ihrer, über alles Irdische erhabenen Würde, sie allein schon zum allgemeinen Gegenstand der höchsten Verehrung aller Völker diesseits und jenseits der Alpen machte. Wie viele gerechte Ansprüche also von Seite der Päbste auf die Liebe und völlige Ergebung der Römer, wie aller Italiäner; und für diese, welche mächtige Motive, zum Schutze des geheiligten Oberhauptes der Christenheit, des ewigen Vermittlers und Friedensfürsten, ihres Freundes, Vaters, Wohlthäters und Beschützers kein Opfer zu scheun, jeder Gefahr zu trotzen, und mit Gut und Blut die geheiligte Person desselben zu vertheidigen!

26. Bei dieser allgemeinen Volksstimmung in Rom wie in ganz Italien war nichts natürlicher, als daß die Wachsamkeit der Römer, die gänzliche Ergebenheit der Italiäner, und selbst der Longobarden ungemeine Verehrung des Pabstes, alle Versuche des Kaisers, sowohl der List, wie der Gewalt unaufhörlich vereitelten. Um dem Pabste einstweilen die kaiserliche Ungnade recht empfindlich fühlen zu lassen, hatte Leo die Einkünfte aller, in seinem Bereiche liegenden päbstlichen Patrimonien einziehen lassen. Aber sobald die Italiäner dieses erfuhren, hielten nun ebenfalls alle Städte und Provinzen die, dem Kaiser zu zahlenden Steuern und Abgaben zurück. Als Leo den Pabst meuchelmörderischer Weise wollte hinrichten lassen, auch zu diesem Zwecke seinen Stallmeister

Marinus, unter dem Namen und mit der Würde eines Herzogs nach Rom geschickt, und dieser unter einigen feilen Anhängern des Kaisers eine geheime Verschwörung gegen das Leben des Pabstes zu Stande zu bringen gesucht hatte, konnte die Wachsamkeit der Römer auch nicht einen Augenblick getäuscht werden. Schon in ihrem Beginnen ward die ganze Verschwörung entdeckt. Die Häupter derselben, nämlich der Dux Basilius, der schändliche Jordanes, Archivar der römischen Kirche, und ein noch schändlicherer Subdiacon, Namens Johannes, wurden sogleich verhaftet. Alle ihre mörderischen Anschläge kamen nun an Tag. Die schuldigsten, nämlich der Archivar und Subdiacon wurden zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Der Dux Basilius, minder schuldig befunden, ward blos verurtheilt, sein Leben in einem Kloster zu beschließen.

27. Dieser mißlungene Versuch benahm jedoch dem Kaiser nicht den Muth. Mit offener Gewalt wollte er sich jetzt der Stadt und der Person des Pabstes bemächtigen. Der Exarch Paulus erhielt Befehl, mit einem Heere nach Rom zu marschiren, den heiligen Vater zu verhaften, ihn seiner Würde zu entsetzen, und an seiner Stelle einen andern, dem Willen des Kaisers sich schmiegenden Pabst wählen zu lassen. Aber dem Exarchen gebrach es an Mitteln, die erhaltenen Befehle zu befolgen; denn auch die Soldaten weigerten sich, etwas gegen das Oberhaupt der Kirche zu unternehmen. Nur wenige konnte er durch Geld und Versprechungen gewinnen, und der größte Theil des Heeres, mit welchem er langsam gegen Rom zog, bestand blos theils aus Verbrechern, denen man die Gefängnisse geöffnet hatte, theils aus herrenlosem, obgleich zahlreichem, überall zusammengerafftem Gesindel. So-

bald die Römer von dem Anzuge des Exarchen Kunde erhielten, griff sogleich die Stadt und die ganze Umgegend zu den Waffen. Eine zahlreiche Schaar Longobarden aus Spoleto stieß ebenfalls zu den Römern, und vereint zogen sie nun unerschrocken dem Exarchen entgegen. Dieser hatte jedoch jetzt nicht mehr den Muth weiter vorzurücken, sondern zog sich eiligst zurück, worauf auch das zu seinen Waffen gelaufene Gesindel sich gleichfalls wieder zerstreute. Die Unzufriedenheit der Italiener, und ihre Verachtung gegen einen halb wahnsinnigen Kaiser waren jetzt auf das höchste gestiegen. Rom und die übrigen Städte traten in einen noch engern Bund. Es ward beschlossen, Leo seines Meineides wegen als einen Feind Gottes und der Kirche des Thrones verlustig zu erklären, einen neuen Kaiser in Italien zu wählen, mit den Bulgaren ein Bündniß zu schließen, eine Flotte auszurüsten, und gerade nach Constantinopel zu segeln. Der Ausbruch dieses allgemeinen Aufstandes war schon ganz nahe, als der Pabst Kunde davon erhielt. Gregor war weit entfernt, irgend einen Aufruhr zu billigen. Alle Mühe gab er sich daher jetzt, die Gemüther wieder zu besänftigen; stellte den Italienern die Gefahren ihres tollkühnen Unternehmens vor, und hintertrieb die Ausführung eines Vorhabens, das für den Kaiser, bei der, ihm ohnehin so ungünstigen Stimmung aller seiner Unterthanen und vorzüglich der Einwohner von Constantinopel, von den verderblichsten Folgen hätte seyn können. Ueberhaupt verleugnete Gregor in allen seinen Handlungen nie den Charakter eines wahren Nachfolgers des Apostelfürsten. Bei der scheinbaren Collission seiner Pflichten folgte er blos der Richtschnur des Evangeliums, handelte in allen Lagen und Verhältnissen stets in dem Geiste und Sinne desselben. Er dankte dem

Volke für deſſen treue Anhänglichkeit an ſeine Perſon, lobte deſſen ſtandhafte Beharrlichkeit bei der wahren Lehre und dem Glauben ſeiner Väter; ermahnte es aber auch auf das nachdrücklichſte zur Unterwürfigkeit und zum Gehorſam gegen ſeinen, ihm von Gott geſetzten Kaiſer und Herrn. Jeder, ſagte er, müſſe Gott geben, was Gottes wäre, aber auch dem Kaiſer, was des Kaiſers wäre.

28. Des Pabſtes Standhaftigkeit und der Italiener Widerſtand hatten den Kaiſer auf das höchſte erbittert, die bisher mißlungenen Verſuche ſeinen Zorn noch mehr gereizt. Mit großem Koſtenaufwand ließ er jetzt eine Flotte ausrüſten, Truppen einſchiffen und ſandte die Flotte und das Heer gegen Rom. Die Plünderung dieſer Stadt ſollte ihn für die Kriegsunkoſten entſchädigen. Bei der Nachricht von dieſer gewaltigen Rüſtung des Kaiſers geriethen die Römer in Schrecken. Für ſeine Perſon hatte zwar Gregor nichts zu befürchten; denn an Liutprands Hofe war er des Schutzes und einer ehrenvollen Aufnahme verſichert; aber deſto mehr bangte ihm für die Stadt, die, ihrer Seelage wegen, der größten Gefahr jetzt ausgeſetzt war. In dieſer dringenden Noth nahm Gregor ſeine Zuflucht zum Gebete, das überhaupt die einzige Waffe war, deren er ſich gegen ſeine Feinde bediente. Jeden Tag lag er mehrere Stunden bei den Gräbern der Apoſtel auf ſeinen Knieen, und flehete um deren Hülfe und Beiſtand. Das Gebet des frommen Pabſtes ward erhört. Ein ſchrecklicher Sturm überfiel des Kaiſers Flotte im Angeſicht der Küſten von Italien. Schiffe wurden zerſtreut, noch mehrere gingen zu Grunde; und ſehr übel zugerichtet, landete, als das Toben der Winde und Wellen ſich gelegt hatte, die noch übrige Flotte in der Nähe

von Ravenna. Unerschrocken sahen die Einwohner dieser Stadt der nahenden Gefahr entgegen. Weiber, Kinder und Greise hüllten sich in Bußkleider, streueten Asche auf ihr Haupt, und lagen Tag und Nacht in den Kirchen auf ihren Knieen. Aber die gesammte waffenfähige Mannschaft stand wohl gerüstet und bereit, für die Sache der Religion und der Kirche wacker zu kämpfen. Eine entscheidende Feldschlacht zogen die tapfern Ravennaten einer langwierigen Belagerung vor; sie zogen also aus der Stadt dem feindlichen Heere entgegen. Als sie im Angesicht desselben sich in Schlachtordnung stellten, hörten sie plötzlich eine starke, ihnen gewissen Sieg verkündende Stimme. Diese übernatürliche Erscheinung entflammte den Muth der Bürger zu einem Enthusiasmus, der sogar auch die bei ihnen befindlichen Lohnsoldaten ergriff. Unwiderstehlich war jetzt ihr Angriff. Nach kurzem aber blutigem Kampfe ward Leos Heer in die Flucht geschlagen. Die Fliehenden suchten sich auf ihre Schiffe zu retten; aber das ungemein bevölkerte Küstenland ließ eine Menge bewaffneter Bote vom Lande stoßen. Vollständig ward nun die Niederlage des Feindes, der Po so sehr mit Blut gefärbt, daß man sich lange Zeit der Fische aus diesem Flusse enthielt; und von der ganzen furchtbaren Seerüstung, welche den Pabst und die Römer geängstiget, und Roms Kirchenschätze und den Raub aller italienischen Provinzen nach Konstantinopel führen sollte, kamen nur einige wenige Trümmer in höchst traurigem Zustande wieder zurück.

29. Auch dieser Unfall beugte noch nicht den Eigensinn des verblendeten Monarchen. Exhylaratus, Herzog von Neapel, ein in seine Sklavenfesseln verliebter Günstling des Despoten, erhielt Befehl,

ſich wo möglich und auf welche Art es ſeyn möchte, der Stadt Rom und des Pabſtes zu bemächtigen; die höchſte Gunſt des Kaiſers ſollte der Lohn des mit Erfolg, durch Liſt oder Gewalt, ausgeführten Unternehmens ſeyn. Exhylarat war des Gehorſams der im Neapolitaniſchen ſtehenden Truppen verſichert. Eine Verſtärkung an Mannſchaft landete ebenfalls glücklich in Neapel, und endlich gelang es ihm auch noch, die Neapolitaner zu bethören, daß ſie die Sache der Religion verließen, und des Herzogs Unternehmen nach Kräften unterſtützten. Auf ſeinem Marſche gegen Rom fertigte er einen Courier ab mit Briefen an verſchiedene vornehme Römer, die er für geheime Anhänger des Kaiſers hielt. Er meldete ihnen, daß er im Anzuge gegen Rom begriffen ſey; wenn er vor den Mauern der Stadt erſcheinen würde, ſollten ſie in dem Innern derſelben einen Aufſtand erregen, im Tumult den Pabſt und deſſen Anhänger ermorden, und er wolle ſodann unverzüglich mit ſeinen Truppen ebenfalls in die Stadt dringen, und ſie gegen alle fernere Folgen in Schutz nehmen. Große Verheißungen waren dieſer Auffoderung beigefügt. So wie ſchon manches andere Complott, ſcheiterte auch dieſes an der Wachſamkeit der Römer. Der Courier und die Briefe wurden aufgefangen, ohne die Vermittelung des Pabſtes wäre jener von dem wüthenden Volke in Stücken zerriſſen worden. Aber der Dux Peter und alle, gegen welche die an ſie gerichteten Briefe des Exhylaratus der Römer gerechten Verdacht erregt hatten, wurden noch an demſelben Tage aus der Stadt gejagt. Zudem wollte man jetzt in Rom den Anmarſch der Neapolitaner nicht einmal erwarten, ſondern die Römer zogen ihnen entgegen, lieferten ihnen ein Treffen und ſchlugen ſie in die Flucht. Exhylaratus und deſſen Sohn Hadrian

wurden gefangen, und beide von den, gegen Vater und Sohn, erbitterten Römern erschlagen.

30. Die Sache der Religion hatte nun überall gesieget; aber mitten in ihrem Triumphe versammelte Gregor nun auch noch ein Concilium in Rom. Dreiundneunzig Bischöfe fanden sich dabei ein. Die Ketzerei der Bilderstürmer ward einstimmig verdammt, und der Bannfluch gegen alle ausgesprochen, welche der Kirche Lehre von der Verehrung heiliger Freunde Gottes verwürfen und deren Bilder zerstörten. Stillschweigend war der Kaiser unter diesem Ausspruch begriffen, jedoch nicht namentlich bezeichnet; denn auch jetzt wollte Gregor ihm noch Raum lassen zur Besinnung und Besserung des Herzens.

31. Gleich im Anfange des Bilderstreites hatte auch der Longobardenkönig Liutprand sich für den Pabst und die wahre Lehre erklärt, jedoch in den ersten Zeiten an dem Kampfe keinen thätigen Antheil genommen. Erst als die Verwirrung der italiänischen Angelegenheiten immer größer ward, die Flamme der Zwietracht immer weiter um sich griff, und selbst viele der kaiserlichen italiänischen Unterthanen, die, müde der Gewissenstyrannei eines, die Kirche und deren Glauben anfeindenden Despoten, eine Regierungsveränderung sehnlichst wünschten, Liutprand auffoderten und ermunterten, den gegenwärtigen, ihm so günstigen Augenblick zu benutzen, um die Grenzen seines Reiches zu erweitern, brach er endlich mit seinem Heere auf, und rückte feindlich gegen die Grenzen des Exarchats. Die heilige Sache der Religion und die bedrohte Freiheit der Kirche waren Liutprands angebliche Ursachen seines Krieges gegen den Kaiser; obgleich sehr wohl auch die sichere Hoffnung leichter

Eroberung und bedeutenden Ländergewinnes nicht minder mächtige Beweggründe gewesen seyn mochten.— Mehrere der schlecht besetzten und noch schlechter vertheidigten Städte wurden schnell erobert, und endlich ward in dem nämlichen Feldzuge sogar noch das, bisher unbezwingbare Ravenna belagert. Aber wahrscheinlich würde diese Belagerung fruchtlos gewesen seyn, hätte nicht Verrath dem König die Stadt überliefert. Die Longobarden lagen ohngefähr 5 Tage vor der Stadt, als sie Gelegenheit fanden, mit einem der Einwohner ein geheimes Verständniß anzuknüpfen. Verführt durch das Versprechen einer ungeheuern Summe Geldes, versprach jener, dem König die Eroberung der Stadt zu erleichtern. Abgeredeter Maßen unternahmen die Longobarden nun einen verstellten Angriff auf das Thor Vico Salutare; sogleich zogen sich die Besatzung und alle bewaffneten Einwohner gegen diese Seite der Stadt; aber während sie hier einzig beschäftigt waren, die Stürmenden zurückzutreiben, öffnete der Verräther das entgegengesetzte Thor Vico Leproso. Die Longobarden drangen scharenweise herein, und als die Einwohner den Feind schon in ihrer Stadt erblickten, warfen sie ebenfalls die Waffen hinweg, und ergaben sich dem Sieger. Liutprand war nun im Besitze von Ravenna, und zwar unendgeldlich; denn Derjenige, der ihm die Stadt verkauft und verrathen hatte, ward bei dem Eindringen der Longobarden durch das Thor Vico Leproso, durch einen, oberhalb befindlichen, sehr schweren, und wie es scheint, schlecht befestigten, und daher jetzt herabstürzenden Balken erschlagen.

32. Nach der Eroberung von Ravenna bemächtigten sich die Longobarden noch einiger andern Städte, und unter diesen auch der, auf römischem

Gebiete liegenden Stadt Sutri. Auf die Bitten und Vorſtellungen des Pabſtes räumte Liutprand nach 40 Tagen wieder dieſe Stadt; übergab ſie aber nicht den kaiſerlichen Beamten, ſondern als ein Geſchenk dem römiſchen Stuhle, und legte dadurch den erſten, obgleich nur ſchwachen Grundſtein zu dem, nachher von Pipin und Carl dem Großen errichteten Gebäude der weltlichen, ſouverainen Macht unſerer Päbſte.

33. Noch vor dem Ausbruch des longobardiſchen Krieges hatte Leo den Patricier Eutychius, einen Verſchnittenen, zum Exarchen ernannt. Dieſer ging nicht nach Ravenna, ſondern nach Neapel, weil er auf dieſe Stadt mehr, als auf jede andere der italiäniſchen Städte zählen, mithin dort leichter als anderswo ſeine meuchelmörderiſchen Entwürfe gegen den Pabſt ausführen zu können glaubte. In Rom gab es immer noch einige geheime Anhänger des Kaiſers, oder vielmehr einige ſchlechte feile Seelen, die für Gold jetzt den Pabſt und dann auch wieder den Kaiſer verrathen hätten. Mit dieſen ließ Eutychius ſich in einen Briefwechſel ein; aber von den wachſamen Römern ward auch dieſe geheime Correſpondenz und folglich auch das ganze neue Gewebe der Bosheit bei Zeiten wieder entdeckt, der Exarch hierauf einſtimmig in die Acht erklärt, und von dem Pabſte in den Bann gethan; und dieſer neue ſchändliche Verſuch hatte keine andere Folge, als daß er das Band der Treue und Liebe, welches die Römer an den Pabſt feſſelte, nur noch feſter zuſammenzog; ſo daß Roms Einwohner von allen Ständen ſich auf das neue, durch einen beſondern Eid zum Schutz der geheiligten Perſon des Oberhauptes der Kirche verpflichteten. Da Eutychius endlich einſah, daß all ſein Streben, den Pabſt und die Römer zu

demüthigen, fruchtlos wäre, so lange beide von den Longobarden geschützt würden; gab er sich alle Mühe, ihnen diesen Schutz zu entziehen. Durch die lockendsten Versprechungen suchte er nun den König, wie auch die beiden Herzoge von Spoleto und Benevent für sich und die Sache seines Herrn zu gewinnen. Aber König Liutprand, wie die beiden Herzoge, und diese, wie alle übrigen Großen wießen des Exarchen schändliche Anträge mit Abscheu zurück, und bald darauf brach nun wirklich der longobardische Krieg aus, der, wie wir so eben erzählt, die Eroberung der Hauptstadt des Exarchats und mehrerer andern Städte zur Folge hatte.

34. Nichts war für den Kaiser schmerzhafter, als der Verlust von Ravenna. Es war der Schlüssel zu allen seinen übrigen Besitzungen im Innern des Landes. Um es wieder zu erobern fühlte er sich zu ohnmächtig. Durch der Sarazenen, beinahe jedes Jahr sich wiederholende feindliche Einfälle unaufhörlich beängstiget, und von den Bulgaren in der Nähe bedrohet, durfte er es nicht wagen, einen Theil seines Heeres nach Italien zu senden; und auf die Unterstützung seiner italiänischen Provinzen konnte er, so lange er bei seinem bilderstürmischen Wahn beharrte, durchaus nicht rechnen. In dieser Verlegenheit warf er seinen ängstlichen Blick auf den, immer schöner aufblühenden, und damals in Italien schon in großem Ansehen stehenden Freistaat von Venedig. Eutychius mußte sich von Neapel nach Malamoico, den Sitz der venetischen Regierung begeben, und die Unterhandlungen, die er dort mit der Republik anknüpfte, führten schneller, als man hätte glauben mögen, zu einem, für den Kaiser höchst günstigen Resultat. Offenbar lag es auch nicht in dem Staatsinteresse von Venedig, daß die Herrschaft

der Longobarden sich über ganz Italien erstrecken sollte. Ein so mächtiger, und dabei so naher Nachbar mußte dem jungen Freistaat ungleich gefährlicher scheinen, als der weit entfernte, in Italien ganz ohnmächtige griechische Kaiser, den die Republik zwar als ihren Schutzherrn erkannte, dessen Schutzes sie aber nicht bedurfte, und der auf die Angelegenheiten des Freistaates auch keinen andern Einfluß hatte, als daß er Venedigs vornehmere Bürger mit realitätslosen Würden und veralteten Ehrentiteln schmücken durfte. Ursus, damaliger Herzog von Venedig, versprach also, die Longobarden aus Ravenna zu vertreiben, und diese Stadt dem Exarchen wieder zu übergeben. In aller Eile rüstete er eine Flotte aus, schiffte sich mit dem Eutychius und einer gehörigen Anzahl Truppen ein, und segelte gegen Ravenna. Von Seite der Venetianer hatten die Longobarden am wenigsten einen Angriff erwartet. Alle Vorbereitungen zu diesem Seezuge waren in Geheim und mit großer Eilfertigkeit betrieben worden, daß man weder in Pavia noch in Ravenna die mindeste Kunde davon hatte, als plötzlich die venetianische Flotte auf der Höhe dieser Stadt erschien, ihre Truppen sogleich nahe bei derselben an das Land setzte, den Hafen und die Vorstadt Classis erstürmte, und nach kurzem, obgleich hartem Kampfe, die überraschte und überfallene schwache longobardische Besatzung auch aus Ravenna vertrieb. Hildebrand, ein sehr naher Anverwandter Königs Liutprand ward von den Venetianern zum Gefangenen gemacht, und der tapfere Peredeus, Hildebrands Unterfelherr im Gefechte erschlagen. Sobald Ravenna in den Händen der Venetianer war, ermannten sich auch die übrigen, von Liutprand eroberten italiänischen Städte, griffen zu den Waffen, jagten die, größtentheils sehr schwachen longobardischen Besatzungen fort, und bis

auf die, gegen den ſpoletaniſchen Grenzen zu liegende feſte Stadt Narni, gingen nun Liutprands ſämmtliche Eroberungen eben ſo ſchnell wieder verloren, als er ſie im vorigen Jahre gewonnen hatte *).

*) Die Wiedereroberung Ravennas durch die Venetianer wird beinahe von allen Geſchichtſchreibern auf eine ganz andere, als die hier angegebene, jedoch offenbar irrige Weiſe motivirt. Gröſtentheils ſagen ſie, der Pabſt Gregor ſei die Seele dieſer Unternehmung geweſen; Er habe an die Venetianer geſchrieben, ſie gegen die Longobarden aufgehetzt, die Republick auf die, von Seite der Longobarden ihr drohenden Gefahren aufmerkſam gemacht, und unabläſſig zur Wiedereroberung Ravennas ermuntert und angetrieben. Dieſe Behauptung ſtützen ſie auf einen Brief Gregors an den Herzog Urſus, den uns Andreas Dandulus aufbewahrt hat, und welchen man auch bei Baronius und mehrern andern findet. Aber Muratori, ein eben ſo gelehrter, als unbefangener, und eben ſo wahrheitliebender als ſcharfſinniger Kritiker bezweifelt ſehr ſtark die Aechtheit dieſes Briefes, welcher ſich auch mit Gregors bekannter großer Klugheit, ſo wie mit ſeinem geraden, edeln Charakter durchaus nicht vereinbaren läßt. Wie kann man einen Augenblick annehmen, daß dieſer argloſe heilige Pabſt einem Monarchen, der ihn bisher vorzüglich gegen die Verfolgungen des Kaiſers geſchützt hatte, auf deſſen Schutz er ſelbſt ſo ſtolz war, daß er dem Leo ſchreiben konnte, er dürfe ſich nur wenige Meilen von Rom entfernen, um auf longobardiſchem Gebiete alle ſeine Drohungen verlachen zu können; einem Monarchen endlich, von welchem er nur Beweiſe von Ehrfurcht und Liebe erhalten, und der unlängſt erſt die Stadt und das Gebiet von Sutri dem römiſchen Stuhle zum Geſchenke gemacht hatte, nun mit ſo unverzeihlichem Undank gelohnet habe? Zudem würde auch der Pabſt, durch ein ſolches Betragen, ſeine, ihn bisher in allen ſeinen Handlungen ſo ſicher leitende Beſonnenheit, auf eine beinahe unbegreifliche Weiſe verläugnet haben. Konnte er denn wohl vernünftiger Weiſe glauben, daß ſeine

Intriguen zu Venedig sehr lange ein Geheimniß bleiben würden; und mußte er dann nicht befürchten, daß Liutprand, einmal davon in Kenntniß gesetzt, und dann mit Recht gegen eine solche arglistige Politik im höchsten Grade aufgebracht, ihn verlassen, und der ganzen Rache des gegen ihn zürnenden fanatischen Leo preisgeben würde? Welche schreckliche Verwirrung und Verwüstung in der Kirche wäre aber hievon nicht die unausbleibliche Folge gewesen? — Die Beweggründe zur Wiedereroberung Ravennas lagen, wie wir oben gezeigt haben, den Venetianern so nahe, daß es wahrhaftig keiner Aufhetzung, keiner Ermunterung und keines Antriebes von Seiten des Pabstes bedurfte, um ihrem Entschluß Bestimmung und Festigkeit zu geben. Da es zur Eroberung Ravennas einer Flotte bedurfte, so war nichts natürlicher, als daß die Regierung in Constantinopel ihre Augen auf die Republick Venedig warf, und da der Exarch Eutychius sich um eben diese Zeit nach Malamocco begab; so ist es beinahe außer allem Zweifel, daß er von seinem Hofe den Auftrag erhalten hatte, mit der Republick in Unterhandlungen zu treten. Höchst wahrscheinlich waren die Venetianer sehr froh darüber, daß sie von dem Kaiser zu dieser Expedition aufgefodert wurden, und mehrere tausend Pfund Goldes zu einer Seerüstung erhielten, die sie ihres eigenen Interesses wegen auch gar gerne ohne alle Entschädigungsgelder würden unternommen haben. — In ihrer gutmüthigen Einfalt glaubten selbst manche gutgesinnten Schriftsteller die Sache ja recht verkehrt darstellen zu müssen, in der Meinung, Gregors Verdienste dadurch noch mehr zu erhöhen, indem sie des Pabstes Benehmen als einen Beweis seiner Loyalität und treuen Anhänglichkeit in allen weltlichen Dingen an den Kaiser, wollten geltend machen. Aber von gewissenhafter Erfüllung aller seiner Unterthanspflichten hatte der Pabst schon genug Beweise gegeben; alle seine Briefe, Reden und Ermahnungen athmeten nichts als Ruhe, Gehorsam und Unterwerfung unter der gesetzmäßigen weltlichen Macht; und als sämmtliche italiänische Provinzen, von Longobarden und Bulgaren unterstützt, dem Leo förmlich den Gehorsam

35. Ravenna's Wiedereroberung von den Griechen würde für den Pabst, wie für die Römer von den verderblichsten Folgen gewesen seyn, hätte

---

aufkündigen und einen neuen Kaiser wählen wollten, war es blos der Pabst, der den, über das ganze kaiserliche Italien verbreiteten Geist des Aufruhrs dämpfte, und einem furchtbaren innern Krieg zuvorkam, wovon entweder Leos Entthronung, oder die völlige Losreißung aller italiänischen Provinzen von dem Kaiserreiche die unvermeidliche Folge hätte seyn müssen. Von dieser Seite ist also Pabst Gregor hinreichend gerechtfertiget, und es bedarf wahrlich hiezu keines neuen Beweises, und am wenigsten eines solchen, der, wäre er gegründet, mit dem gerechten Vorwurf schwarzen Undankes unzertrennlich verbunden seyn würde. — Endlich trägt auch jener vorgebliche Brief Gregors an Ursus, Herzog von Venedig, mehrere ganz unverkennbare Spuren seiner Unächtheit. So z. B. nennt der Pabst in diesem unterschobenen Briefe die longobardische Nation; nec dicendam gentem, welches eben so viel ist, als nefandam: ein Beiwort, das man damals blos den Sarazenen gab, und das, angewendet auf die Longobarden, welche seit geraumer Zeit dem römischen Stuhle nur Beweise der größten Ehrfurcht gaben, und jetzt von einem der frömmsten, gerechtesten und edelsten Monarchen beherrscht wurden, eine offenbar ungerechte, und des heiligen Pabstes höchst unwürdige Schmähung gewesen wäre. Eben so sonderbar wird in diesem Schreiben auch der Exarch Eutychius von dem Pabste, geliebter Sohn genannt. Nun war aber Eutychius damals in dem Kirchenbann; und schwerlich möchte wohl je noch ein Pabst einen wegen meuchelmörderischer Anschläge gegen das Oberhaupt der Kirche, von derselben getrennten, aus ihrem Schoße ausgestoßenen und mit dem Bannfluch belegten Verbrecher filium suum dilectissimum genannt haben. Kurz der ganze Brief ist unächt und unterschoben, und mit ihm stürzt auch das ganze, darauf errichtete Fabelgebäude von selbst zusammen.

nicht abermal die Hand der Vorsehung dem Sturm geboten, und das drohende Ungewitter schnell wieder zertheilt. Liutprand wollte seinen Anverwandten, den Hildebrand um jeden Preis und so bald als möglich aus der Gefangenschaft befreien; aber der Gefangene war in Leos Gewalt, und seine Befreiung hing blos von dem Kaiser ab. Um seinen Zweck zu erreichen, suchte er jetzt auf jede Weise sich dem Exarchen wieder zu nähern. Eine so schöne Gelegenheit, dem Pabste und den Römern den Schutz des mächtigen Longobarden-Königes zu entziehen, ergriff Eutychius mit beiden Händen, erneuerte seine, vor einiger Zeit schon gemachten Anträge und versprach noch über dies, nöthigen Falls dem König zu Bezwingung der beiden übermächtigen Herzoge von Spoleto und Benevent behülflich zu seyn. Zwischen Beiden kam also ein Bündniß zu Stande, kraft dessen König Liutprand sich verbindlich machte, nach Bezwingung der beiden erwähnten Herzoge, sein Heer zu Eutychius Truppen stoßen zu lassen, gemeinschaftlich nach Rom zu ziehen, die Stadt der Herrschaft des Kaisers zu unterwerfen und sie dem Exarchen wieder zu übergeben. Liutprands erster Feldzug gegen die Herzoge ward, wie wir wissen, durch Thrasamunds freiwillige Unterwerfung schnell beendiget, und vereint zogen nun Longobarden und Griechen gegen Rom, und lagerten auf den neronischen Ebenen, zwischen der Tiber und der Peterskirche, der Engelsburg gerade gegenüber.

36. Von den zwischen Liutprand und dem Exarchen gepflogenen Unterhandlungen hatte Gregor bei Zeiten genaue Kunde erhalten. Noch nie schwebten die Kirche, ihre Lehre, ihr Oberhaupt und die Römer in größerer, augenscheinlicherer Gefahr als jetzt. Nach menschlichen Ansichten war Alles ver-

loren, und Rom auf das Neue der Willkühr eines erzürnten, in ſeinem fixen Wahn rückſichtlos grauſamen Despoten preisgegeben. Indeſſen entſank Gregor nicht der Muth. Da er in der Nähe weder Hülfe noch Rettung erblickte, wandte er ſich an den mächtigen Carl Martel in Frankreich. Aber er foderte von ihm keine kriegeriſche Hülfe; auch wäre eine ſolche Foderung, bei der zwiſchen Carl und Liutprand beſtehenden innigen Freundſchaft offenbare Thorheit geweſen; um was er den mächtigen Herzog und Fürſten der Franken bat, war blos deſſen gütliche Vermittelung bei ſeinem treuen Freunde, dem König der Longobarden. Carl entſprach dem Wunſche Gregors, und ſchrieb unverzüglich zu Gunſten des Pabſtes und der Römer an ſeinen königlichen Freund nach Italien. Wir kennen zwar nicht den Inhalt der beiden Briefe, aber daß letzterer den erwünſchten Eindruck auf Liutprand machte, daran iſt gar nicht zu zweifeln. Mehr als auf alle menſchliche Hülfe ſetzte indeſſen Gregor ſein Vertrauen auf den Beiſtand von oben; er ordnete öffentliche Buß- und Bettage, rang ſelbſt Tag und Nacht im Gebete, welches er mit ſtrengem Faſten und reichem Almoſen verband. Aber das Gebet iſt die geheime Pforte zu einer höhern, überirdiſchen Welt; und in dieſe dringt jeder ein, der mit Beharrlichkeit und feſtem Vertrauen an jener klopft; und wie wunderbar Gott das Flehen ſeines oberſten Prieſters jetzt erhörte, werden wir ſogleich, und gewiß nicht ohne freudiges Erſtaunen erſehen.

37. Zitternd erblickten die geſchreckten Römer von ihren Mauern herab die zahlreichen, auf den weiten Ebenen an der Tiber gelagerten longobardiſchen Schaaren; und noch ſchreckbarer für ſie waren die, jenſeits des Fluſſes wehenden griechiſchen Fah-

nen. Aber voll hoher Zuversicht, weil stark durch lebendigen Glauben, befiehlt Gregor, das Tiberthor zu öffnen, und ohne die Folgen dieses Schrittes ängstlich zu berechnen, geht er, von Einigen aus seiner hohen Geistlichkeit begleitet, geradezu in das Lager der Longobarden. Als dem erstaunten Liutprand die Annäherung Gregors gemeldet ward, änderte Gott plötzlich das Herz und die ganze Gesinnung dieses Königes. Von unwillkührlicher Ehrfurcht ergriffen, geht er dem Pabste entgegen, sinkt vor demselben auf ein Knie, hört mit der innigsten Rührung die bittenden und zärtlich mahnenden Reden des heiligen Vaters, umarmt ihn hierauf, und gelobet auf das Neue, die Kirche und deren geheiligtes Oberhaupt nie mehr zu verlassen, gegen alle ihre Feinde mit seiner ganzen Macht sie zu schützen. In wenigen Augenblicken war also der Friede schon wieder befestiget, der Triumph der Kirche gesichert, Rom gerettet, und in brüderlichem Verein gingen Pabst und König in die, außerhalb der Stadt gelegene Kirche des Vaticans. Hier an dem Grabe des Fürsten der Apostel warf der fromme König sich zur Erde, verrichtete mit sichtbarer Inbrunst ein kurzes Gebet, legte hierauf den königlichen Mantel, seine kostbaren, mit Juwelen gezierten Armbänder, seinen vergoldeten Dolch und Degen, seine goldene Krone und sein silbernes Kreuz ab, und weihete Alles als ein Unterpfand seiner tiefsten Ehrfurcht dem Andenken des großen Apostels. Zufriedenheit und innerer Friede, der Lohn aller schönen Seelen nach jeder vollbrachten edeln That, spiegelten sich auf dem Gesichte des guten Königes; aber eine desto traurigere, bejammernswerthere Figur machte jetzt der Exarch Eutychius; zwar versuchte er durch Gegenvorstellungen das Herz des Königes wieder zu wenden; aber Liutprands entscheidender Ton schloß

ihm den Mund; auf des Königes Fürbitte sprach ihn jedoch der Pabst von dem Banne los, und söhnte ihn mit der Kirche wieder aus. Liutprand zog jetzt mit seinem Heere von Rom wieder ab; auch Eutychius Scharen gingen nach Hause; doch ward dem Exarchen erlaubt, in die Stadt zu kommen, wo er nun auch wirklich, obgleich mehr wie ein genau beobachteter Gefangener, als des Kaisers höchster Beamte in Italien, einige Wochen sich aufhielt. — Wie schön, wie unverhofft und unerwartet hatte, nach einigen düstern, schwer umwölkten Tagen, jetzt nicht über Rom der Himmel sich plötzlich wieder erheitert! Wer hier nicht die sichtbare Hand der Allmacht erblickt, für den wirft der Spiegel der Geschichte auch nicht einen einzigen belebenden Strahl mehr zurück.

38. Während des Exarchen Aufenthalt in Rom, kam Botschaft aus der Romagna: die ganze Landschaft sey in vollem Aufruhr; ein gewisser Tiberius mit dem Beinamen Petasius habe sich mit dem kaiserlichen Purpur geschmückt, und die Städte Maturano, (h. z. T. Barborano) Viano und Bleda ihm schon gehuldiget. Der leicht zu erschreckende Exarch gerieth in die ängstlichsten Besorgnisse; schon über ganz Italien sah er den Aufruhr verbreitet, und die Aufrührer vor den Thoren der Stadt Rom. Aber der unerschrockene Gregor richtete ihn wieder auf, belebte auf das Neue seinen schon völlig gesunkenen Muth. Auf den Ruf des Pabstes griffen die Römer zu den Waffen; mehrere der Vornehmsten aus dem römischen Adel stellten sich an die Spitze der bewaffneten Haufen, und mit diesen zog nun Eutychius gegen die Rebellen. Petasius, noch furchtsamer, als der Exarch, wagte keine offene Feldschlacht, sondern schloß sich in Ma-

turano ein. Nach kurzer Belagerung ward die Stadt mit Sturm erobert, Petasius im Gefechte erschlagen, und dessen Kopf von Eutychius dem Kaiser nach Constantinopel gesandt.

39. Dieser neue Beweis der treuen Ergebenheit des Pabstes machte auf den Kaiser wenig oder gar keinen Eindruck. Auch jetzt noch ward Ersterm blos die Wahl gelassen zwischen Entsetzung und Verbannung, oder knechtischer Befolgung der kaiserlichen, bilderstürmerischen Edicte; in diesem Falle, hieß es in Constantinopel, werde man alles Vergangene vergessen. Der Afterpatriarch Anastasius erfrechte sich sogar, dem Pabste in einem Synodalschreiben seine Erhebung auf den Patriarchenstuhl bekannt zu machen. Das demselben beigefügte Glaubensbekenntniß war übrigens, bis auf die Lehre von der Verehrung der Heiligen und deren Bilder, vollkommen rechtgläubig. Gregors Antwort war, daß, so lange Anastasius sich auch nur in einem Punkte von der Lehre der allgemeinen Kirche entferne, der römische Pabst ihn nicht als seinen Mitbruder im heiligen Amte erkennen, im Gegentheil das Anathema über ihn aussprechen werde.

40. Gleich einem müden Wanderer stand jetzt der Pabst an dem Ziele seiner mühe- und gefahrvollen Laufbahn. Aber mit der Heiterkeit einer reinen, schuldlosen Seele auf die Vergangenheit zurückblickend, war der Tod für ihn eine freundliche, ihn zur Ruhe einladende Erscheinung; und wie stets im Leben, auch so im Tode, ganz in den Willen Gottes ergeben, ging er am 2. Februar des Jahres 731 in ein besseres Leben über. Gregor II. war einer der größten und ausgezeichnetesten Päbste, ein wahrer, würdiger Nachfolger des großen Für-

sten der Apostel. Das Element seiner Kraft war auch bei ihm eine gänzliche, in keiner Lage und in keinem Verhältniß sich verleugnende Hingebung in den Willen Gottes, und ein eben so unerschütterliches, nie wankendes Vertrauen auf den, ohne dessen allerheiligsten Willen auch nicht ein Haar von unserm Haupte fällt; daher seine, auch unter den größten Gefahren sich stets gleich bleibende Besonnenheit, seine mit Taubeneinfalt verbundene Staatsklugheit, seine feste Haltung und Unerschrockenheit mitten unter den, gegen ihn geschleuderten Blitzen zeitlicher Tyrannei, und endlich jener feine sichere Takt, mit dem er, unter den mannigfaltigen, ihm zustehenden Pflichten, stets die sie scheidende Grenzlinie eben so richtig, als genau zu bestimmen wußte. Als Oberhaupt der Kirche kämpfte er mit Kraft und Entschlossenheit gegen einen ketzerischen Irrthum, den eine vermessene, alle gesetzliche Schranken überschreitende weltliche Macht mit Waffengewalt der Kirche aufdringen wollte. Er lobte daher die Völker, wenn sie, eingedenk, daß man Gottes Geboten mehr folgen müsse, als jenen der Menschen, die letztern nicht achteten, wenn sie den erstern widerstrebten. Aber jedem bürgerlichen Aufruhr abhold, predigte Gregor stets den Gehorsam gegen den Kaiser in Allem, was des Kaisers war, bewog die italienischen Städte, demselben wieder die gewöhnlichen Steuern und Abgaben zu entrichten; erhielt ihm seinen Antheil an Italien, als dieser schon im Begriffe stand, sich seiner Herrschaft zu entziehen, dämpfte endlich blos durch seinen Muth und die Gegenwart seines Geistes den Aufruhr des Petasius, welcher, auf ein einziges Wort des Pabstes, mit Blitzesschnelle sich über alle italienischen Provinzen würde verbreitet haben; kurz, mit unverbrüchlicher Treue erfüllte Gregor stets jede

seiner Unterthanspflichten, und zwar gegen einen Monarchen, der offenbar in den Charakter eines Tyrannen übergegangen war, unaufhörlich meuchelmörderische Anschläge gegen das Leben des Pabstes entwarf, und zwar blos deswegen entwarf, um, wenn der Hirt erschlagen wäre, die Heerde desto sicherer zu verschlingen, das heißt, die erste Kirche der Christenheit, mit der in Gemeinschaft zu stehen von den ältesten Zeiten an stets für ein untrügliches Zeichen der Rechtgläubigkeit gehalten ward, nun ebenfalls mit dem Schlamm seiner Ketzerei zu beflecken. Zwar ist es nicht zu leugnen, daß zu den Zeiten Gregors II. die staatsrechtlichen Bande, welche die italienischen Provinzen an das oströmische Reich knüpften, ungemein erschlafften; aber dieses war nicht der Fehler des Pabstes, sondern der, in ihrem ketzerischen Wahne fest gebannten, und dabei doch täglich stets matter und kraftloser werdenden byzantinischen Regierung; und Gregor II. bleibt immer noch das große Verdienst, daß eben diese Bande unter seinem Pontificate wenigstens nicht gänzlich zerrissen und völlig sich auflößten. Uebrigens war Gregor II. ein Muster leuchtender Frömmigkeit, der Vater seiner Geistlichkeit, ein zarter Tröster und Pfleger aller Armen und Bedrängten, deren Elend oder Noth er zu jeder Zeit mit überfließender Milde entgegen kam; kurz, in seinem Privat-, wie in seinem öffentlichen Leben stets rein und tadellos erfunden, starb er den Tod des Gerechten, und ward daher von der Kirche mit allem Fug den Heiligen beigezählt, und seine Gedächtnißfeier auf den 11. Februar, dem Tage, an welchem er in die Herrlichkeit seines Herrn einging, festgesetzt *).

*) Die griechischen Geschichtschreiber Theophanes, Zona-

ras, Cedrenus ꝛc. entwerfen freilich von Gregor II. ein ganz anderes Bild. Ihnen zu Folge war es dieser Pabst, der zuerst den Aufruhr in Italien hervorrief, ihn gleichsam organisirte, den Kaiser in den Bann that, ihn des Reiches verlustig erklärte, und dessen italiänische Unterthanen von dem ihm geleisteten Eide lossprach, kurz, sie bezeichnen Gregor als den Urheber jener großen Revolution, welche für das byzantinische Reich den Verlust aller seiner italiänischen Besitzungen nach sich zog. Aber den Behauptungen der Griechen widersprechen einstimmig die Erzählungen aller lateinischen Geschichtschreiber; und wie weit überwiegender ist nicht schon blos das Zeugniß eines Anastasius oder Paul Warnfrieds, als selbst die vereinten Zeugnisse der Griechen, die, von allen Angelegenheiten des Abendlandes schlecht unterrichtet, die Ereignisse fremder Länder blos nach dem Hörensagen erzählen, denen historische Kritik ein durchaus unbekanntes Feld ist, die überdieß einander gewöhnlich beinahe buchstäblich abschreiben, und die endlich seit der letzten Trennung unter ihrem Patriarchen Photius stets die Abendländer, deren Kirche und vorzüglich die Päbste, so viel möglich in Schatten zu stellen bemüht sind. Die vielen oben angeführten unläugbaren historischen Thatsachen, deren sogar selbst die Griechen zum Theil erwähnen, beweisen schon vollkommen den Ungrund ihrer Beschuldigungen. Eben so laut sprechen auch die noch vorhandenen italiänischen Urkunden aus dieser Periode, die alle, wie selbst Gregors II. sämmtliche Briefe, noch nach den Regierungsjahren Kaisers Leo datirt sind; und wie entscheidend ist endlich nicht noch das Zeugniß Carls des Großen, der in seinem Schreiben an den Kaiser Constantin und die Kaiserin Irene Gregors II. unverbrüchlicher Treue und loyalen Gesinnungen gegen den Kaiser Leo das glänzendste und ehrenvollste Lob ertheilt. — Wenn übrigens die italiänischen Städte den sacrilegischen Edikten des Kaisers sich nicht fügten, und da, wo man deren Befolgung mit Gewalt erzwingen wollte, dieser ebenfalls wieder Gewalt entgegen setzte, die kaiserlichen Beamten, die blos blinde Werkzeuge der Tollheit ihres Despoten seyn

wollten, aus ihrer Mitte vertrieben, und nicht duldeten, daß man ihre Kirchen und Altäre plünderte und verödete, ihre Klöster zerstörte, fromme Mönche ihrer heiligen Einsamkeit entriß, sie in das Gewühl einer, ihnen unbekannten Welt hinausstieß, und unter dem Hohngelächter der Welt sie jeder Schmach wie jeder Versuchung preisgab; kurz, wenn sie nicht duldeten, daß man ihren und ihrer Väter Glauben verkehrte, und das, was der ganzen Christenheit ehrwürdig und heilig war, schändlich entehrte und mit Füßen trat; so war diese heldenmüthige Erhebung nichts weniger als ein Aufruhr zu nennen, und würde es auch dann nicht gewesen seyn, wenn selbst damals schon die Italiäner allen Staatsverband mit dem byzantinischen Reich völlig zerrissen hätten. Weder durch das Recht der Geburt, noch durch das Recht, welches der Sieg einem fremden Eroberer ertheilt, hatte Leo das Reich erhalten. Unter dem erheuchelten Vorwande, die Rechte des, durch Aufrührer entthronten Kaisers Anastasius zu vertheidigen, hatte Leo das Heer für sich gewonnen, sich dann zuerst von den Sarazenen und hierauf von den Soldaten, deren bloßer Feldherr er war, zum Kaiser ausrufen lassen, war demnach selbst im vollen Sinne des Worts ein Aufrührer, und blieb es solange, bis die Geistlichkeit, der Senat und das Volk ihm Constantinopels Thore öffnete, und ihn als Kaiser unter gewissen Bedingungen erkannte, unter Bedingungen, die nicht blos auf die Person des abtretenden Theodosius und das Eigenthum der Einwohner, sondern vorzüglich auch auf die Erhaltung der bestehenden christlichen Landesreligion, so wie der ungekränkten Freiheit der Kirche und deren Gerechtsamen sich bezogen. Dies letztere beschwor Leo vor seiner Krönung durch einen feierlichen Eid in die Hände eines heiligen Patriarchen, im Angesicht der Nation und unter den Augen seines, in dem allerheiligsten Altarssacrament, mit seiner ganzen Gottheit und Menschheit wirklich gegenwärtigen göttlichen Erlösers. Zehen Jahre lang blieb Leo diesem Eide treu; und jeder Ungehorsam gegen seine Befehle wäre in dieser Zeit ein, nach göttlichen, wie menschlichen Gesetzen ver-

dammungswerther Frevel gewesen. Aber nun ward Leo meineidig, und indem er seinen, unter Gottes und der Menschen Augen geschwornen Eid brach, hob er eben dadurch auch den, von den Völkern seines Reiches, ihm bedingungsweise geleisteten Huldigungseid auf. Als ein Angehöriger der allgemeinen Kirche wußte, oder mußte Leo wissen, daß Jesus Christus die Erhaltung und Aufbewahrung der wahren Lehre und des Glaubens, die Ausspendung der Sacramente und die Regierung seiner, mit seinem kostbaren Blute erkauften Kirche nicht Kaisern und Königen, sondern seinen Aposteln und deren Nachfolgern übertragen, und ihnen zum Haupte, zur festen Burg und zum Felsen jenen hochbegnadigten Jünger gesetzt hatte, welcher ihn mehr, als alle übrigen Jünger liebte. Diese von Jesu Christo selbst festgesetzte Ordnung hatte Leo gestürzt, sich selbst zum Oberhaupt der Kirche aufgeworfen, über die Entscheidungen der Päbste, das Ansehen ökumenischer Concilien, die Aussprüche heiliger Kirchenväter, die Lehren der Bischöfe und die gesammte Tradition der ganzen Kirche sich mit empörendem Stolz hinweggesetzt. In seinem, wahrhaft an Wahnsinn grenzenden Uebermuth war er endlich so weit gegangen, daß er dem Nachfolger des Apostelfürsten, dem Jesus Christus die Schlüssel des Himmelreiches übergeben hatte, wie allen übrigen Bischöfen, was sie lehren oder nicht lehren sollten, vorschreiben, Schrifttexte ihnen erklären und den wahren Sinn heiliger Ueberlieferungen ihnen erst aufschließen zu müssen glaubte, und dabei Alle, die seinem ketzerischen Wahn sich nicht fügen wollten, grausam verfolgte, an Bischöfe und Priester mörderische Hände legte, dem geheiligten Oberhaupte der Christenheit nach dem Leben stellte, den in anerkannter Heiligkeit wandelnden Patriarchen Germanus seiner Würde entsetzte, den Bischof Hypatius von Ephesus halb lebendig verbrannte, und eine Menge standhafter Bekenner mordete, verbrannte und verstümmelte. Leo war demnach offenbar aus dem Charakter eines gesetzmäßigen Regenten in jenen eines gesetzlosen, gegen Gott und die Kirche sich empörenden, und gegen die ganze rechtgläubige Christenheit wüthenden

Tyrannen übergetreten. Hierüber war keine Täuschung mehr möglich; und darüber zu entscheiden, war, wenn auch nicht dem Einzeln, doch gewiß ganzen Ländern und Völkerschaften erlaubt, besonders da damals alle abendländischen Völker ohne Ausnahme von einem gemeinsamen, in ihrem öffentlichen, wie Privatleben sich kund gebenden wahrhaft christlichen Sinne beseelt waren, der jenen praktischen Lebensverstand, jene christliche politische Einsicht, und jene Einheit in Begriffen, Grundsätzen und Denkart erzeugte, welche die Völker damals über den Werth oder Unwerth einer Handlung, sowie über das Wahre oder Falsche in irgend einer historischen Erscheinung zu einem ungleich sichern, wahren und bestimmtern Urtheil führten, als blos abstrakte Rechtsbegriffe, oder speculative Staatstheorien, mit deren todten und geistlosen Wortformeln jede Schlechtigkeit Recht in Unrecht und Unrecht in Recht zu verwandeln weiß. Nicht blos die, in Italien wohnenden, sondern auch die entferntern Völker des Abendlandes, Franken, Bulgaren, Westgothen ꝛc. stimmten ebenfalls in dieser Gesinnung vollkommen mit den Italiänern überein; und wenn je Volksstimme Gottesstimme war, so that letztere sich jetzt in der vereinten Stimme aller christlichen Völker vom Aufgang bis zum Niedergang, lauter und vernehmbarer kund, als vielleicht bis dahin noch zu keiner andern Zeit geschehen war; und wenn dem ungeachtet die allgemeine Gährung der Gemüther nicht zu einem Ausbruch kam, wozu in Italien schon alles vorbereitet war; so hat man dies blos dem friedliebenden und friedstiftenden Charakter Gregors und dessen evangelischer Sanftmuth zu danken. Es ist entweder Unverstand oder Ungerechtigkeit, wenn man das Benehmen der ersten Christen und deren passiven, alles erduldenden Gehorsam gegen ihre heidnische Regierung, dem Betragen der Italiäner gegen Leo, als ein, dasselbe rügendes Gegenstück an die Seite setzen will. Die ersten Christen, als sie zu dem allerheiligsten Namen Jesu sich bekannten, fanden eine, obgleich heidnische, doch gesetzmäßig bestehende Regierung vor sich, und vermöge der, von dem Evangelium ihnen gebotenen Ehrfurcht gegen alles gesetzlich

Bestehende, durften sie in keinem Falle, und wenn selbst Marter und Tod ihnen droheten, den, von der gesetzmäßigen Regierung gegen sie verübten Gewaltthätigkeiten irgend eine Gewalt entgegensetzen. Im Gegentheil mußten sie, sobald sie Christen wurden, zu allen nur gedenkbaren Drangsalen und Leiden sich gefaßt machen; es war gleichsam eine Bedingung ihrer Annahme des Christenthums; indem es wirklich nicht zu leugnen ist, daß die heidnischen Cäsaren in Verfolgung der Christen wenigstens in so ferne ganz consequent handelten, als jeder derselben zugleich auch pontifex maximus war, mithin als solcher auch für Aufrechthaltung des Götzenthums, wovon die Verfolgung der Christen eine natürliche Folge seyn mußte, gesetzmäßig berufen war. Aber ganz anders waren die Verhältnisse unter Kaiser Leo, der, nachdem er zuerst seinen Krönungseid gebrochen und dadurch sich selbst außer dem Gesetz gestellt hatte, nun gerade das Bestehende über den Haufen warf, an die Stelle des Gesetzlichen das Ungesetzliche treten ließ, den Glauben seiner Völker, den sie von ihren Vätern ererbt hatten, dieses höchste und heiligste Nationalgut, nach seiner tollen Willkühr modelte, dabei grausam und erbarmungslos alle, die seinem Wahne sich nicht fügen wollten, verfolgte, endlich selbst die Kirche tyrannisirte, sich zu deren Oberhaupt und unumschränkten Despoten aufwarf, mithin die, von Jesu Christo selbst getroffenen Einrichtungen umstürzte, gleich den arabischen Kalifhen, die er sich wahrscheinlich zum Vorbilde genommen, nicht blos Kaiser, sondern zugleich auch oberster Priester, alleiniger Ausleger des göttlichen Gesetzes, und ein von Oben inspirirter, jedoch wie Mahomed, mit dem Schwert predigender und von Henkersknechten umgebener Glaubens- und Kirchen-Reformator seyn wollte, und auf diese Weise alle sowohl von Gott unmittelbar geordnete, als aus Natur und Geschichte hervorgegangene, bestehende Verhältnisse eines christlichen Socialzustandes gänzlich zerstörte, mithin jedes religiöse, moralische und gesetzliche Band, welches ein Volk an einen Monarchen fesseln kann, gleich einem Rasenden selbst gewaltsam zerriß. Die Sache war hier so klar, so einfach, zu

jedem Sinn und Gemüthe so laut und deutlich sprechend, daß der Verstand eines Knaben schon hätte entscheiden können. — Als in dem verflossenen Jahrhundert nordamerikanische Provinzen blos wegen einiger auf den Thee gelegten Abgaben, gegen England, ihrem Mutterlande, dem sie doch ihr ganzes Daseyn zu danken, und dessen mächtigen und wohlthätigen Schutz sie so lange genossen hatten, sich empörten, und von Zeitumständen und einer fremden Macht begünstiget, sich davon losrissen; erscholl in allen Theilen von Europa ihnen rauschender Beifall, und sehr sorgfältig vermied man, den englisch-amerikanischen Krieg aus dem Standpunkte des Rechtes zu untersuchen, wohl wissend, daß jede ernste Prüfung nichts weniger als zu Gunsten der neuen Freiheitsmänner entscheiden würde. Aber jenes Erkühnen der italiänischen, in ihrem und der gesammten Menschheit heiligstem Interesse, gekränkten und tief verwundeten Provinzen gegen eine Regierung, die sie weder gegen äußere Feinde zu schützen, noch ihren innern Wohlstand zu befördern vermochte, sondern sie blos mit unerschwinglichen Abgaben belastete, und noch überdies raubsüchtigen griechischen Exarchen zur Beute überließ; dieses Erkühnen wird immer noch, auch von den neuesten Geschichtschreibern, mit dem brandmarkenden Wort: Aufruhr bezeichnet; jedoch blos, um darauf gegen den Pabst Gregor eine, wenn auch nur scheinbare Anklage begründen zu können. Selbst besser gesinnte aber furchtsame oder in gewissen modernen Vorurtheilen befangene Schriftsteller glauben, hier rechtfertigen, bemänteln oder beschönigen zu müssen, wo es doch durchaus keines Bemäntelns, Beschönigens oder Rechtfertigens bedarf. Gregor ging nicht, wie sogar der, sonst so geistvolle und gelehrte Le Beau sagt, in seinem Eifer zu weit; bei keinem seiner Schritte verließ ihn sein sanfter, evangelischer Sinn; und hätte er selbst gethan, was er damals bei der allgemeinen Völkerstimmung thun konnte; so würde man ihn dennoch keiner allzugroßen Strenge beschuldigen können. — Es bedarf nur einer treuen, unverfälschten Darstellung der Thatsachen, und dabei eines lautern, wahrhaft christlichen Sinnes; und sogleich werden sich

XVII.

1. Nach Gregor II. ward Gregor III. und zwar beinahe gewaltsam von dem Volke auf den römischen Stuhl erhoben. Schon während des Leichenbegängnisses des verstorbenen Pabstes, sobald das zahllos herbeigeströmte Volk den Priester Gregor in der Reihe der, dem ehrwürdigen Leichenzuge folgenden Geistlichkeit erblickte, rief es plötzlich, wie von Oben inspirirt, diesen Priester zum Pabst aus. Einigemal wiederholte das Volk seinen Ruf, und drängte sich nun immer stärker an der Seite desjenigen, den es auf den apostolischen Stuhl erhoben wissen wollte. Zwar suchte jetzt Gregor sich zu entfernen, und wo möglich dem Getümmel sich zu entziehen, ward aber daran verhindert, und die Wahl des Volkes, gleich nach Beerdigung des hohen Verstorbenen, von der römischen Geistlichkeit und dem Senat bestätiget. Die feierliche Consecration hatte jedoch erst einige Wochen nachher statt; denn, dem einmal bestehenden Gebrauch nach, mußte Gregor vorher erst seine Erhebung dem Exarchen berichten, und die kaiserliche Bestätigung von demselben erwarten. Ein neuer sprechender Beweis, daß weder der Pabst noch die Römer unter Gregor II. sich der Oberherrschaft der Kaiser in Constantinopel entzogen hatten. Der Exarch zögerte nicht, die verlangte Bestätigung zu senden, und nun trat am 35. Tage nach dem Tode seines

---

alle, und selbst die, dem Scheine nach, verwirrtesten Probleme der Geschichte, wie der Menschheit von selbst lösen.

großen Vorgängers Gregor III. sein Pontificat an *).

*) Bei der Wahl Gregors III. geschah es zum letztenmale, daß man der kaiserlichen Bestätigung wegen sich an den Exarchen wandte. Von jetzt an wollte die Kirche mit den, von ihr getrennten Kaisern in Constantinopel nichts mehr zu thun haben. Aber ungefähr hundert Jahre nachher ward das Bestätigungsrecht auf das Neue wieder den abendländischen Kaisern übertragen, und zwar mit sehr gutem Grunde. So wie nämlich in allen bischöflichen Städten das Volk, schon in den früheſten Zeiten des Christenthums, an der Wahl eines neuen Bischofes stets bedeutenden Antheil hatte; so nahm auch von jeher das Volk in Rom an der Wahl des römischen Bischofes, mithin des Oberhaupts der gesammten Kirche, einen sehr thätigen, lebendigen Antheil. Da dieſes aber nachher, wie wir zu seiner Zeit sehen werden, oft große Unordnungen und schädliche Verwirrung herbeiführte; so ward, um diesen und deren verderblichen Folgen vorzubeugen, den Kaisern das Bestätigungsrecht wieder zuerkannt, und durch dieſes denselben zugleich auch auf die Pabstwahlen, ein ihnen um so mehr gebührender Einfluß gestattet, als nach den damaligen christlichen Begriffen der Kaiſer als das weltliche Oberhaupt der gesammten Christenheit, sein hohes Amt zum Theil auch als ein geistliches Amt, Er selbst aber, wie Friedrich von Schlegel sehr richtig sagt, gleichsam als ein mit dem Schwert der allgemeinen Weltgerechtigkeit belehnter, und Gott vereideter und pflichtiger Dienstmann betrachtet ward. — Ungefähr aus den nämlichen Gründen hatte schon in noch frühern Zeiten die Kirche das Recht, zu erledigten Stühlen zu ernennen, an die Fürsten und Regenten übertragen; aber nicht als ein, aus dem Begriffe der Souveränität emanirendes, sondern blos als ein von ihren, mit ihnen und der Kirche durch gleichen Glauben verbundenen Völkern an sie übergegangenes Recht. In dieſer Einrichtung lag die strengste Consequenz, auch war sie mit den allerfrüheſten Kirchendisciplinen in vollkommenem Einklang. Aber Etwas ganz anderes ist es, wenn man jetzt sieht,

daß solche kirchliche Rechte auch von Fürsten ausgeübet werden, die der Kirche nicht angehören, die also z. B. bei Besetzung eines bischöflichen Stuhles auch die Diöcesan-Gemeinde, weil durch den Glauben von ihr getrennt, durchaus nicht repräsentiren können, wo es sogar offenbar zu befürchten ist, daß gerade strenge Rechtgläubigkeit, apostolischer Eifer und christliche Festigkeit Hauptgründe der Ausschließung werden möchten. — Wenn ein nicht katholischer Monarch, obgleich durch keine besondere Verträge dazu verbunden, dennoch in seinen Ländern die katholische Kirche wahrhaft duldet und schützt, das heißt, in ihren geistlichen Rechten sie nicht kränket, nicht stört und beschränkt, folglich dem Geiste und der Wahrheit nach volle Ausübung der katholischen Religion gestattet und sie sichert; dann ist es für dessen katholische Unterthanen, für Bischöfe, Priester und Laien, die erste und heiligste Pflicht, Tag und Nacht ihre Hände für ihn zum Himmel zu erheben, und kein Opfer, auch das schwerste nicht zu scheuen, sobald das Wohl eines solchen gerechten Fürsten oder dessen Hauses es erfodert. Wenn man aber im Gegentheil, wie es jetzt hie und da geschieht, das fürstliche jus circa sacra (?) so weit ausdehnt, daß es sich endlich sogar auch auf die Liturgie und den ganzen katholischen Ritus sich erstreckt; wenn man den Katholiken vorschreiben will, zu welcher Zeit sie die Thüren ihrer Kirchen öffnen und wieder schließen, welche Gebete sie darin beten, wie oft sie das heilige Opfer darbringen, die Sacramente spenden, und das Allerheiligste zur öffentlichen Anbetung aussetzen dürfen; wenn man ihnen ferner zu Dechanten, Pfarrern und Lehrern vorzüglich jene aufdringt, welche die Kirche in ihren schönern und strengern Zeiten als Etwas, ihr Fremdartiges ausgestoßen haben würde; kurz, wenn das Streben, eine katholische Provinz nach und nach völlig zu decatholiciren, mit jedem Jahr sichtbarer und fühlbarer hervortritt; dann ist es kein Wunder, wenn von solchen Regenten auch die Herzen ihrer katholischen Unterthanen sich immer mehr entfernen, und dann ebenfalls Tag und Nacht zu Gott flehen, daß Er entweder die Herzen dieser Machthaber lenken, sie über ihr eigenes wahres Interesse erleuchten, oder durch

2. Auch Gregor III., weil ein geborner Syrer, war ein Grieche. Einer höchst unverbürgten Sage zu Folge, soll er früher Benediktiner-Mönch, nachher aber Priester an der römischen Kirche geworden seyn. Das Erstere ist höchst unwahrscheinlich, auch weiß man nicht einmal das Kloster anzugeben, in welchem er sein Gelübde könnte abgelegt haben. Auf den Stuhl des heiligen Petrus erhoben, war sein erstes Geschäft, abermals einen Versuch zu machen, den Kaiser Leo von seinem Wahne zu heilen. Er schrieb ihm daher einen sehr umständlichen, zum Theil dogmatischen Brief, und schickte einen Priester seiner Kirche, der ebenfalls Gregorius hieß, mit demselben nach Constantinopel. Aber dieser, als er die Härte und vielen Beispiele der Grausamkeit sah, mit welcher man alle verfolgte, die sich erkühnten, einer andern Meinung, als jener des Kaisers zu seyn, wagte es nicht, das päbstliche Schreiben abzugeben, und kehrte unverrichteter Dinge nach Rom zurück. Der Pabst, mit Recht über diese Feigheit erzürnt, wollte den Gregor in einem Concilium der priesterlichen Würde entsetzen; milderte jedoch auf Fürbitte der Bischöfe seine Strenge, legte dem Gregor blos eine sehr schwere Buße auf, und sandte ihn mit demselben Briefe wieder nach Constantinopel. Aber Leo, jetzt von dem Zwecke der Reise des Priesters Gregor unterrichtet, schickte Befehle an seinen Statthalter in Sicilien; und nun ward jener dort verhaftet, ihm das päbstliche Schreiben abgenommen, und er selbst ein ganzes Jahr hindurch in gefänglicher Haft gehalten.

eine, von Oben herabkömmende Veränderung der bestehenden politischen Verhältnisse, solche katholische Provinzen von diesem ungerechten, himmelschreienden, und dabei noch mit so vielem Hohne verbundenen, unerträglichen Joch befreien möge.

3. Als der Pabst dieses erfuhr, versammelte er ein Concilium von dreiundneunzig Bischöfen, welchem auch der Patriarch von Grado und der Erzbischof von Ravenna beiwohnten. Die Ketzerei der Ikonoclasten ward auf das Neue verdammt, und beschlossen, daß ein neues päbstliches Schreiben, begleitet von einem, von sämmtlichen Vätern des Conciliums entworfenen Briefe, durch den Constantin, Defensor der römischen Kirche, an den Kaiser nach Constantinopel sollte geschickt werden. Aber auch Constantin ward in Sicilien angehalten; man nahm ihm die Briefe ab, setzte ihn in einen engen Kerker, ließ ihn darin ein ganzes Jahr hindurch alle Bitterkeiten einer harten Gefangenschaft erdulden, und sandte ihn dann mit Hohn und Schmach bedeckt wieder nach Rom. Einen ähnlichen Versuch machten jetzt auch sämmtliche italiänischen Städte. Durch Deputirten, aus der Classe der vornehmsten und angesehensten Männer gewählt, sandten sie eine Denkschrift an den Kaiser, in welcher sie die vereinten Wünsche Italiens ehrerbietigst an den Stufen seines Thrones niederlegten, den Monarchen flehentlichst bittend, sie nicht länger mehr in ihrem Glauben, wie in der Ausübung ihrer Religion zu stören. Diese Deputirten begleitete auch ein Abgeordneter der römischen Kirche mit einem neuen päbstlichen Schreiben sowohl an den Kaiser, als auch an den Afterpatriarchen Anastasius. Aber auch diese Gesandtschaft hatte das Schicksal der vorigen. Der Statthalter Sergius in Sicilien nahm dem apostolischen Legaten, wie den Deputirten ihre Briefe und Bittschriften ab, hielt sie acht Monate in harter Gefangenschaft und schickte sie dann schmählich wieder nach Hause. — Fruchtlos waren nun alle Mittel erschöpft worden, um den gekrönten Kirchenreformator in Constantinopel wieder zur Besinnung zu bringen. Der Pabst

überließ ihn also der Barmherzigkeit Gottes; sich von jetzt an wenig mehr bekümmernd um den, von einer unheilbaren Geisteskrankheit befangenen Monarchen.

4. In die spoletanischen Händel verwickelt, gab Pabst Gregor gegen das Ende seiner Regierung dem longobardischen König Liutprand einige, obgleich nicht sehr gegründete Ursachen des Mißvergnügens *). Der erzürnte König bemächtigte sich 4 auf dem römischen Gebiete gelegener Städte, und longobardische Streifpartheien drangen bis vor die Thore von Rom, plünderten die, außerhalb der Stadt gelegene Vaticankirche, nahmen in der ganzen umliegenden Gegend alles Vieh und alle Kornvorräthe hinweg, zerstörten, was sie nicht mitnehmen konnten, und verschonten dabei am allerwenigsten die dem römischen Stuhle gehörigen Ländereien. Der Pabst, der von den Longobarden noch Aergeres befürchtete, auch von der, ihre italiänischen Provinzen zu schützen, völlig ohnmächtigen Regierung in Constantinopel keine Hülfe erwarten konnte, und dem es vorzüglich für die Stadt Rom selbst bangte, wandte sich in dieser Noth an den mächtigen Carl Martel. Aber das päbstliche Schreiben machte wenig oder keinen Eindruck auf den fränkischen Fürsten; und nun sandte der Pabst in dem Jahre 741 eine feierliche Gesandtschaft nach Frankreich. Die Legaten des Pabstes überreichten Carl die Schlüssel zum Grabe des Fürsten der Apostel, nebst noch einigen andern Geschenken an Reliquien nach Brauche des päbstlichen Hofes. Mit den päbstlichen Legaten zugleich erschienen jetzt an Carls Hofe auch Abgeordnete von Seite des Senats und des römischen Volkes. Sie sollten dem Beherrscher

*) Man sehe dieses Bandes eilften Abschnitt. §§. 6, 7, 8 ꝛc.

Frankreichs ein Decret überreichen, kraft deſſen ihm die Würde eines Patricieers und Conſuls, und mit dieſer zugleich auch die Schirmvogtei von Rom übertragen ward. Dieſe feierliche Geſandtſchaft fand in Frankreich eine ungemein ehrenvolle und glänzende Aufnahme; während ihres Aufenthalts wurden die Legaten wie die römiſchen Abgeordneten täglich auf das prächtigſte bewirthet, bei jeder Gelegenheit mit Ehrenbezeigungen überhäuft, und am Ende noch reichlich beſchenkt. Aber bei allem dem zeigte dennoch Carl wenig Luſt, die ihm angetragenen Würden, noch auch das Schutz- und Schirmrecht über Rom zu übernehmen. Indeſſen ordnete er doch ebenfalls eine, aus einigen Aebten und andern Geiſtlichen beſtehende Geſandtſchaft mit koſtbaren Geſchenken an den Pabſt, theils um deſſen Höflichkeit zu erwiedern, theils auch um durch ſeine Vermittelung das gute Vernehmen zwiſchen dem römiſchen Stuhl und dem longobardiſchen Hofe wieder herzuſtellen. Die fränkiſchen Geſandten begaben ſich alſo zuerſt nach Pavia; und es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß das Schreiben ihres Herrn, welches ſie dem König überreichten, auch den erwünſchten Eindruck auf denſelben gemacht habe; wenigſtens unternahm Liutprand jetzt nichts mehr gegen den Pabſt, noch auch gegen die Stadt Rom. Bald darauf, nämlich am 10. November deſſelben Jahres (741) ging Gregor aus dem Zeitlichen in die Ewigkeit über. Ueberhaupt war dieſes Jahr ein merkwürdiges Sterbjahr. Es ſtarb in demſelben nicht blos der Pabſt; ſondern auch der fränkiſche Held Carl Martel und Kaiſer Leo traten in dieſem Jahre von der Weltbühne ab. Beide hatten große Reiche beherrſcht, mithin nun auch große und ſchwere Rechenſchaft vor dem Könige aller Könige abzulegen.

5. Zehen Jahre, acht Monate und zwanzig

Tage hatte Gregor III. der Kirche Gottes mit Kraft und Weisheit vorgestanden. Es war nicht blos ein frommer, einsichtsvoller, milder und freigebiger, sondern auch wahrhaft gelehrter Pabst, vorzüglich kundig der heiligen Schrift, der lateinischen wie der griechischen Sprache gleich mächtig, dabei mit der Gabe der Wohlredenheit geschmückt, und von der Natur mit einem so starken Gedächtniß begabt, daß er alle Psalmen, der Ordnung nach, auswendig wußte, in deren innern geheimnißvollen Sinn er auch, wie wenigstens erzählt wird, tiefer als Andere soll eingedrungen seyn. Mehrere halb verfallene Kirchen und verödete Klöster ließ Gregor III. auf seine Kosten wieder aufbauen, den Letztern schenkte er Ländereien und bevölkerte sie auf das neue wieder mit frommen Mönchen; aber von ungeheuerm Werthe waren die Tempelgaben, mit welchen er die Kirchen schmückte, die er noch überdieß mit kunstvollen Bildern, sowohl Statüen als Gemälden zierte. Um seinem gerechten Abscheu vor dem Wahn der Ikonoclasten ein bleibendes Denkmal zu setzen, ließ er in der St. Peterskirche, zur Ehre aller Heiligen eine Kapelle erbauen, und alle, von ihm gesammelte heilige Reliquien darin aufbewahren. Er selbst bestimmte, wie oft allda täglich das heilige Opfer sollte dargebracht werden, und verordnete, daß bei allen Messen, welche in dieser Kapelle würden gelesen werden; nach den Worten des Kanons: et Omnium Sanctorum tuorum, noch hinzugesetzt werden sollte: Quorum Solemnitas hodie in conspectu tuae Majestatis celebratur, Domine Deus noster in toto orbe terrarum. Auch die, mit großem Aufwand verbundene und unter Gregors Vorfahren oft schon begonnene, aber stets bald wieder aufgegebene Arbeit einer vollständigen und soliden Wiederherstellung der Stadtmauern, ward während seiner Regierung zum

Erſtaunen und zur Freude der Römer glücklich beendigt.

6. In dem vorletzten Jahre ſeiner Regierung hatte Gregor noch die Freude, den gottſeligen, engliſchen König Ina, mit väterlicher Zärtlichkeit zu umarmen. Bevor dieſer fromme Monarch den Entſchluß faßte, ſeine Krone niederzulegen, England zu verlaſſen, und an dem Grabe der heiligen Apoſtel in freiwilliger Armuth die noch übrigen Tage ſeines Lebens hinzubringen, hatte er für junge Engländer in Rom ein Collegium erbauen laſſen, und zur Unterhaltung deſſelben die Auflage eines Pfennigs von hundert auf jedes Haus ſeines Königreiches gelegt. Man nannte dieſe Abgabe den Peterspfennig, oder Romeſcot. Von König Offa ward ſie vermehrt; und Ethelwolf, als er in dem Jahre 855 nach Rom kam, dehnte ſie über ganz England aus, da ſie bis zu ſeiner Zeit nur in den Reichen Weſſex und Mercia war erhoben worden.

7. Unter dem Pontificat Gregors III. ſtarb auch in ſeinem Kloſter zu Jaru, in dem dreiundſechzigſten Jahre ſeines Alters, der heilige Beda, mit dem Beinamen der Ehrwürdige, unter welcher letztern Benennung er mehr bekannt iſt, als unter jener eines Heiligen. Er war ein Schüler des heiligen Ceolfrieds, und unſtreitig der gelehrteſte Mann ſeines Jahrhunderts. Der Ruf ſeiner Gelehrſamkeit verbreitete ſich frühzeitig bis nach Italien, ſo daß der Pabſt Sergius, welcher von dem Jahre 687 bis 701 auf dem römiſchen Stuhl ſaß, ihn nach Rom berief. Aber Beda entſchuldigte ſich, und blieb in ſeinem Kloſter, wo er ſein ganzes, durch Heiligkeit des Wandels, ausgezeichnetes Leben den Wiſſenſchaften und dem Unterrichte einer zahlloſen Menge

frommer Schüler widmete, die er nicht blos zu gelehrten, sondern auch vorzüglich frommen Männern bildete, und dadurch den Flor der immer schöner aufblühenden Kirche in England nicht wenig beförderte. In dem Jahre 735, kurz vor Ostern, ward er plötzlich von einer starken Engbrüstigkeit befallen; aber dieses Uebel, obgleich es mit jedem Tage zunahm, konnte doch weder die Heiterkeit seiner Seele trüben, noch seine gewöhnliche Tagesordnung stören. Die heiligen Osterfeiertage brachte er nach Vorschrift der Kirche in heiliger Freude zu; hielt dann wieder seine Vorlesungen, verwendete einige Stunden auf Vollendung einiger angefangenen asketischen Schriften, und durchwachte einen guten Theil der Nacht im Gebete, unterwischt mit Psalmengesang und heiligen Betrachtungen. Noch an dem letzten Tage seines Lebens arbeitete er an einer Erbauungsschrift, und diktirte, wenige Stunden vor seinem Tode, einem seiner Schüler verschiedene Stellen in die Feder. Des Nachmittags gegen 3 Uhr überfiel ihn eine ganz ungewöhnliche Schwäche; er hielt dies für ein Zeichen des nun nicht mehr fernen Todes, vertheilte daher unter die gesammte Klostergemeinde sein ganzes Vermögen; und dieses bestand — in einigen Reliquien, etlichen Dütten Pfeffers, freilich damals eine ziemlich große Seltenheit, einigen Fläschchen mit Balsam und anderm heilenden Wasser, und endlich in einer kleinen Anzahl von Schnupftüchern. Mit einem jeden der Brüder verlangte er in das besondere zu sprechen, und jeden bat er dringend, bei dem heiligen Meßopfer sich seiner zu erinnern. Als er endlich fühlte, daß auch seine letzten Kräfte dahinschwanden, und er nun den Tod unter der Gestalt eines freundlichen Engels sich ihm nahen sah, begehrte er auf den Boden seiner Zelle gelegt zu werden. Hier wollte er noch einmal das Gloria

Patri etc. anstimmen; vermochte es aber nicht mehr, und übergab einige Minuten darauf seinen Geist in die Hände Desjenigen, welchem er, von dem siebenten Jahre seines Alters an, sein ganzes Leben hindurch mit unverbrüchlicher Treue gedient hatte.

8. Unter den kirchlichen Schriftstellern des achten Jahrhunderts gebührt Beda dem Ehrwürdigen unstreitig eine der vorzüglichsten Stellen. Seiner so viel umfassenden Gelehrsamkeit wegen, war er für seine Zeitgenossen ein Gegenstand der höchsten Verehrung, und in das besondere für die Geistlichkeit in England ein untrügliches Orakel. Beda hatte sich beinahe aller, damals bekannten Zweige des menschlichen Erkenntnisses bemächtiget, sogar das Singen erlernt, eine damals sehr schwer zu erlernende, jedoch einen Geistlichen vorzüglich empfehlende Kunst. Aber dieser wissenschaftlichen Universalität des berühmten Mannes fehlte es leider an Gründlichkeit; sein Geist begnügte sich, blos auf der Oberfläche zu schweben, ohne sie zu durchbrechen, und sein Wissen glich daher einem, obgleich schönen und breiten, aber nichts weniger als sehr tiefen Strom. Auch beschuldigen ihn gelehrte Kritiker, wie z. B. Dú Pin, einer allzugroßen Sorglosigkeit in Ansehung seines Styls, dem es zwar nicht an Klarheit, aber desto mehr an Reinheit, Correktheit, Eleganz und durchaus an einem gewissen edeln Schwung gebreche. Beda, fährt Dú Pin fort, habe vieles und mit ungemeiner Leichtigkeit geschrieben, aber in der Benutzung seiner Quellen, so wie in den Auszügen, die er aus andern Schriften gemacht, weder scharfe Beurtheilungskraft, noch einen sehr verfeinerten Geschmack verrathen. — Von sämmtlichen, auf uns gekommenen Schriften dieses, auch in der Gelehrten-Geschichte zu einer seltenen Celebrität ge-

langten heiligen Mannes erschien in dem Jahre 1612 in Cöln eine Ausgabe in acht Bänden. In den zwei ersten beschäftigt sich Beda blos mit sogenannten Profanwissenschaften, als Grammatik, Arithmetik, angewandte Mathematik, Astronomie, Physik, Chronologie ꝛc. Eine kurze Abhandlung über die Art, die jährliche Osterfeier zu berechnen, bezieht sich doch schon etwas mehr auf das Krirchliche, und war bei dem damals bestehenden, jedoch noch zu Bedas Lebzeiten sich endigenden Streit über die wahre Zeit der jährlichen Osterfeier, von sehr großer Bedeutung. Der dritte Band enthält Bedas historische Werke, wovon seine, unter dem Titel; Historiae ecclesiasticae gentis Anglorum libri V: vorhandene Geschichte von England das bei weitem merkwürdigste ist; sie beginnt mit den Zeiten des Julius Cäsar, und endiget mit dem Tode des Pabstes Gregor II. in dem Jahre 731. In allen Ereignissen seiner, und der ihr kurz vorhergegangenen Zeit darf man Beda, als einem ganz sichern Führer, mit aller Zuversicht folgen, aber nicht so in den andern Theilen seiner Geschichte, wo er ohne große Kritik bisweilen aus sehr trüben und unzuverlässigen Quellen schöpfte. In diesem dritten Bande finden sich auch die Lebensbeschreibungen mehrerer Heiligen, ferner ein Martyrologium, eine Beschreibung der heiligen Oerter, gesammelt aus den Nachrichten früherer Reisenden, und endlich eine Sammlung und Erklärung der merkwürdigsten hebräischen Namen und Benennungen nach alphabetischer Ordnung. Offenbar werden Bedas Lebensbeschreibungen der Heiligen von den Kritikern nicht nach Gerechtigkeit gewürdigt, und deren innerer Werth viel zu tief von ihnen herabgesetzt. Niemand kann das Leben eines Heiligen besser beschreiben, als der selbst ein Heiliger ist, und den wunderbaren Weg, den

der Geist Gottes sie geführt, aus eigener Erfahrung kennt. Bei Beda, dem Ehrwürdigen, war dies der Fall; und er nahm daher manches in seine Lebensbeschreibungen auf, was einem unheiligen Auge entweder geringfügig, oder unverständlich oder gar vernunftwidrig und anstößig erscheint. Der 4., 5. und 6. Band enthalten Commentarien beinahe über alle Bücher und Theile des alten, wie des neuen Bundes. Der 7. enthält hundertachtzehn Homilien und nebst diesen noch einige andere von Beda verfertigte Predigten; und endlich der 8. eine Menge Abhandlungen vermischten Inhalts, auch einen Commentar über die Psalmen, dann Anmerkungen zu dem Buche des Boëcius über die allerheiligste Dreifaltigkeit, und endlich auch ein, von Beda, unter dem Titel: Heilmittel gegen die Sünde, herausgegebenes Bußbuch.

XVIII.

1. Wenige Tage nach Gregors des Dritten Tod, ward Zacharias, des Polychronius Sohn, ein geborner Grieche, auf den Stuhl des heiligen Petrus erhoben. Ohne die kaiserliche Bestätigung zu erwarten, trat er sogleich sein Pontificat an, sandte jedoch durch zwei Legaten ein, sein Glaubensbekenntniß enthaltendes Synodalschreiben an den Kaiser. Als jene in Constantinopel ankamen, fanden sie Artabazdus, des Kaisers Schwager, im Besitze der Stadt und des Palastes. Weil vollkommen rechtgläubig, war Artabazdus auch von den Italiänern, jedoch noch nicht von dem Pabste, als Kaiser anerkannt worden. Zacharias hielt mit seiner Erklärung zurück, bezeichnete jedoch indessen alle seine öffentlichen Schreiben und Verord-

nungen nach den Regierungsjahren des Constantins. Zu Folge ihrer, in Rom erhaltenen Instructionen, legten also die Legaten in Constantinopel ihren öffentlichen Charakter ab, hielten sich stille und erwarteten ruhig den Ausgang des Kampfes. Constantin, wie wir wissen, zog als Sieger wieder in seine Hauptstadt ein, und nun traten auch die Legaten aus ihrer bisherigen Verborgenheit hervor, und übergaben dem Kaiser das päbstliche Schreiben. Constantin war mit dem Benehmen des Pabstes und seiner Legaten ungemein zufrieden, behandelte die Letztern mit großer Auszeichnung, und gab ihnen und dem heiligen Vater, wie wir gleich hören werden, sprechende Beweise seines Wohlwollens; kehrte jedoch, wie wir leider ebenfalls schon gehört haben, nicht in den Schooß der Kirche zurück; sondern verfolgte die Katholiken noch weit grausamer, als sein Vater. Aber in Ansehung des Pabstes befolgte Constantin eine, dem Verfahren Leos durchaus entgegen gesetzte Politik. In seiner egoistischen Klugheit sahe er sehr wohl ein, daß nach hergebrachtem Recht er selbst zwar Herr von Rom, alle Gewalt aber in den Händen des Pabstes, und überhaupt in ganz Italien das Ansehen des römischen Stuhles so fest gegründet sey, daß nur dessen Freundschaft und Ergebenheit ihm den fernern Besitz dieser Länder sichern könne.

2. Von Constantinopel hatte also der Pabst nicht das Mindeste zu befürchten; aber desto größere Gefahr drohete ihm in der Nähe von Seite der Longobarden. Zacharias wandte sich jedoch jetzt nicht nach Frankreich; sondern unmittelbar an den edeln König Liutprand selbst; und ohne große Schwierigkeiten versprach Liutprand den päbstlichen Abgeordneten nicht nur die vor ungefähr zwei Jahren (740)

den Römern abgenommenen vier Städte wieder zurückzugeben; sondern willigte auch in einen zwanzigjährigen Waffenstillstand für das Herzogthum Rom.

3. Schon dieser Waffenstillstand war für den Pabst wie für die Römer ein großer Gewinn; da aber Liutprand mit der Zurückgabe der vier Städte zu zögern anfing; so entschloß sich Zacharias, in eigener Person zu dem König zu gehen, und diese für die Römer so wichtige Angelegenheit zu beendigen. Liutprand stand damals mit seinem Heere noch im Lager an den Grenzen von Spoleto, dessen Herzog Thrasamund er so eben des Herzogthums entsetzt und in ein Kloster zu gehen gezwungen hatte. Als ihm die Annäherung des Pabstes gemeldet ward, schickte er ihm mehrere seiner Großen entgegen. Diese erreichten den Pabst acht Meilen von Terni, bewillkommten ihn im Namen ihres Herrn, und führten ihn unter den größten Ehrenbezeugungen nach Teramna, der heutigen Stadt Terni. Hier, vor dem großen Thor der, nach dem heiligen Bischof und Märtyrer Valentin, genannten Kirche trafen der Pabst und der König zusammen; aber schweigend gingen Beide sogleich in die Kirche, verrichteten dort ihr Gebet; und erst dann, als sie dieselbe wieder verlassen hatten, begrüßten sie sich, in Gegenwart des ganzen Hofes, in den freundschaftlichsten und liebvollsten Ausdrücken. Anastasius erzählt, der König habe, um seine Ehrerbietung dem Pabste zu erweisen, dessen Pferd eine halbe Meile bei dem Zügel geführt. Diesen Tag über blieben Beide in ihren Zelten; aber an dem folgenden hatte die Unterredung zwischen dem Pabste und dem König statt; und nun gelang es der einfachen, schmucklosen und nur desto rührendern Beredtsamkeit des Erstern, sich wieder ganz des Gemüthes des frommen Monarchen zu be-

mächtigen. Liutprand willigte jetzt nicht nur in die augenblickliche Räumung jener vier Städte; sondern gab dem Pabste auch alle, in dem Sabiner-Lande gelegenen, dem römischen Stuhle schon seit dreißig Jahren entzogenen Patrimonien wieder zurück, machte ihm überdieß auch sämmtliche, in longobardischer Gefangenschaft noch befindliche, kaiserlich-italienische Unterthanen zum Geschenke, und fertigte hiezu auf der Stelle die nöthigen Befehle sowohl nach Toscana, wie in die übrigen, jenseits des Po gelegenen Provinzen aus; worauf auch alle diese Gefangenen sogleich und ohne alles Lösegeld in Freiheit gesetzt wurden.

4. Da gerade um diese Zeit, durch den Tod des Bischofes von Narni, dieser bischöfliche Stuhl erlediget war; so nahm der Pabst, auf Ansuchen des Königes und in dessen Gegenwart die Weihe des neuen Bischofes vor, und verrichtete diese heilige Handlung mit einer solchen Würde und Majestät, daß nicht nur dem Auge des Königes, sondern auch vieler seiner Großen, Thränen der Andacht und Rührung entlockt wurden. Am folgenden Tag schickte der Pabst dem König eine Einladung zur Tafel für den kommenden Sonntag. Seinen hohen Gast bewirthete Zacharias auf das prächtigste; aber die beste Würze des Mahles waren des Pabstes geistvolle, belehrende und mitunter auch erheiternde Gespräche; und König Liutprand gestand nachher öfters, daß er in seinem ganzen Leben die Freuden der Tafel noch nie so sehr genossen, als bei dem, von dem Pabste, ihm gegebenen Mahle. Am folgenden Tage nahmen Beide von einander den zärtlichsten Abschied. Zu seiner Begleitung, gab der König dem Pabste verschiedene longobardische Herzoge, unter andern auch seinen eigenen Neffen Aginprand,

Herzog von Chiusi; und zwar nicht blos um den heiligen Vater geziemend zu ehren, sondern auch um die augenblickliche Räumung und Uebergabe der vier Städte, ohne allen fernern Aufschub zu vollziehen.

5. Im Triumphe und geschmückt mit Lorbern, die auch nicht ein einziger Blutstropfen befleckt hatte, kehrte Zacharias jetzt nach Rom zurück. Als er der Stadt sich näherte, strömten ihm alle Einwohner jubelnd und mit Oelzweigen in den Händen entgegen. Zacharias hatte vollbracht, was weder die glänzendste kaiserliche Gesandtschaft, noch auch des Kaisers Heere und Flotten zu vollbringen im Stande gewesen seyn würden; und unter ununterbrochenem, frohem Segensruf ward er von den dankbaren Römern bis zu seinem Palaste begleitet. Um Gott für den, über alle Erwartung glücklichen Erfolg seiner Reise zu danken, ordnete der Pabst eine feierliche Processsion, welcher er selbst, mithin auch der gesammte hohe und niedere Clerus seiner Kirche, dann der Senat und der ganze römische Adel beiwohnten. (742).

6. Indessen dauerte es nicht lange, so umwölkte sich auf das Neue wieder Italiens politischer Horizont. Kaiser Leo war in dem vorigen Jahre gestorben, und König Liutprand glaubte nun sich auch des mit diesem Kaiser, oder dessen Exarchen Eutychius geschlossenen Vertrags entbunden, zog sein Heer zusammen, fiel in das Exarchat ein, und bedrohete zum zweitenmale das für die Griechen so ungemein wichtige Ravenna. Der Augenblick zu dieser Unternehmung war gut gewählt. Artabazdus und Constantin stritten noch um die Krone, und Bürgerkrieg wüthete in allen Theilen des byzantinischen Reiches. Liutprand war seines Erfolges gewiß, setzte sich daher nicht an die Spitze seines

Heeres, sondern sandte blos seine Feldherren, und diese bemächtigten sich schnell nach einander der Stadt und des ganzen Gebietes von Cesena, nebst mehrern andern Städten des Exarchats. Die gröſte Bestürzung herrschte in Ravenna. Des Exarchen Macht war zu schwach, um bedeutenden Widerstand zu leisten, und in dem entfernten, jetzt selbst geängstigten Constantinopel Hülfe zu suchen, wäre thörichter, als thöricht gewesen. In dieser allgemeinen Noth richteten sich wieder, wie gewöhnlich, alle Blicke nach der gesegneten Siebenhügelstadt. Boten über Boten kamen in Rom an, theils gesandt von dem Exarchen selbst, theils auch von dem Bischofe, oder den geschreckten Einwohnern der Stadt. Alle fleheten zu dem Pabste um Hülfe; Alle flüchteten sich wieder unter die schützenden Flügel des römischen Stuhles. Zacharias zögerte nicht mit der Hülfe; unverzüglich sandte er den Bischof Benedikt und den Primiciarius Ambrosius mit reichen Geschenken an den König; aber Liutprand wollte diesmal die päbstlichen Abgeordneten gar nicht vor sich lassen; er zürnte, weil, wie er selbst sagte, es stets ein Priester, oft sogar blos ein schwacher, hülfloser Greis sey, der ganz allein den Lauf seiner Siege hemme. Die Gesandten berichteten den übeln Erfolg ihrer Sendung nach Rom; und nun faßte der Pabst einen wahrhaft heroischen Entschluß, übertrug die Regierung der Stadt Rom dem Herzog Stephanus, einem römischen Patricier, und machte sich auf den Weg nach der, mit einer furchtbaren Belagerung bedroheten Stadt Ravenna.

7. Vierzig Meilen von der Stadt, bei der Kirche des heiligen Christophorus, an einem Ort, zum Adler genannt, kam dem Pabst schon der Exarch beinahe mit der ganzen Bevölkerung von Ravenna

entgegen. Als das Volk den heiligen Vater erblickte, rief es: „gesegnet sey der allgemeine Vater, „der gute Oberhirt, der auch seine entfernten Heer„den nicht verläßt, und in den Tagen der Gefahr „sie tröstend und schützend heimsucht! — Von Ravenna ordnete Zacharias neue Gesandten an König Liutprand; aber sie kamen nur bis nach Imola; hier wurden sie von dem longobardischen Commandanten angehalten, durften ihre Reise nicht weiter fortsetzen. Auf die erste Kunde davon begab sich der Pabst selbst nach Imola; seine Gegenwart räumte sogleich alle Hindernisse aus dem Wege, und die apostolischen Gesandten setzten wieder ihre Reise nach Pavia fort; jedoch blos um dem Könige die Ankunft des Pabstes zu melden. Aber Liutprand war jetzt dieser Besuch höchst lästig; indessen konnte oder wollte er ihn doch nicht zurückweisen, schickte im Gegentheil dem Pabste wieder einige seiner vornehmsten Hofbeamten entgegen, die den heiligen Vater noch auf dem rechten Ufer des Po antrafen, und ihn nach Pavia begleiteten. Da der Pabst gerade am Morgen des Tages vor dem Feste des heiligen Apostels Petrus ankam; so begab er sich, bevor er in die Stadt einziehen wollte, nach der, außerhalb Pavia gelegenen, dem Apostelfürsten geweihten Kirche, in coelo aureo genannt, und las dort eine hohe Messe; sein Anliegen demjenigen empfehlend, dessen Nachfolger zu seyn, er gewürdiget worden war. Auch am folgenden Tage des Festes selbst hielt er abermals, auf besonderes Ansuchen des Königes den feierlichen Gottesdienst in der nämlichen Kirche, ward hierauf unter einem zahlreichen, glänzenden Gefolge in den königlichen Palast eingeführt, und speiste mit dem König. Zacharias wollte an diesem Tage nicht von dem Zwecke seiner Reise sprechen; da er aber sah, mit

welchen Merkmalen der Freundschaft und Ehrerbietung er von dem König behandelt ward, so wählte er dazu gleich den folgenden Tag, und sprach dann mit solcher Kraft und Salbung von der Ungerechtigkeit des von Liutprand angefangenen Krieges, von den vielen, nothwendig damit verbundenen Drangsalen der Völker, von der schweren, auf den Urheber des Krieges zurückfallenden Verantwortlichkeit wegen des vielen, schuldlos vergossenen Blutes, und aller von wilden Scharen dann gewöhnlich verübten Greuelthaten, und bat den König endlich so dringend, die Segnungen des Friedens, deren die italienischen Provinzen seit einiger Zeit genossen, nicht auf das Neue wieder zu zertreten, daß Liutprand, tief gerührt, dem Pabste alle seine Foderungen bewilligte, mit dem Exarchat Frieden schloß, und nicht blos die, auf dem ravennatischen Gebiete genommenen Städte, sondern auch seine cesenische Eroberung wieder zurückgab. Von dieser letztern behielt er nur ein Drittel, als Unterpfand der Sicherheit seiner Gesandten, bis diese von Constantinopel zurückgekommen seyn würden. Vollkommen ausgesöhnt waren jetzt wieder der Pabst und der König, und die Bande ihrer Freundschaft nur noch fester geknüpft. Als Zacharias Pavia verließ, begleitete ihn diesmal der König in eigener Person bis an die Ueberfahrt über den Po; und eben so aufrichtig und zärtlich, wie bei dem ersten Besuche, nahmen auch jetzt wieder Beide von einander Abschied. In dem Gefolge des Pabstes befanden sich mehrere longobardische Herzoge, von ihrem Könige beauftragt, die verschiedenen Punkte des geschlossenen Vertrags noch völlig in das Reine zu bringen, und dann zur Vollziehung desselben, mit Vermeidung aller verzögernden Weitläuftigkeiten, gemeinschaftlich mit dem heiligen Vater das Nöthige zu verfügen *).

*) Wie über allen Begriff albern und unverständig

8. Gleich einem Engel des Friedens ward

muß nicht der neuern Diplomatie und dem größten Theile unserer gegenwärtigen Diplomaten der gute König Liutprand erscheinen, der, obgleich des glänzendsten Erfolges versichert, dennoch und zwar blos aus religiösen Gründen und auf Zureden des Oberhauptes der Kirche (welch' ein Priesterknecht dieser Liutprand!) einer gefahrlosen Eroberung entsagte, die seinem Reiche drei Fürstenthümer gegeben hätte, in welchem man wenigstens zweiundzwanzig, größtentheils sehr bevölkerte Städte zählte, und wovon einige sogar, nach den damaligen Zeiten Festungen ersten Ranges waren. — Um consequent zu bleiben, dürfte man ein solches Urtheil der jetzigen Diplomatie gar nicht verargen; denn die Staatsklugheit jener und die der gegenwärtigen Zeit sind zwei ganz verschiedene, sich durchaus unähnliche Dinge. Damals waren in dem Abendlande christlich-religiöse Gesinnung und persönlicher Geist und Charakter die Grundlagen, wie die Triebfedern aller Politik; daher auch jede historische Thatsache, und jede öffentliche Handlung blos nach der darin liegenden Gesinnung beurtheilt und gewürdiget wurden. Jetzt ist Politik blos ein, auf einige ganz scheulos zur Schau gestellten egoistischen Grundsätze reducirtes System von Ungerechtigkeit und Täuschung, dessen Geheimniß blos darin besteht, das Unrecht ganz künstlich in rechtliche Formen einzuhüllen, es, wo möglich, dem Scheine nach rechtlich zu begründen, und so den dürren Buchstaben irgend einer römischen Rechtsformel für sich zu gewinnen. Man durchgehe nur Europens neuere und neueste diplomatische Geschichte;*) und erinnere sich dann auch noch, wenn man will, des, von Englands verstorbenem, großen Staatsministers Canning öffentlich in dem Parlamente, mithin vor den Augen von ganz Europa, ausgesprochenen, politischen Glaubensbekenntnisses.

*) Flassans diplomatische Geschichte von Europa, wäre diesfalls und besonders für junge Diplomaten eine höchst empfehlungswerthe Lektüre.

der Pabst, auf seiner Rückreise nach Rom, an allen Orten, durch die er kam, von dem jubelnden Volke empfangen, und alle Städte und Gebiete des Exarchats, aber vorzüglich die Stadt Ravenna waren nun voll seines Lobes, so wie des Dankes der von ihm geretteten Einwohner. Zur Danksagung für die, abermals von Gott ihm erwiesene Gnade, feierte Zacharias in Rom noch einmal mit dem ganzen Volke das Fest der beiden heiligen Apostel Peter und Paul. — Als Kaiser Constantin diesen abermaligen Beweis der Treue und Ergebenheit des Pabstes gegen das Kaiserhaus erfuhr, ward er davon so sehr ergriffen, daß er, um dem Pabste seine Erkenntlichkeit zu erzeigen, dem römischen Stuhle zwei ansehnliche und an Ländereien sehr reiche Krongüter, Nympha und Normia genannt, auf immer zum Geschenke machte. Ein neuer Beweis, wie Muratori bemerkt, daß der Staatsverband zwischen dem Herzogthum Rom und der Regierung von Constantinopel unter Gregor II. nicht aufgelöst ward, sondern der Kaiser Oberherrschaft über Rom noch immer fortdauerte; so wie auch, daß Constantin, obgleich er in die Fußtapfen seines Vaters trat, dennoch eben so wenig, wie dieser, von dem Pabste ausdrücklich und namentlich mit dem Banne belegt worden war.

9. Zacharias hatte jetzt Italien den Frieden wieder gegeben, dem Kaiser seine Provinzen erhalten, und die Eroberungssucht eines Königes gezügelt, der, obgleich von Natur herrschsüchtig, dennoch auf den Ruf des Pabstes ungerechter Herrschaft entsagte *). Ganz und ungetheilt konnte nun

*) Da von dem edeln König Liutprand ferner nicht mehr die Rede seyn wird; so müssen wir jetzt schließlich

der heilige Vater ſich den ſchweren Pflichten ſeines oberſten Hirtenamtes hingeben. Seine wachſame Thätigkeit erſtreckte ſich über alle Kirchen des Abendlandes. Von allen Concilien, in Italien, Gallien, England und Deutſchland war Er die Seele. Seine Decrete wurden von allen chriſtlichen Monarchen und Völkern mit der, ihnen gebührenden Ehrfurcht empfangen. In den entfernteſten Ländern errichtete er neue Bisthümer und erzbiſchöfliche Stühle. Dem Pipin und den fränkiſchen Kirchen ſchickte er eine lange Reihe trefflicher Disciplinarverordnungen, welche den dort eingeriſſenen, bis zu greuelvollem Scandal angewachſenen Unordnungen wenigſtens doch zum Theil nur ein Ende machten. Von allen Orten wandte man ſich in zweifelhaften Fällen an den Pabſt; und

---

nur folgende kleine Bemerkung noch beifügen. Es iſt nämlich beinahe unbegreiflich, wie weit oft Vorurtheile überhaupt, mithin auch kirchliche Nationalvorurtheile ſelbſt verſtändige Männer über alle Schranken dahin reißen können. Nur daraus läßt es ſich erklären, daß der gelehrte Cardinal Baronius in ſeinen Annalen von dieſem großen König ein ſo gehäſſiges Bild entwirft, das jedoch mit dem Original auch nicht in einem einzigen Zug nur die mindeſte Aehnlichkeit hat, und welchem die vielen hier ſchon erwähnten, und von dem Cardinal ſelbſt erzählten Thatſachen doch offenbar geradezu widerſprechen. Paul Warnfried, Diacon der Kirche von Aquileja und Königs Deſiderius Kanzler, der dem König Liutprand ſo ganz nahe ſtand, mithin dieſes Monarchen Charakter und Regierungsmethode ungleich beſſer kennen mußte, als der gelehrte und viel beleſene Cardinal, ſagt von Liutprand: Fuit autem vir multae sapientiae, consiliis sagax, pius admodum et pacis amator, bello potens, delinquentibus clemens, castus, pudicus, orator pervigil, eleemosinis largus, literarum quidem ignarus, sed philosophis aequandus, nutritor gentis, legum augmentor.

der Weisheit seiner Entscheidungen wurden die wichtigsten Kirchen-, wie Staats-Angelegenheiten unterlegt. Gleich seinen beiden großen Vorfahrern, leitete auch Zacharias die apostolischen Arbeiten des heiligen Bonifacius, der in allen nur einigermaßen bedenklichen oder zweifelhaften Fällen nach Rom, als der reinsten und lautersten Quelle aller göttlichen Wahrheit sich wandte, und dessen bisweilen allzuraschen Eifer des heiligen Pabstes sanfter evangelischer Sinn bald wieder in Schranken erhielt. Kurz, Zacharias war Allen Alles, und jedem nach dessen Bedürfniß; Er lobte, tadelte, lehrte, weckte und belebte, leistete Hülfe und gab Rath jedem, der des Einen oder des Andern bedurfte; und die Gnade Gottes und der Segen von Oben ruheten auf allen seinen Unternehmungen.

10. In dem neunten Jahre seines Pontificats ward Italien auf das Neue von den Longobarden bedrohet, und Zacharias übernahm nun zum dritten Male die seinem Herzen, wie seinem hohen Charakter so angemessene Rolle eines Vermittlers und ewigen Friedensfürsten (749). Er verließ Rom, ging zu dem longobardischen König Rachis in dessen Lager vor Perugia; und welchen herrlichen Erfolg auch diese, nichts weniger als gefahrlose Reise hatte, und welchen tiefen und bleibenden Eindruck die Unterredung des Pabstes mit dem Könige auf das Gemüth des Letztern machte; alles dies ist dem Leser schon aus einem der frühern Abschnitte bekannt *).

11. Das ihm aufgegebene Tagwerk hatte nun Zacharias größtentheils vollbracht; aber auch über das letzte Jahr seines Pontificats sollte noch ein,

*) Abschnitt 12. §. 4 und 5.

bisher in den Annalen der Völker unerhörtes Ereigniß einen neuen, ganz eigenen Schimmer von Heiligkeit verbreiten. Gegen das Ende des Jahres 751 nämlich erhielt Zacharias von Pipin und der fränkischen Nation jene ewig merkwürdige Gesandtschaft, welche, indem sie den Pabst auffoderte, darüber zu entscheiden, wem der Titel und die königliche Würde in Wahrheit gebührten, ihn gleichsam zum Dispensator des mächtigsten Thrones der Christenheit erhob. Die Häupter der Gesandtschaft waren der heilige Burkard, Bischof von Würzburg, und Fulrad, Pipins erster Hofkaplan. Des Pabstes Entscheidung ist dem Leser schon bekannt; ihr zu Folge bestieg eine neue Dynastie den fränkischen Thron, und jene der Merovinger, längst schon in allen ihren Zweigen verdorret, verschwand auf immer aus der Geschichte. Den Franken einen neuen König, und durch diesen einst auch der gesammten abendländischen Christenheit ein weltliches Oberhaupt zu geben, war das letzte Werk, welches dieser heilige Pabst zu vollbringen hatte; als es vollbracht war, starb er gleich im folgenden Jahre (752) am 15. März; gerade in demselben Monate, in welchem in eben diesem Jahre Pipin, zu Folge des päbstlichen Ausspruches, in der Kirche zu Soissons, von dem heiligen Bonifacius, in Gegenwart der versammelten Stände des Reiches, zum König gesalbt und gekrönt ward *).

12. Die Kirche, welcher Zacharias zehn Jahre, drei Monate und einige Tage vorgestanden, hat denselben den Heiligen beigezählt, und gewiß mit großem Recht; denn lauter war stets seine Absicht, rein und einfältig sein Herz, und sein ganzer Wandel

*) Abschnitt. 15. §. 10 und 11.

wahrhaft heilig. Ein zärtlicher Vater seiner Geistlichkeit, vermehrte er um die Hälfte deren Gehalt, bauete und schmückte Kirchen und machte selbst auswärtigen, das heißt, nicht auf römischem Gebiete liegenden Klöstern, besonders dem von Monte-Cassino kostbare Geschenke. Sein Herz kannte kein größeres Vergnügen, als seinen Beleidigern zu verzeihen; daher gerade diejenigen, welche ihn vor seiner Erhebung am boshaftesten verfolgt, am bittersten gekränkt hatten, nun vorzüglich von ihm mit Wohlthaten überhäuft wurden; überhaupt war Wohlthun die einzige Waffe, mit welcher dieser gottselige Pabst seine Feinde und Gegner bekämpfte, und größtentheils auch besiegte. — Als einst venetianische Kaufleute nach Rom kamen, um dort Sclaven zu kaufen, und diese nachher an die Mohamedaner in Afrika wieder zu verkaufen; verbot der Pabst, sobald er es erfuhr, diesen schändlichen Handel; es sey ein Greuel, sagte er, daß jene, welche durch das Sacrament der Taufe in dem heiligen Geiste wiedergeboren, und mit dem kostbaren Blute Jesu Christi rein gewaschen worden, Knechte der ärgsten Feinde des Namens Jesu werden sollten. Den Venetianern ließ er indessen alles, von ihnen schon ausgegebene Geld wieder zurückzahlen; schenkte aber den, von ihm auf diese Weise Losgekauften ihre völlige Freiheit. — Das Leben dieses heiligen Pabstes enthält eine Fülle solcher schönen, nichts als christliche Milde athmenden biographischen Züge.

XIX.

1. Nach dem Tode des heiligen Pabstes Zacharias ward zu dessen Nachfolger ein Priester der

römischen Kirche, Namens Stephanus gewählt; aber vom Schlage getroffen, starb er schon am vierten Tage nach seiner Wahl; da er noch nicht consecrirt worden war, so rechnen ihn auch viele, und zwar nicht unbedeutende kirchliche Schriftsteller, wie z. B. die Bibliothekare Anastasius, Sigonius, Muratori, Fleury ꝛc. nicht zu den Päbsten. Die Geistlichkeit und das Volk versammelten sich hierauf in der Kirche, Maria ad Präsepe genannt (jetzt Santa Maria Maggiore) und einstimmig ward nun ein Diacon der römischen Kirche, welcher ebenfalls Stephanus hieß, auf den Stuhl des heiligen Petrus erhoben. Der neue Pabst war ein geborner Römer; er hatte frühzeitig seine Eltern verloren, und da sein Vater Constantin ihm kein Vermögen hinterlassen, so nahm der damalige Pabst ihn in den lateranischen Pallast, und sorgte für seine Erziehung. Zum Jüngling gereift, wählte er den geistlichen Stand, und ward nun von den Päbsten durch alle kirchlichen Stufen bis zu dem Diaconat befördert. Er war der erste Pabst, welcher nach seiner Wahl von dem Volke auf den Schultern in die Kirche zum heiligen Johannes in dem Lateran getragen ward.

2. Stephan II, *) von dessen Weisheit, Fröm-

*) Jene Geschichtschreiber, welche des Pabstes Zacharias unmittelbaren Nachfolger, obgleich derselbe, ohne consecrirt worden zu seyn, schon am 4. Tage nach seiner Wahl starb, dennoch unter die Päbste zählen, und Stephan II. nennen, heißen nun den Pabst, welcher hier Stephan II. genannt wird, Stephan III. Dieses veranlaßt in der Folge manche Verwirrungen und Verwechselungen; indem 9 Päbste den Namen Stephanus führen, wovon nun jeder von den verschiedenen Geschichtschreibern auch verschieden bezeichnet wird;

migkeit, Herzensgüte, besonders gegen Arme und Nothleidende, und ganz ungemeiner Sorgfalt, den Strom heiliger Ueberlieferungen stets in seiner primitiven Klarheit und Lauterkeit zu erhalten, Anastasius uns einen sehr hohen Begriff gibt, stand der Kirche nur fünf Jahre und ungefähr achtundzwanzig Tage vor, und sein Kampf gegen die Longobarden, seine Reise nach Pavia, seine Flucht nach Frankreich, sein dortiger Aufenthalt, seine triumphirende Rückkehr nach Italien, und endlich das, unter ihm durch Pipins Schenkung zu einer weltlichen Macht erhobene Pabstthum füllen den größten Theil der Geschichte seines Pontificats. Das Wesentlichste davon ist den Lesern schon aus den vorigen Abschnitten bekannt, und nur Weniges bleibt uns noch hinzuzufügen jetzt übrig. Der wichtigste Moment in Stephans Pontifikat war unstreitig jener, in welchem er den kühnen Entschluß faßte, nach Frankreich zu fliehen. Dieser Schritt war entscheidend; denn er gab der Kirche und dem ganzen Abendlande eine andere Gestalt. Aber bei Ereignissen, schon so merkwürdig an sich, aber noch merkwürdiger in ihren Folgen, ist auch das kleinste Detail nicht ohne hohes Interesse. Begleiten wir also jetzt den unerschrockenen, weil blos auf Gott bauenden Pabst auf seiner Reise nach dem Hofe des großen Königs Pipin; und zwar von dem Augen-

---

so daß z. B. derjenige, den die Einen Stephan V. nennen, bei den Andern Stephan VI. heißt. Man sieht von selbst ein, wie oft und wie leicht dadurch Mißverständnisse erzeugt werden müssen. — Heute zu Tage ist es, obgleich gegen den Brauch des Alterthums, festgesetzt, daß schon die bloße Wahl der Cardinäle dem neuen Pabst, auch vor der Consecration desselben, die volle päbstliche Gewalt und Würde ertheile.

blick an, wo er Rom verlaſſen, bis zu jenem, wo er, mit unverwelklichen Lorbeern gekrönt, unter den Segnungen ſeines Volkes, als nunmehr wahrer und wirklicher Friedensfürſt durch die Thore der, von ihm nun auf immer befreiten, auch jetzt noch weltbeherrſchenden Roma wieder einzog *).

3. Es war der 14. October des Jahres 753, an welchem Stephan, in ziemlich zahlreicher Begleitung ſeiner Geiſtlichkeit, Rom verließ. Paul Warnfried, und nach ihm noch mehrere andere Geſchichtſchreiber erzählen, daß, als der Pabſt, nur noch wenige Meilen von der longobardiſchen Grenze entfernt, aber die Bruſt von großen Sorgen und Entwürfen geſchwellt, und über das, mit dem Longobarden Könige zu behandelnde, ſchwere Geſchäft in tiefem Nachdenken verſunken, unwillkührlich ſeine Augen gegen den nächtlichen Himmel erhob, er nicht ohne Staunen ſah, wie von der Seite Frankreichs eine große feurige Kugel ſich erhob, ihre Richtung nach Italien nahm, in einem flammenden Bogen ſich über der Gegend von Pavia ſenkte, und dort wieder verſchwand. Nicht nur der Pabſt, ſondern auch deſſen ſämmtliche Begleiter hatten dieſes, obgleich nicht ganz ungewöhnliche, doch ziemlich ſeltene Meteor geſehen. Aber Stephan hielt es für einen Wink der Vorſehung; und ſein bis jetzt noch ſchwankender Vorſatz, nach Frankreich zu gehen, ward in ihm nun beſtimmter, feſter Entſchluß. — Wir wiſſen ſchon, wie der heilige Vater, ohne zu ruhen oder zu raſten, über die Gebirge eilend, den ihm nachgeſandten Reitern entkam, und glücklich am Fuße der Alpen in dem Kloſter des heiligen Mauritius anlangte. Aber hier an Frank-

*) Man ſehe den 12. Abſchnitt dieſes Bandes von §. 6. bis §. 16.

reichs Grenze kamen ſchon am andern Tage der Herzog Rotard und Pipins erſter Hofkaplan Fulrad an, im Namen ihres Herrn den Pabſt bittend, ſich tiefer in das Innere von Frankreich zu begeben.

4. König Pipin befand ſich damals in Thionville. Sobald er ſichere Nachricht hatte, daß der Pabſt dieſſeits der Alpen wäre, ſandte er ihm ſeinen älteſten Prinzen Carl, ungefähr 12 Jahre alt, nebſt mehrern Großen ſeines Hofs entgegen; er ſelbſt brach mit ſeinem Hoflager auf, und ging nach Pont-Yon, einem königlichen Luſtſchloß in der Champagne. — Vier bis fünf Stunden von Pont-Yon kam nun König Pipin ſelbſt dem Pabſt entgegen, ſtieg, bevor er ſich ihm näherte, vom Pferde und fiel aus Ehrfurcht für die geheiligte Perſon des Oberhauptes der Kirche, auf die Kniee; das Gleiche thaten auch die Königin Bertrade, Pipins beide Söhne Carl und Carlman, und alle den König begleitenden fränkiſchen Großen. Pipin wollte durchaus nicht zugeben, daß der Pabſt vom Pferde ſteige, ging im Gegentheil eine ziemliche Strecke zu Fuße an der Seite deſſelben. Stephanus, innigſt gerührt von dieſen ſprechenden Beweiſen der ehrerbietigſten Liebe, aber auch die Hand Desjenigen nicht verkennend, welcher die Herzen der Könige lenkt, wie er will, ſtimmte ſammt ſeiner, ihn begleitenden Geiſtlichkeit mit lauter Stimme Hymnen und Danklieder an, und unter heiligen Geſängen zog er am 6. Jenner des Jahres 754 in Pont-Yon ein. Hier ward er von Pipin, der königlichen Familie und dem ganzen Hofe auf das Neue wieder bewillkommt. Stephanus überreichte jetzt dem Könige und deſſen Großen die, ihnen mitgebrachten koſtbaren Geſchenke; worauf Pipin und der Pabſt, unter wiederholten

Aeußerungen der zärtlichſten Freundſchaft ſich für heute von einander trennten.

5. Aber der folgende Tag war Zeuge eines bisher noch nie erhörten Auftrittes. In härnem Bußgewande, und das Haupt mit Aſche beſtreut, erſchienen der Pabſt und alle ſeine Geiſtlichen vor dem Könige, warfen ſich ihm zu Füßen, und beſchworen ihn, im Namen der beiden heiligen Apoſtel, Rom und den römiſchen Stuhl von der unerträglichen, immer weiter um ſich greifenden Tyrannei der Longobarden zu befreien. Der Pabſt wollte gar nicht mehr aufſtehen, bis der König, der von dem Eindruck, den dieſe unerwartete Scene auf ihn gemacht hatte, ſich kaum erholen konnte, endlich ihm ſelbſt die Hand reichte, aber zugleich auch ſeinen Beiſtand und ſeine Hülfe ihm öffentlich gelobte. Beide gingen hierauf in die Kapelle, wo der Pabſt ſeine Bitten wiederholte, und der König mit einem Eide verſprach, in Allem ſeiner Leitung zu folgen, und die Herausgabe des Exarchats, ſammt allen von den Longobarden unrechtmäßig beſetzten Städten, ſelbſt wenn es nöthig ſeyn ſollte, durch Waffengewalt von Aſtulph zu erzwingen. Etwas weiteres jetzt gleich zu unternehmen, erlaubte nicht der, in dieſem Jahr ganz vorzüglich ſtrenge Winter. Indeſſen wurden doch, auf den Vorſchlag des Pabſtes, Geſandten mit ſehr annehmbaren Anträgen an Aſtulph geordnet, die jedoch, wie wir ſchon wiſſen, unverrichteter Dinge bald wieder zurückkamen. Auch Stephan wollte wieder über die Alpen zurückgehen, aber Pipin geſtattete es nicht, und der Pabſt begab ſich nach Paris, wo er das geräumige, auf Befehl des Königs zum Empfang des hohen Gaſtes, mit vieler Pracht und Bequemlichkeit eingerichtete Kloſter St. Denys bezog.

6. Indessen hatten die Mühseligkeiten einer, im Anfange des Winters unternommenen, und so ziemlich einer Flucht ähnlichen Reise, verbunden mit den vielen, das Gemüth des heiligen Vaters seit einiger Zeit quälenden Besorgnissen, auf dessen Gesundheit sehr nachtheilig gewirkt. Er fiel zu St. Denys in eine tödtliche Krankheit, und es dauerte nicht lange, so verzweifelten alle herbeigerufenen Aerzte an seinem Aufkommen. Als das Uebel die höchste Stufe erreicht hatte, und man in der Nacht mit jedem Augenblick das Hinscheiden des Pabstes erwartete, fiel er in einen tiefen Schlaf, von welchem jedermann glaubte, daß er dem Kranken die Pforte der Ewigkeit aufschließen würde. Aber gegen alle Erwartung erwachte der Pabst gegen Anbruch des Tags, begehrte aufzustehen, und sich sogleich in die Kirche zu begeben, um dort einen Altar, den er bezeichnete, den beiden heiligen Aposteln zu weihen. Die Umstehenden, in der Meinung, daß er in der Fieberhitze phantasire, widersetzten sich seinem Ansinnen; aber Stephanus bestand darauf und versicherte mit kräftiger Stimme; daß er sich vollkommen wiederhergestellt fühle. In dieser Nacht, setzte er hinzu, sey ihm in einem Traumgesichte angedeutet worden, daß Gott auf die Fürbitte des heiligen Bischofs und Märtyrers Dionysius ihm seine Tage gefristet habe, er daher zur Danksagung jenen Altar einweihen, und das heilige Opfer dort verrichten sollte.*)

*) Eine umständlichere Erzählung seines nächtlichen Gesichtes, wie seiner wunderbaren Heilung enthält die von dem Pabste Stephanus selbst hierüber bekannt gemachte Relation, welche mit den Worten anfängt; „So wie es eitler Wahn wäre, sich seiner Verdienste „rühmen zu wollen; eben so würde es die höchste Un„dankbarkeit seyn, die Wunder zu verschweigen, welche

7. Stephanus that, wie in dem nächtlichen Gesichte ihm war befohlen worden. Gleich an dem nächsten, darauf folgenden Sonntag nahm er die Einweihung des ihm bezeichneten Altars vor, hielt hierauf in derselben Kirche einen feierlichen Gottesdienst, und schritt dann während der Messe noch zu einer andern nicht minder wichtigen, nicht minder heiligen Handlung. Pipin ward nämlich jetzt von dem Pabste zum zweitenmal gesalbt und gekrönt, mit ihm auch seine Gemahlin Bertrade und seine beiden Söhne Carl und Carlman. Da Pipins Söhne noch nicht getauft waren; so erhielten sie jetzt ebenfalls dieses Sacrament, und Pabst Stephanus übernahm bei beiden Prinzen die Pathenstelle *). Er ertheilte hierauf allen Großen des Reiches und der ganzen fränkischen Nation seinen apostolischen Segen; schleuderte aber zugleich auch einen furchtbaren Bannstrahl gegen alle, welche die, der neuen Dynastie geschworne Treue brechen, und so lange noch ein Sprosse des pipinschen Hauses blühete, je einem andern Könige huldigen würden. Er überreichte hierauf dem Könige von Seite des römischen Senats einen Beschluß, kraft dessen ihm und seinen beiden Söhnen die Würde eines römischen Patriciers übertragen ward **).

„es Gott, durch seine Heiligen, in uns zu wirken „gefallen hat, ꝛc.“ (T. 2 Concil. Gall.)

*) Dies erhellt aus einem päbstlichen Schreiben, in welchem Stephanus dem König seinen spiritalem compatrem, und Pipins Söhne seine spiritales filios nennt. (Maxs. P. 12 p. 53 rel. seq.)

**) Wie es scheint, fand Pipin sich durch diesen Titel geschmeichelt; denn er gebrauchte ihn in Urkunden; und man hat noch Münzen von diesem König, auf welchen das R. P. offenbar nichts anderes heißen kann, als: Romanorum Patricius.

8. Zu Quiercy an der Oise feierte Pipin die Ostern. Das Fest fiel in diesem Jahre (754) auf den 15. April; und als die festlichen Tage vorüber waren, ward das diesjährige Maifeld gehalten. Der Pabst und der König führten darauf den Vorsitz. Der Hauptgegenstand der Berathung war der Krieg gegen die Longobarden. Carlmans unerwartete Erscheinung auf dieser Versammlung, und der Eindruck, den sie auf alle anwesenden Großen machte, sind dem Leser bekannt*). Nachdem die weltlichen Angelegenheiten geordnet waren, wurden der Entscheidung des Pabstes neunzehen, die Kirchenzucht betreffende Fragen vorgelegt. Zehen davon betrafen die Ehe, größtentheils die Unauflösbarkeit derselben; fünfe die Taufe; vier das äußere Leben der Geistlichkeit. — Jede geistliche Verwandtschaft, sey es durch Pathenstelle bei der Taufe oder Firmung ward zu einem wesentlichen Hinderniß einer ehelichen Verbindung erklärt. — Wenn nach vollbrachter Ehe, bei einem Theile eine, zum ehelichen Leben untauglich machende Krankheit eintritt, so kann dies kein Grund zur Auflösung einer solchen Ehe werden; nur Aussatz oder Besessenheit machen eine Ausnahme. — Wer sich von seiner Frau geschieden hat, darf, so lange diese am Leben ist, keine andere ehelichen. — Wenn ein Priester, im Falle einer Nothtaufe, sich des Weines bedienet, weil es ihm an Wasser gebrach; so unterliegt er keiner canonischen Strafe; hätte er aber Wasser haben können, und dennoch Wein genommen, so soll er mit der Strafe der Excommunication belegt werden. — Wenn man einem kranken Kinde aus einer Schale oder aus der Hand Wasser auf den Kopf gießt; so ist diese Taufe gültig. (Man sieht aus dieser

*) Man sehe Abschn. 15 §. 6.

Bestimmung, daß die Taufe durch Ausgießung des Wassers, jetzt allgemein üblich, damals noch selten, und das Eintauchen die gewöhnliche Taufart war.) — Wenn der taufende Priester weder das Symbolum, noch das Vaterunser, oder den Psalter auf lateinisch herzusagen weiß; oder auch unsicher ist, ob der, welcher ihn zum Priester geweihet, ein wirklicher Bischof war; so ist dennoch die Taufe gültig; und gültig ist sie auch, wenn der Taufende die Taufformel in folgenden Ausdrücken ausspricht: In nomine Patris mergo, et Filii mergo, et Spiritus Sancti mergo. — Wenn ein Bischof von allen Bischöfen der Provinz einstimmig verdammt worden; so muß es bei diesem Spruch sein Bewenden haben, und kann keine Appellation mehr statt finden. — Ein Priester kann von dem Bischofe nur mit Zuziehung noch sechs anderer Bischöfe verdammt werden; bei einem Diacon bedarf es blos ihrer drei; und über die übrigen Geistlichen von einer niedern Ordnung ist der Bischof allein und ohne Zuziehung andrer Bischöfe zu sprechen ermächtiget. — Unter der Strafe der Excommunication im Uebertretungsfalle wird allen Geistlichen, wie auch den Mönchen geboten, abgeschnittene Haare zu tragen. — Alle, dem Pabste vorgelegten Fragen, beantwortete er größtentheils entweder nach den uralten Decretalen des heiligen Leo, des heiligen Innocenz, des heiligen Siricius, oder nach den Aussprüchen der Väter, und den Entscheidungen der Concilien von Chalcedon, Antiochien, Neocäsarea und Carthago.

9. Eine Folge der Berathungen auf dem Maifelde bei Quiercy war eine abermalige Gesandtschaft an den König der Longobarden. Astulph versprach diesmal auf Rom und das römische Gebiet zu ver-

zichten, verweigerte aber durchaus die Zurückgabe der Städte des Exarchats, und mit diesen hatte gerade Pipin in der Versammlung zu Quiercy, nicht ohne Mitwissen der Stände, dem römischen Stuhle für jetzt und alle künftige Zeiten ein Geschenk gemacht. Auf einer zweiten Versammlung bei Brienne ward also der Krieg beschlossen; und Pipin führte selbst das Heer nach Italien. Das Gefecht bei Finistrella zwischen dem Vortrab des fränkischen Heeres und einem zahlreichen longobardischen Heerhaufen, welcher den Engpaß besetzt hatte, war sehr blutig. Trotz allen Anstrengungen vermochten die Franken nicht, die Longobarden zum Weichen zu bringen; bis endlich die Deutschen über die höchsten Felsenspitzen klimmten, und den Longobarden in den Rücken fielen. Dies entschied das Gefecht; der Engpaß ward erstürmt, und der baiersche, damals kaum fünfzehnjährige Herzog Tassilo zeichnete sich dabei ganz vorzüglich durch seine Tapferkeit aus*). Bald darauf langte auch Pipin mit dem Heere an, und nun kam es zu einer Hauptschlacht, in welcher das, obgleich weit stärkere Heer der Longobarden mit solchem Verlust geschlagen ward, daß Astulph kein zweites Treffen mehr wagen durfte, und mit dem Reste seines geschlagenen Heeres sich in seine wohlbefestigte Hauptstadt warf. Schon damals hätte Pipin das longobardische Reich zerstören können, und die Erhaltung desselben hatten die Longobarden blos der Verwendung des Pabstes zu danken, der mit Bitten solange in Pipin drang, bis dieser endlich die von Astulph gemachten Friedensvorschläge annahm. Aber gegen den Rath des Pabstes verließ Pipin Italien viel zu frühe mit seinem Heere. Astulph hielt den geschlossenen Vertrag nicht, zog im Gegentheil mit seiner ganzen Macht gegen

*) Barre, Geschichte von Deutschland T. 1 B. 8.

Rom, und belagerte die Stadt. Die Belagerung begann am 1. Jenner des Jahres 755 und dauerte 3 Monate. Schon vor der Belagerung hatte Stephan Boten über Boten an Pipin gesandt; aber jetzt, wo Rom von der Landseite völlig eingeschlossen war, blieb den Römern nur noch der Weg zur See nach Frankreich offen. Der Bischof Georg, und Graf Tomaric, nebst einem, gerade in Rom anwesenden fränkischen Abte, Namens Vernier *), schifften sich auf der Tiber als päbstliche Abgeordneten nach Frankreich ein, entgingen der Wachsamkeit der Longobarden, landeten nach überstandenem ziemlich heftigem Sturme bei Marseille und kamen glücklich an Pipins Hoflager an. Sie waren Ueberbringer mehrerer päbstlichen Schreiben, und auch jenes, so oft schon der bodenlosesten Kritik ausgesetzten Briefes, in welchem Stephanus den heiligen Petrus selbst redend einführt**).

10. Solchen dringenden Bitten des Oberhauptes der Kirche vermochte Pipin nicht länger zu widerstehen. Das Heer erhielt Befehl zum Aufbruch; er selbst eilte nach den Alpen; schickte aber den Bischof Georg von Ostia augenblicklich wieder über Marseille nach Rom zurück, um des Pabstes sinkende Hoffnung durch die gewisse Nachricht von der Annäherung der Franken auf das Neue zu beleben. Um zu siegen, durfte diesmal Pipin nur kommen; der Paß von Susa ward erstürmt; die Longobarden wurden

*) Dieser, dem römischen Stuhle ganz ergebene fränkische Abt hatte während der Belagerung den Harnisch angeschnallt, zu den Waffen gegriffen, einen Posten auf der Stadtmauer bezogen und bei den verschiedenen Angriffen ausgezeichnete Proben von Tapferkeit abgelegt.

**) Man sehe Abschnitt 12. §. 14. nebst der Note.

überall zurückgedrängt und Astulph sammt seinem Heere zum zweitenmal in Pavia belagert. Während der Belagerung, welche von kurzer Dauer war, erschienen zwei kaiserliche Gesandten aus Constantinopel in dem fränkischen Lager. Sie stellten dem Könige vor, daß die Longobarden auf die Provinzen des Exarchats kein Recht hätten; wenn er sie also jetzt aus denselben würde vertrieben haben; so gezieme es seiner Gerechtigkeitsliebe, sie ihrem rechtmäßigen Besitzer, dem griechischen Kaiser wieder zurückzugeben; sie erboten sich zu reichlichem Ersatze aller, von den Franken aufgewandten Kriegsunkosten. Aber Pipin, der wahrhaftig nicht in zwei gefahrvollen Zügen über die Alpen sein Heer, sein Leben und seinen Ruhm auf das Spiel gesetzt hatte, um der Sache der Bilderstürmer zu dienen, und Provinzen für die griechischen Kaiser zu erobern, die ihr Recht darauf längst schon verscherzt, ja wohl selbst faktisch darauf verzichtet hatten, sagte den Gesandten in ganz dürren Worten, daß die Longobarden durch das Recht des Sieges das Exarchat besäßen; und daß er, wenn er diese Länder jetzt würde erobert haben, in deren Rechte eintrete, mithin nach Gutdünken darüber verfügen könne. Nicht zeitlicher Rücksichten, sondern des Heiles seiner Seele wegen sey er über die Alpen gegangen; und alle Versprechungen, wie lockend sie auch seyn möchten, so wie alle Schätze der Welt würden ihn nie bewegen können, dem heiligen Petrus, dem er diese Länder zum Geschenke bestimmt, sein ihm darüber gegebenes Wort jemals zu brechen. Pipin bedeutete hierauf den Griechen, daß er nichts mehr davon hören wolle, und gebot ihnen das fränkische Lager alsogleich zu verlassen.

11. Um Krone und Leben zu retten, mußte König Astulph nun ernstlich, obgleich seufzend sich

entſchließen, die koſtbare, den Griechen abgenommene Beute auf immer fahren zu laſſen. Longobardiſche Commiſſaire und Fulrad, Pipins Hauscaplan und Abt von St. Denys, durchreiſten alle Städte des Exarchats; jene um ſie zu übergeben, Fulrad nun ſie im Namen des fränkiſchen Königes in Beſitz zu nehmen, aber ſogleich auch, als ein Geſchenk ihres Herrn, ſie an den römiſchen Stuhl wieder abzutreten. Ein förmlicher Schenkungsakt ward ausgefertiget, und dieſer ſammt den Schlüſſeln der übernommenen Städte von Fulrad nach Rom gebracht, und allda an dem Grabe des heiligen Petrus niedergelegt; (755) und ſo war nun der Pabſt, durch Pipins Frömmigkeit, ſouveräner Herr von drei Provinzen und zwei und zwanzig Städten, zu welchen Pipin auch die Stadt Narni, welche die ſpoletaniſchen Herzoge den Römern genommen hatten, jetzt wieder hinzufügte. Die Originalurkunde von Pipins Schenkung iſt zwar verloren gegangen, aber das Liber Pontificalis und der Codex Carolinus bewähren die Aechtheit der Schenkung; zwei Zeugen, die gleichzeitig ſind, und wovon des Letztern Zeugniß um ſo entſcheidender iſt, da der Codex ja nicht in dem Lateran, ſondern in der kaiſerlichen Bibliothek aufbewahrt ward.

12. In dem ausgedehnteſten Sinne des Wortes, umfaßte das Exarchat alle, den griechiſchen Kaiſern unterworfenen Provinzen, mithin auch Neapel und ſelbſt Sicilien; daß es aber jetzt nicht in dieſer Ausdehnung genommen ward, dies bedarf keiner weitern Ausführung, und offenbar bezog ſich Pipins Schenkung blos auf das eigentliche, in den engern Grenzen der Gebiete von Ravenna, Bologna und Ferrara eingeſchloſſene Exarchat, womit jedoch die ſchöne, längs dem adriatiſchen Meere,

von Rimini bis Ancona, und dann noch tiefer in das Innere des Landes, bis zu den apenninischen Gebirgen sich erstreckende Provinz Pentapolis unzertrennbar verbunden war. Eben so ausgemacht ist es auch, daß Rom und dessen Gebiet in Pipins Schenkung nicht begriffen war; höchst wahrscheinlich weil Stephanus es nicht verlangt hatte; denn hätte er es gefodert; so ist nicht abzusehen, was bei Pipins, der römischen Kirche damals so ungemein günstigen Stimmung, es wohl hätte verhindern können. Aber der Pabst strebte nicht nach weltlicher Macht; was er wünschte und durchaus wünschen mußte, war blos Befreiung der römischen Kirche von den unerträglichen, sie in ihrem, von Gott ihr angewiesenen Wirkungskreise unaufhörlich hemmenden Fesseln irgend einer weltlichen Macht; und dieser gerechte, nichts als die Erhaltung der Kirche und ihrer heiligen Lehre bezweckende Wunsch war nun, unter der hier nicht zu verkennenden göttlichen Leitung, wirklich in Erfüllung gegangen. In Rom selbst war längst schon das kaiserliche Ansehen völlig erloschen, und jenes der Päbste hatte seine höchste Stufe erreicht. Sie, und nicht die griechischen Kaiser herrschten beinahe seit hundert Jahren in Rom; denn nur sie, und nicht diese, hatten die Kraft und den Willen, der ersten und gerechtesten Forderung, welche Unterthanen an ihre Regenten zu machen berechtiget sind, nämlich der Forderung eines sichern, bleibenden Schutzes, vollkommen zu entsprechen. Nur die Päbste allein hatten bisher der Römer Freiheit und Eigenthum gegen die Barbaren geschützt, deren feindlichen Anfällen Einhalt gethan, die Schätze ihrer Kirche mit verschwenderischer Freigebigkeit zum Besten der Stadt verwendet, jedes öffentliche, wie Privat-Elend gelindert, Gefangene losgekauft, Kirchen und öffent-

liche Gebäude errichtet und unterhalten, über Aufrechthaltung der Sittenzucht gewacht, und für gerechte Verwaltung, innere Ruhe und Ordnung der Stadt geſorgt; kurz, die Päbſte waren, was alle Regenten ſeyn ſollten, wahre Väter des Volkes. Ihre Herrſchaft war das ſchönſte, der Würde des Menſchen angemeſſenſte Regiment, wahrhaft von einer, ſelbſt der göttlichen Weltregierung ähnlichen Natur; denn ſie war entſproſſen aus gegenſeitiger Liebe, und gegründet, auf der einen Seite, auf dem Vermögen zu ſchützen, zu helfen und Wohlthaten zu erzeigen, und auf der andern Seite, auf dem Bedürfniß geſchützt zu werden und Wohlthaten zu empfangen. Die äußern Zeichen weltlicher Herrſchaft wurden ſtets von den Päbſten verſchmähet; ſie nannten den griechiſchen Kaiſer Roms Oberherrn, erwarteten deſſen Beſtätigung vor dem Antritte ihres erhabenen Amtes; datirten alle ihre Briefe und Urkunden nach den Regierungsjahren deſſelben; erzeigten geziemende Ehre dem Verſchnittenen, der unter der Benennung eines Dux im Namen des Kaiſers in Rom reſidirte und, obleich eine ganz nutzloſe Perſon, dennoch von den Römern reichlich genährt ward; ja ſie ſorgten ſogar emſig dafür, daß die Stadt Rom ihre Steuern und Abgaben regelmäßig an den kaiſerlichen Fiſcus zahlte, das heißt, ihr Geld in einen Schlund warf, der Alles verſchlang, und nie auch nur das Mindeſte wieder dafür zurückgab. Durchgehen wir die ganze Reihe heiliger Päbſte von dem Augenblick an, wo, wenn nirgends Hülfe und Rettung zu erblicken war, Rom und Italien ſeine Augen und Hände flehend zu dem römiſchen Stuhle emporhoben, und ſie daher, gleichſam gewaltſam durch das Gebot der Liebe in die Welthändel hineingezogen, an dem Regiment theilnehmen mußten, und wir werden auch nicht die

schwächste historische Spur von Herrschsucht, oder einem nur einigermaßen sichtbaren Streben nach weltlicher Macht bei irgend einem derselben finden; und dennoch hatten weder die Päbste noch die Römer, so dringend und drohend auch die Gefahr seyn mochte, je auch nur die unbedeutendste Hülfe von Constantinopel zu erwarten, im Gegentheil die Erstern, wie wir schon öfters gesehen, ihren kräftigen Schutz selbst den Exarchen nicht selten wohlthätig empfinden lassen. Der Griechen Oberherrschaft über Rom in jenen Zeiten hatte einen ganz besondern, nur ihr eigenen Charakter. Die Kaiser nämlich ließen sich von den Römern jährlich Steuern und Abgaben bezahlen, suchten diese bei jeder Gelegenheit zu erhöhen und zu vermehren; schickten dann bisweilen nach Rom mit geheimen Befehlen Verschnittene oder heillose Kämmerlinge, die ganz unerwartet ankamen, gleich Dieben bei Nacht und Nebel sich in die Stadt einschlichen, im Verborgenen hölliſche Tücke ausbrüteten, und dann, wenn sie den günstigen Augenblick gefunden hatten, in der Geschwindigkeit entweder einige Kirchen plünderten und den sacrilegischen Raub mit dem Fiscus theilten, oder frevelnde Hände an einen heiligen Pabst, legten, oder mit einem Haufen erkauften Gesindels, gleich wahren Räubern, in die Wohnungen ehrwürdiger Geistlichen, gewöhnlich Räthe der Päbste einbrachen, sie in geheimes Gefängniß fortschleppten, dort, ehe die Greuelthat ruchbar werden konnte, erwürgten, und hierauf, um von dem Volke nicht gesteinigt zu werden, eben so schnell wieder stets zur Nachtzeit, sich aus dem Staube machten; kurz, so oft die byzantinische Regierung an Rom dachte, war es gewiß immer auf irgend ein Bubenstück abgesehen; hatten aber die Römer Hülfe, Rath und That nothwendig; dann waren sie den Kaisern in Constantinopel eben so fremd und noch fremder,

als den Kaliphen zu Damascus oder Bagdad. Auch nicht eine Kubicruthe von Roms eingefallenen Mauern ward in hundert Jahren auf Kosten des kaiserlichen Schatzes wieder aufgebaut. Bei einer so bodenlos schlechten Regierung, die nie zu erhalten, sondern blos zu verwirren und zu zerstören suchte, weder Recht noch Liebe erzeugen, sondern nur Haß, Gewalt und Entzweihung gebären konnte, und so unverkennbar den fluchwerthen Stempel eines nur verschlingenden und aussaugenden Despotismus an der Stirne trug: bei einer solchen Regierung, was wäre da aus Rom und den Römern geworden, hätten sie nicht an dem Pabste stets einen gemeinsamen Vater, einen oft sich selbst aufopfernden Vertreter, Vermittler, Beschützer und Retter gefunden; fürwahr, trug je eine Regierung ein durchaus rechtliches, ehrwürdiges, ja wohl unverletzbar heiliges Gepräge, so ist es die der Päbste über Rom und dessen Gebiete. Ihre sogenannte Herrschsucht war nichts als ein rastloses, gewöhnlich mit den größten Opfern verbundenes Abmühen, überall Friede, Gerechtigkeit, Ruhe und Ordnung zu erhalten; und wenn Pabst Stephanus II., das Zeitliche mit dem Ewigen mischend, auch für Ländererwerb sorgte; so geschah dies nicht in seinem und seiner Nachfolger Interesse; es war dringendes Bedürfniß der Kirche, eine eben so gerechte als nothwendige Foderung der gesammten Christenheit, deren einzigen, wahren, geistigen Mittel- und Schwerpunkt die, nun nicht mehr auf sieben Hügeln, sondern auf einen evangelischen Felsen gegründete, christliche Roma bildete. *) Dies Bedürfniß ward nie so sehr gefühlt, als unter dem Pontificat des Stephanus II. und der drei ihm unmittelbar vorher-

*) Hiervon wird etwas weiter unten sogleich noch umständlichere Rede seyn.

gegangenen Päbste. Bis dahin strebten sie nie, auch nur von weitem nach Länderbesitz oder weltlicher Herrschaft; sie wußten, daß ihr Reich nicht von dieser Welt sey; aber eben deßwegen, weil sie blos für das Ueberirdische, für das Ewige sorgten, wurde ihnen auch das Zeitliche von Gott gleichsam mit beiden Händen zugeworfen. Von einfältigen Sitten, weil einfältigen Herzens, gebrauchten bisher die Päbste für sich weder ihre eigenen, noch ihrer Kirche Schätze; diese waren stets beinahe das ausschließliche Eigenthum der leidenden Menschheit; alle Drangsale des Volkes waren ihre eigenen Drangsale, die Bedürfnisse der Nothleidenden ihre eigenen Bedürfnisse; nur im Wohlthun bestand ihre Politik; und ihre Weisheit, Gerechtigkeit, Menschenliebe, Demuth und Frömmigkeit waren die Grundlagen und Stützen ihrer Macht, die sie blos dazu anwandten, um Römer und Italiens Völker, so weit es in jenen wilden und drangvollen Zeiten möglich war, alle Segnungen eines wahrhaft christlichen, sich selbst schützenden Socialzustandes genießen zu lassen. — Unter dem Pontificat Gregors II., als der immer schlaffer gewordene Staatsverband zwischen Rom und Constantinopel sich endlich von selbst völlig aufgelößt hatte, constituirten sich die Römer allem Ansehen nach wieder in eine Art von Freistaat; denn der römische Senat und das römische Volk ordneten ja an Carl Martel eine eigene Gesandtschaft; auch war es blos kraft eines Beschlusses des römischen Senats und Volkes, daß dem König Pipin bei seiner zweiten Krönung das römische Patriciat übertragen ward; offenbare Akte der souverainen Gewalt, welche an den Senat und das Volk wieder zurückgekehrt war, nachdem die griechischen Kaiser, zwar nicht durch öffentliche Urkunden, aber doch faktisch auf immer darauf ver-

zichtet hatten *). Aber auch bei dieser Veränderung verloren die Päbste nichts von ihrem Ansehen und Einfluß; bei allen Ereignissen erblicken wir noch ihre, Alles leitende und Allem Segen und Gedeihen gebende Hand; ihre Macht stieg im Gegentheil nur noch höher; denn sie herrschten über die Herzen; ein Regiment, das gesichert ist, welche äußere Formen der Verfassung ein Volk sich auch geben mag. Wenn also — was auch wirklich nicht geleugnet werden kann, noch geleugnet werden will — Rom und dessen Gebiet in dem pipinischen Schenkungsakt nicht mit eingeschlossen waren; so blieben dennoch die Päbste nicht weniger allda Herren. Gleich einem schönen,

*) Als das weströmische Reich Brittanien nicht mehr behaupten konnte, das heißt, die unglücklichen Britten gegen die Einfälle der wilden Pikten und Scoten nicht mehr zu schützen vermochte; gaben auch Kaiser Valentinian und dessen großer Minister Aëtius die Herrschaft über die Insel auf, zählten die Britten von jeder Verpflichtung gegen das Reich los, sagten ihnen aber zugleich auch, daß sie nun in Zukunft für sich selbst sorgen müßten. (Fortsetz. B. 1 Absch. 36 §. 3 u. 4.) In dem nämlichen Verhältniß standen nun längst schon die griechischen Kaiser zu ihren italiänischen Provinzen; nur handelten sie nicht gerade so aufrichtig und großmüthig, wie Valentinian und Aëtius. Die Griechen betrugen sich wie unredliche Pächter, deren Pachtzeit zu Ende geht, und die wohl wissen, daß der Pachtcontrakt nie mehr wird erneuert werden; so lange es also noch anging, wollten sie auch Italien aussaugen; erpreßten so viel und so lange, als sie konnten, nahmen mit, was, wie man zu sagen pflegt, nicht nagelfest war; und trieben dies solange, bis endlich die Römer, wohl einsehend, daß eine Regierung, die zu kraftlos wäre, sie zu schützen, auch außer Stand sey, ihnen zu schaden, und daher, gleich jenen Britten unter Valentinian und Aëtius, nun selbst für ihre Sicherheit sorgten.

vollkommen reifen Naturerzeugniß, war die weltliche Herrschaft der Päbste in Rom aus dem Schoß der Zeit, des Bodens, und aus den Verhältnissen und Bedürfnissen des Volkes hervorgegangen; denn, indem dieses in allen seinen Angelegenheiten und in jeder Noth, bei allen Stürmen, Gefahren und Drangsalen, sich stets, bittend und flehend, an die Päbste wandte, hatte es dieselben ja längst schon der That nach als seinen einzigen wahren Schutz- und Oberherrn anerkannt. Freilich war diese päbstliche Regierung keine, von egoistischer Staatsklugheit gemodelte Zwangsanstalt; sie gab, ohne zu nehmen; sie war nicht zerstörend, nur erhaltend, nicht entzweihend, sondern vereinend, und das Vereinte durch ächtchristlichen Sinn belebend; kurz sie war ein neues schönes Leben der Harmonie und Ordnung, eine durchaus väterliche, von der Natur geheiligte, wahrhaft christliche Episkasis.

13. Während Franken und Longobarden über des griechischen Kaisers schönste Provinzen in Italien, theils unter der Leitung des Pabstes friedlich unterhandelten, theils auch ganz nach Willkühr verfügten, berief Constantin ein ungemein zahlreiches Concilium nach Constantinopel, um mit noch größerer Feierlichkeit als bisher die Verehrung der Heiligen, deren Reliquien und Bildnisse auf das Neue wieder zu verdammen. Wenn dieses Concilium schon an und für sich selbst die tiefe Versunkenheit der orientalischen Bischöfe beweißt; so liefert es auch einen nicht minder kräftigen Beweis von dem Unverstand des Kaisers, bei dem, wie bei jedem halb wahnsinnigen Despoten, blos Wahn und gehässige Leidenschaften die einzigen Organe seiner Politik seyn konnten; denn eben dieses Concilium, welches jetzt, auf den Befehl des Kaisers

der römischen Kirche feindlich entgegen treten, deren Lehre verdammen, und über alle ihre Anhänger das Anathema aussprechen sollte, versammelte sich gerade in demselben Augenblicke, in welchem Constantinopel einen Silentiarius auf den andern nach Rom, und einen Gesandten nach dem andern an den, der römischen Kirche und deren Lehre, mit unverbrüchlicher Treue und einer Art von heiligem Enthusiasmus ergebenen König Pipin sandte, um von dessen Geneigtheit und Großmuth, durch die Vermittelung des Pabstes, seine verlornen italienischen Provinzen wieder zu erhalten. Unstreitig hätte der Kaiser zu seinem Concilium keinen unschicklichern Zeitpunkt wählen können; denn in der That, hätte es noch Etwas bedürft, um Pipin in seinem Vorsatz zu bestärken, den römischen Stuhl von allen, ihn fesselnden weltlichen Beziehungen zu befreien, so würde gewiß jetzt das von Constantin zusammen berufene Afterconcilium diesen Zweck besser, als irgend ein anderes Mittel erreicht haben.

14. Dreihundertundsechsunddreißig Bischöfe fanden sich auf dem Concilium ein, größtentheils feile und feige Seelen, denen entweder Furcht den Mund schloß, oder die längst schon ihr Gewissen um Hofgunst verkauft hatten. Von den drei Patriarchen des Orients war keiner gegenwärtig; entweder daß sie in den Rath der Gottlosen nicht einwilligten, oder daß die Sarazenen ihnen nicht gestatteten, ihre Sitze zu verlassen. Zum Versammlungsort der Bischöfe ward der, jenseit des Bosphorus, Constantinopel gegenüber gelegene Hierische Palast gewählt. Wie es scheint, wollten die Bischöfe sich nicht übereilen; denn das Concilium dauerte gerade 6 Monate. Die erste Sitzung ward am 10. Februar 754 und die letzte am 8. August

desselben Jahres gehalten. Noch nie ward die sinnlose, durchaus unkatholische Lehre der Iconoclasten mit solcher schamlosen Frechheit ausgesprochen, als jetzt in einer ganzen Reihe zum Theil ganz unkatholischer, selbst sinnloser Canons geschah. Die Bilder der Heiligen wurden auf das Neue für Götzenbilder, jene, welche sie verehrten, für Götzendiener erklärt, der ehemalige Patriarch von Constantinopel, der heilige Germanus, ferner Georg, Metropolit von Cypern und der heilige Johannes Damascenus, als Häupter der Götzendiener anathematisirt, und alle rechtgläubigen Katholiken, das heißt, welche hierin der Lehre der römischen Kirche folgten, mit dem Namen Nestorianer, Arianer, Eutychianer, Dioscoriten ꝛc. gebrandmarkt. Durch besondere Beschlüsse ward entschieden, daß die Verehrung der Heiligen ein eitler Wahn sey, und daß weder die Apostel, Märtyrer und Bekenner, noch auch selbst die Mutter des Erlösers, mithin um so weniger andere heilige Jungfrauen, uns bei Gott zu vertreten und für uns zu bitten vermöchten, daher endlich auch verboten ward, irgend einem jener ausgezeichneten Freunde Gottes den Namen eines Heiligen beizulegen. Die Bischöfe hatten die Frechheit, ihre, nach Vorschrift der heiligen Canons weder zusammenberufene noch constituirte Versammlung ein ökumenisches, und zwar das siebente ökumenische Concilium zu nennen. Als die Bischöfe ihre saubere Arbeit vollendet hatten, begaben sie sich in feierlichem Zuge, den Kaiser an ihrer Spitze, aus dem Hierischen Palast nach der Blackerner Kirche. Hier bestieg Constantin die Kanzel, donnerte zuerst einige Zeit gegen Aberglauben und Abgötterei, die, wie er sagt, das Concilium nun unwiderruflich abgeschafft hätte, ließ dann einen ehemaligen Mönch, Namens Constantin, der schon Bischof zu Sileum in Pamphili-

en gewesen, aber seines schamlos ausschweifenden Lebens wegen abgesetzt und aus der Stadt gejagt worden, zu sich auf die Kanzel heraufsteigen, zeigte ihn der Versammlung, und schrie aus vollem Halse: „Langes Leben dem Constantin, dem ökumenischen Patriarchen!“ —*) Die ganze Versammlung wiederholte den Ruf des Kaisers, worauf dieser seinem neuen Patriarchen die heilige Kleidung und das Pallium anlegte.

15. Um den Beschlüssen seines Afterconciliums noch größeres Gewicht zu geben, berief der Kaiser das gesammte Volk auf den Augusteon, einen öffentlichen Platz in Constantinopel. Auch die saubern Väter des Conciliums, eines Despoten elende Sclaven im Priestergewande, fanden sich allda ein. Sobald sie, nach dem Range ihrer Kirchen, ihre Sitze genommen hatten, erschien auch der Kaiser. Aber plötzlich erhoben sich nun wieder alle Bischöfe und riefen wie mit einer Stimme: „Heute ist der Welt Heil wiederfahren; denn Du „o Herr! hast uns jetzt von der Abgötterei und den „Abgöttern auf immer erlöst!“ — Das gesammte

*) Indem der Kaiser seinem selbstgemachten Patriarchen diesen Titel ertheilte, setzte er ihn zugleich wenigstens auf gleiche Linie mit dem römischen Pabste, wenn er ihn nicht gar noch über denselben erhob. Fürwahr ein untrügliches Mittel, dem, dem Pabste in Rom mit unverbrüchlicher Treue ergebenen, mächtigen König Pipin sich geneigt zu machen! — Selbst der heilige Pabst Gregor der Große hielt es für ungeziemend, den Titel eines ökumenischen Patriarchen, den zu seiner Zeit die Bischöfe von Constantinopel zu usurpiren schon den Versuch gemacht hatten, sich, dem wirklichen und wahren Oberhaupte der Kirche beizulegen.

versammelte Volk mußte auf das Kreuz, auf das Evangeliumbuch und das allerheiligste Sacrament des Altars schwören, „daß es alle Bilder als Götzen, und jene, welche sie verehren, als Götzendiener betrachten, von keinem Mönche die heilige Communion empfangen, keinen derselben auf den Straßen grüßen, im Gegentheil ihn schmähen, und mit Steinen nach ihm werfen wolle.“ — Nach allen Provinzen des Reiches wurden hierauf Edikte gesandt, wodurch jedermann unter den härtesten Strafen befohlen ward, sich den Beschlüssen des Conciliums zu fügen. Heftiger und wüthender, als je, brach nun auch jene blutige Verfolgung wieder aus, wovon wir in einem der frühern Abschnitte unsern Lesern schon mehrere grauenvolle Beispiele erzählt haben. Viele der Rechtgläubigen verließen daher auch jetzt das Reich, und flohen theils nach Italien, theils in die Gegenden zwischen dem schwarzen und caspischen Meere, oder auch auf die Insel Cypern und in die, den Sarazenen unterworfenen Länder. — Von dem Pabste, wie auch von den drei Patriarchalkirchen des Orients, nämlich Alexandrien, Antiochien und Jerusalem ward das von den Iconoclasten in Constantinopel gehaltene Afterconcilium förmlich verdammt, und diese Verdammung, wie wir in der Folge sehen werden, nachher auf dem, unter Hadrian I. in dem Jahr 787 zu Nicäa gehaltenen siebenten öcumenischen Concilium feierlich wiederholt. Um nichts unversucht zu lassen, schrieb auch Pabst Stephanus jetzt wieder an den Kaiser. Das päbstliche Schreiben war in sehr gemäßigten Ausdrücken abgefaßt, voll der heilsamsten Lehren, Bitten und Ermahnungen, um wo möglich den verirrten Monarchen wieder auf den Weg der Wahrheit und des Lebens zurückzuführen; aber leider blieb der Brief des Pabstes unbeantwortet; denn der Despot

lag an einer unheilbaren Seelenkrankheit darnieder; hatte ſogar aufgehört ein Chriſt zu ſeyn; denn er leugnete in ſeinem Herzen die Gottheit Jeſu Chriſti, und erlaubte ſich gegen ſeine Vertrauten die gottesläſterlichſten Aeußerungen in Beziehung auf die Mutter des Herrn;*) kurz, von Gott völlig verlaſſen, und ſchon ganz in der Gewalt des Verderbens, ſchien dieſer Wütherich, gleich einem der verworfenſten heidniſchen Cäſaren, der Welt abermal ein Beiſpiel aufſtellen zu wollen, was das Laſter, im Bunde mit der höchſten Gewalt, nicht Alles vermag.

*) Eine ſolche geheime Mittheilung ward auch die Veranlaſſung zu dem Sturz des Patriarchen Conſtantins. Gegen dieſen nämlich hatte der Kaiſer ebenfalls ſeine geheimen Gedanken über einige der wichtigſten Geheimniſſe der chriſtlichen Religion ganz unumwunden geäußert. Ein ſo elender Menſch auch der Patriarch war, ſo erſchrack er doch über dieſe Reden des Kaiſers; und da nun das, was er gehört hatte, ihm einige Tage ſchwer auf der Seele lag, ſo konnte er es am Ende nicht verſchweigen und erzahlte es Einigen ſeiner Vertrauten. Aber bald ward dieſes dem Kaiſer verrathen, und nun war es auch um den Patriarchen geſchehen. Unter dem Vorwande der Theilnahme an einer Verſchwörung gegen den Kaiſer ward er auf die Ausſage zweier erkaufter Zeugen ſeiner Würde entſetzt, mit geſchornem Kopfe, Bart und Augenbraunen rückwärts auf einem Eſel ſitzend auf der Rennbahn herumgeführt, dann bis auf die Knochen mit Geiſelhieben zerfleiſcht, hierauf wieder mehrere Monate von einem Gefängniß in das andere herumgeſchleppt nnd endlich enthauptet. Des Conſtantins Nachfolger auf dem Patriarchenſtuhle war Nicetas, ein geborner Slave und dabei noch ein Verſchnittener. Auf das Erſuchen einiger leichtſinnigen Frauen am Hofe hatte der Patriarch Conſtantin ihn zum Prieſter geweiht, und der Kaiſer jetzt, weil er kein ſchlechteres Subjekt finden konnte, zum Patriarchen ernannt.

16. Pabſt Stephanus II. ſtarb am 26. April des Jahres 757. Durch ſeine Verbindung mit den mächtigen Franken, war ſein Einfluß in alle und die wichtigſten Angelegenheiten Italiens entſcheidend, und aus ſeinen Händen erhielt gewiſſermaßen König Deſiderius die Krone der Longobarden; denn ſobald der Pabſt ſich zu Gunſten deſſelben erklärt hatte, hörte aller Widerſtand der longobardiſchen Großen auf; der ehemalige König Rachis kehrte wieder in ſein Kloſter zurück, und Deſiderius beſtieg ruhig den Thron. — Unendlich Vieles hat die Kirche in ihren äußern Verhältniſſen dieſem großen Pabſte zu danken; aber Stephanus handelte und wirkte auch ganz in dem Plane und dem Geiſt der Vorſehung; daher der, bei allen wichtigen Unternehmungen, ihm ſtets ſo wunderbar günſtige Zuſammenfluß von Umſtänden; ſo daß man, nach menſchlicher Art zu reden, ſagen möchte, er habe ſich ſelbſt des Zufalles zu bemächtigen, und dieſen ſeinen Zwecken dienend zu machen gewußt. Wenige Monate vor ſeinem Tode ertheilte er der Abtei von St. Denys das Privilegium, einen beſondern, von dem Abte und der Kloſtergemeinde erwählten, unter keinem Metropoliten ſtehenden, ſondern unmittelbar von dem römiſchen Stuhle abhangenden Biſchof zu haben, deſſen oberſter Leitung zugleich auch alle übrigen, von Fulrad geſtifteten Klöſter übergeben wurden. *).

*) Nichts iſt widerlicher, bisweilen ſelbſt empörender, als die Heuchelei neuerer Moralphiloſophen in dem Munde gewiſſer Geſchichtſchreiber. Ihnen zu Folge hätte es ſchon der Demuth eines Pabſtes, eines chriſtlichen Prieſters, eines Apoſtels und Nachfolgers Jeſu geziemt, die ihm angetragene weltliche Herrſchaft von ſich abzulehnen; ſein Reich wäre ja nicht von dieſer Welt; und Pabſt Stephanus, weil ein Unterthan des Kaiſers in Conſtantinopel und noch dazu

von demſelben beauftragt, die Zurückgabe des Exarchats an die byzantiniſche Regierung zu betreiben, ſey durchaus von dem Vorwurf des Verraths und des Mangels an Treupflicht nicht frei zu ſprechen. — Wahrhaftig, je enger der Kreis von Begriffen iſt, in welchen der Unverſtand ſich bewegt, und je mangelhafter und dürftiger jene ſind, deſto ſtärker und knechtiſcher wird auch ſtets die Befangenheit im Dienſte derſelben ſeyn. Abgeſehen davon, daß in Gemäßheit aller je beſtandenen und noch beſtehenden Geſetze, Jeder ohne alles Unrecht annehmen darf, was ein Anderer ohne Ungerechtigkeit ihm zu ſchenken befugt iſt; und daß der griechiſche Kaiſer auf das Exarchat ſein Recht, durch das Befugniß, welches der Sieg jedem Eroberer gibt, längſt ſchon verloren, der Franken Macht und Glück aber die Macht der Longobarden gebrochen hatte, und Pipin nun unſtreitig, was er rechtmäßig erobert, auch verſchenken konnte — oder wollte man allenfalls dem Pipin zumuthen, daß er den beſchwerlichen und gefahrvollen Marſch über die Alpen unternehmen, und ſein Leben, ſeinen Ruhm, ſeine Krone und ſein Heer hätte wagen ſollen, blos um einem ketzeriſchen, die Religion und deren Bekenner grauſam verfolgenden Kaiſer Provinzen, die er verſcherzt, verlaſſen und verloren hatte, wieder zu erobern? — Alſo von allem dieſem abgeſehen, würden wir dennoch zugeben, daß, wenn Stephanus, oder irgend ein Pabſt blos ſeine und ſeines Hauſes Vergrößerung zum Ziele ſeines Strebens gemacht hätte, er wirklich von jenem Vorwurfe nicht ganz frei zu ſprechen wäre. Als Stephanus auf den päbſtlichen Thron erhoben ward, war er in Jahren ſchon ziemlich vorgerückt, und vor ſeiner Erhebung, als ein durch leuchtende Frömmigkeit ausgezeichneter Diener des Altars bekannt, hatte er mehr für den Himmel, als die Erde gelebt, ſich mehr mit dem Ewigen und Ueberirdiſchen, als dem Zeitlichen und Vergänglichen beſchäftiget. Unmöglich konnte alſo jetzt der Beſitz einer ſchnell vorübergehenden, höchſtens blos einige Jahre dauernden, weltlichen Macht auch nur den mindeſten Reiz für ihn haben; und da das Pabſtthum weder ſein noch eines

Andern Erbe war; so konnte er ebenso unmöglich auch in der irdischen Größe und dem äußern Glanze der römischen Kirche das Bild seiner eigenen Größe, seines eigenen Glanzes erblicken. Pabst Stephanus, wie es sich auch sogleich näher ergeben wird, handelte, arbeitete und kämpfte blos in dem höhern geheiligten Interesse der Kirche, und jenes Glaubens und jener heiligen Lehre, welche eben dieser Kirche, deren ehrwürdiges Oberhaupt er war, einst von Jesu Christo zur sorgsamen Bewahrung und heiliger Obhut waren übergeben worden. Offenbar war es des Pabstes heiligste Pflicht, die von Oben so wunderbar vorbereiteten und herbeigeführten Zeitereignisse auch ganz in dem Plane der Vorsehung zu benutzen, um der Kirche, auch als äußerer Erscheinung in der Zeit, eine Stellung zu geben, in welcher das ihr anvertraute heilige Unterpfand allen gewaltsamen Eingriffen mißbrauchter weltlicher Macht auf immer entrückt, und das geheiligte Oberhaupt der Kirche, weil keines Monarchen der Erde mehr Unterthan, mithin keinem verwandt, aber auch keinem entfremdet, sondern Allen mit gleicher Liebe zugethan, jetzt auch in Wahrheit der gemeinschaftliche Vater der gesammten Christenheit werden, und als solcher nun auch das, in dem Mittelalter, dieser langen, durch Sitte und Gesinnung, und ohne Beimischung des Heidenthums, wahrhaft christlichen Periode tief liegende historische Lebensproblem genügend lösen, und als eine, alles vermittelnde, mit mildem, evangelischem Gesetze ordnende und göttlich schlichtende Macht allen Völkern der Christenheit erscheinen konnte. — Als nur ganz heidnische Cäsaren über Rom herrschten, bedurfte die Kirche keiner andern, als blos der geistigen Freiheit, welche das Evangelium jedem Bekenner des Namens Jesu ertheilt. Die heidnischen Machthaber konnten nur über die Körper gebieten, der Glaube lag außer ihrem Bereiche; und schickten sie auch heilige Päbste auf das Blutgerüst, so war dieses für den Glauben nur ein desto größerer Gewinn; denn das Blut dieser Märtyrer befruchtete nur um so mehr den, bald die ganze Erde beschattenden Baum des Lebens. Aber ganz anders und weit gefährdeter war das Christen-

thum, als christliche Kaiser herrschten, und diese, bethört, berauscht von dem Taumelkelch der Allmacht, nun unter der Larve der Beschützer und ältesten Söhne der Kirche, auch in das Heiligthum derselben zu dringen, und selbst an den Glauben frevelnde Hände zu legen den Versuch machten. Erst jetzt, und nur unter einem christlichen Kaiser konnte es geschehen, daß, wie der heilige Hieronymus sagt, der ganze Erdkreis stöhnte und seufzete, als er sah, daß er, ohne zu wissen wie, arianisch geworden war.— Was hätte aus der Kirche werden müssen, wenn jene Reihe bethörter und halb wahnsinniger Despoten, welche bis jetzt und auch in der Folge noch in Constantinopel herrschten, mit gleich unumschränkter Gewalt über Rom geboten, und den, in die Ewigkeit sich ergießenden Strom göttlicher Wahrheit gleich an seiner Quelle zu trüben, zu verunreinigen und zu vergiften gesucht hätten? Was wäre auch in der Folge aus Rom und dem Pabste geworden, wenn dieser, Unterthan irgend einer weltlichen Macht, und von ihr in enge Fesseln geschlagen, nur zu oft blos zeitlichen, politischen oft gottesvergessenen Planen zum Werkeuge hätte dienen müssen? Welches Vertrauen hätten dann alle übrigen Völker in ihn gesetzt, und wie hätte er seinem erhabenen Berufe, als Oberhaupt der Kirche auch der gemeinschaftliche Vater der Christenheit zu seyn, alsdann noch entsprechen können? Des Pabstes geistlich-weltliche Herrschaft, oder der Kirchenstaat ist offenbar ein unmittelbares göttliches Institut; und wird daher, weil mit unsichtbaren Banden an den Himmel befestiget, auch bis an das Ende der Tage Bestand haben. Welchem Mächtigen der Erde wäre es auch je noch gelungen, diesen Felsen zu sprengen; und wie furchtbar, und andern zum warnenden Beispiel dienend, scheiterte noch in unsern Tagen an eben diesem Felsen jener Herrscher, dessen Größe, Macht und Herrlichkeit Alles, was die Geschichte seit einem Jahrtausend kannte, noch bei weitem übertraf? Mögen also auch jetzt die Völker wieder schnauben und toben; mögen die Feinde Böses sinnen und trachten; Gott bleibt der Herr, ohne

XX.

1. Gründung der deutschen Kirche. — Ueber den Ursprung der alten Deutschen, ihre allerältesten primitiven Wohnsitze in Asien, ihre Wanderungen, Ansiedelungen in Europa, ihre Verfassung, Gesetze, Sitten Gebräuche, über ihren Charakter, ihre Religion und religiösen Begriffe ꝛc. müssen wir die Leser auf das hinweisen, was schon unser erlauchte Vorgänger, der verstorbene, aber in der Geschichte unserer heiligen Religion, wie in dem Andenken aller wahren Bekenner des Namens Jesu stets fortlebende Graf von Stolberg in den, von ihm bearbeiteten, frühern Perioden dieser Geschichte, Belehrendes und Genügendes darüber gesagt hat. Daß der große und zahlreiche Völkerstamm der Deutschen, schon viele Jahrhunderte, ja vielleicht selbst Jahrtausende vor Christi Geburt aus Asien nach Europa herüber wanderte, daran ist gar nicht zu zweifeln; auch war ihre asiatische Abkunft sehr lange bei ihnen in dem lebhaftesten Andenken, und in alle ihren Erzählungen, Nationalgesänge, Volkslieder und historischen Dichtersagen vielfältig verwebt; ohne noch der andern, davon in Menge vorhandenen Spuren, wie z. B. der deutschen Sprache auffallende Aehnlichkeit mit der persischen, hier zu erwähnen.

2. Die nach Europa herüber gewanderten Germanen fanden jedoch, wie es scheint, erst ziemlich späte das Ziel ihrer Wanderungen, wie die Gren-

---

Ihn vermögen sie nichts; viel weniger gegen Ihn; mithin auch gegen den heiligen, von seiner Allmacht Hand in Rom gegründeten Stuhl!

zen eines festen und bestimmten Gebietes. Ihre Ausbreitung in Europa von Norden nach Süden und Westen in die Länder der Kelten geschah allmählich, veranlaßt theils durch Naturereignisse, theils durch den Nachdrang slavischer Völker, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach, schon bei 600 Jahren vor Christi Geburt, auch noch fortwährend zur Zeit der römischen Herrschaft diesseits der Tauern bis in das sechste Jahrhundert christlicher Zeitrechnung. In der letzten Periode erschienen die Germanen, theils als Colonisten, theils als Eroberer, oder auch als Sold- und Hülfstruppen auf römischem Gebiete. Aber längst vorher, ebenfalls schon vor Christi Geburt, hatten sie sich zu beiden Seiten des Rheins, der Donau und tief in den Alpen angesiedelt, auch ganze Horden von Slaven in sich aufgenommen; waren aber von eben diesem Volke im Osten übermannt worden, so wie sie im Süden sich auch mit Kelten vermischt hatten. In Gallien hatten sie, unter dem Namen Franken, im fünften Jahrhundert die Herrschaft errungen, dafür aber das Christenthum und römische Gebräuche angenommen; eben so in den beiden Rhätien (Tyrol, Graubünden, Baiern) im Noricum (Oberöstreich) und in Oberpannonien (Unteröstreich.)

3. Für die Wahrheiten des Christenthums waren die eigentlichen Deutschen empfänglicher, als alle andern, dem Heidenthum ergebenen Völker. Sie hatten keine Götzen; ihr Gottesdienst bestand in einer einfachen Verehrung der Naturkräfte, daher sie auch unter heiligen Eichen, oder unter dem nordischen Zauberbaume der Linde, in dem Dunkel der Wälder, oder auf Anhöhen und an den Ufern der Flüsse, ihre gottesdienstlichen Gebräuche übten; und endlich, — was den Eingang des Christenthums am meisten

begünstigte — hatten sie auch keine Priester, kein Institut, welches, gleich der grausamen und herrschsüchtigen Druiden-Kaste bei den Galliern und andern keltischen Völkern, aus Eigennutz sich der Annahme des Christenthums widersetzt hätte *).

4. Schon zu Folge von Deutschlands geographischer Lage war es ganz natürlich, daß das Christenthum in diesem Lande sich allmählich von Süden gegen Norden verbreitete. Indessen machte es unter den mitternächtlichen Völkern Deutschlands nur äußerst langsame Fortschritte. Erst gegen das Ende des achten Jahrhunderts kam es an die Elbe; im neunten nach Dänemark und Schweden; und zu den, zwischen der Elbe und Ostsee wohnenden Völkern größtentheils slavischer Abkunft, jedoch mit Deutschen vermischt, ward die Leuchte des Evangeliums gar

*) Am furchtbarsten waren die Druiden-Frauen, Priesterinnen, die bei der Nation in dem höchsten Ansehen standen, und Alrunnen, weise Frauen, Druidinnen hießen. Gefangenen Feinden schnitten sie die Gurgel ab, faßten das hervorströmende Blut in Schalen auf, und erforschten darin den Erfolg der künftigen Schlacht. Mit wild-zerstreutem, fliegendem Haare, die Füße, Beine und Arme entblößt, um die Lenden einen Gürtel, und in allen Gesichtszügen unverkennbare Spuren dämonischer Begeisterung, verkündeten sie, unter den gräßlichsten Gebärden und Verdrehungen, dem Volke die Aussprüche ihrer Gottheiten. — — Kein Wunder, daß die ganze Schöpfung Jahrtausende trauerte, weinte und flehete, daß doch endlich die Himmel sich spalten, und der große Verheißene, der Retter, Erlöser und Heiland auf die verwüstete, mit allen Greueln des Götzendienstes bedeckte und in dem schrecklichsten Dämonendienst befangene Erde herabsteigen, und den auf ihr lastenden Fluch des Allmächtigen wieder in Segen verwandeln möchte!

erſt in dem zwölften Jahrhundert gebracht. Aber deſto früher, und gleich in den allererſten Jahrhunderten des Chriſtenthums ward daſſelbe nach dem ſüdlichen, ſüdöſtlichen und ſüdweſtlichen Deutſchland verbreitet, theils ſelbſt durch römiſche, aus Kleinaſien und Paläſtina, an den Rhein, nach Pannonien und Illyrien verſetzte Legionen, theils auch und vorzüglich durch hochherzige Männer, welche, von Gott begeiſtert, das Evangelium predigend, jene Gegenden durchzogen. So z. B. drang der heilige Lucius ſchon in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, Chriſti Lehre predigend, bis nach Augsburg, und ward in dem Jahre 182 zu Chur in Hohenrhätien von den Heiden geſteiniget. Denſelben Gang im Leben, wie im Tode gingen auch am Ende des dritten Jahrhunderts die hh. Maximilianus, Florianus, Mauritius und Candidus; die beiden Erſtern kamen nach Pannonien und Noricum, die zwei andern in das Land Wallis. Maximilian gründete die Kirche von Cilley, Florian jene von Lorch; Beide ſtarben, der eine im Jahre 284, der andere im Jahre 304, den Tod heiliger Märtyrer, deſſen auch Mauritius und Candidus um dieſelbe Zeit gewürdiget wurden. Während der diocletianiſchen Verfolgung erſchien plötzlich ein Mann höherer Art, aber jetzt ein Flüchtling und Schutz ſuchend, vor den Thoren der rhätiſchen Auguſta (Augsburg.) Niemand wußte, woher er kam; aber ſein frommes Streben ließ es errathen; es war nämlich der heilige Narciſſus, Biſchof von Gironna in dem weſtlichen Spanien. In der, durch reichen Handel, in Ueppigkeit verſunkenen Stadt predigte Narciſſus jetzt die Wahrheiten des Evangeliums, verwandelte die, bis jetzt blos der Eitelkeit und den Freuden der Welt lebende Afra und deren Anverwandten in heilige Blutzeugen, weihete den heiligen

Dionysius, einen Oheim der heiligen Afra zum Bischof von Augsburg, und ging dann wieder über die Alpen zurück, um dort ebenfalls mit seinem Blute die heilige Lehre zu besiegeln. Gleiches Glück wiederfuhr auch dem heiligen Dionysius, der um das Jahr 303 oder 305, des Bekenntnisses des heiligen Namens Jesu wegen, mit dem Schwert getödtet ward. — In der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts predigte ein aus Italien angekommener Christ das Evangelium der Königin Fritigil und deren Gemahl, welcher in Baiern, oder in einem Theile von Baiern und Schwaben herrschte. *) Beide nahmen das Wort vom Kreutze willig auf, und schrieben an den heiligen Ambrosius, ihn bittend um schriftlichen Unterricht und einige Priester. Beides schickte ihnen der heilige Erzbischof von Mailand, nebst der Ermahnung, mit den Römern Friede zu halten, worauf dieser deutsche Fürst sich und sein Land dem Schutze der Römer unterwarf. — Den Ruhm des heiligen Hieronymus und dessen Verdienste um die Schriftauslegung waren selbst schon zu dessen Lebzeiten dieses Heiligen auch nach Deutschland gedrungen; denn zwei Deutsche, Namens Sunias und Fretelas, sandten ihm in den beiden Sprachen alle jene Stellen des Psalters, deren lateinische Uebere

*) Der Lebensbeschreiber des heiligen Ambrosius nennt Fritigils Gemahl einen König der Marcomannen; aber dieses Wort bezeichnete einen Bund und nicht ein Volk. Blos Unkunde der Sprache war bei den Römern an dieser Verwechselung Schuld; so wie sie auch oft die, blos von der natürlichen Beschaffenheit einer Landschaft, oder von gewissen Gewerben hergenommenen Benennungen für Namen ganzer Volksstämme hielten, und dadurch nicht geringe Verwirrung in Deutschlands Geschichte und alte Geographie brachten.

ſetzung von der griechiſchen Dollmetſchung abweicht; mit der Bitte, ſie zu belehren, wo dieſe oder jene Ueberſetzung den Sinn der Urſchrift am beſten ausdrücke. Ein Beweis, daß man auch ſchon damals in Deutſchland in den heiligen Schriften forſchte, und wenigſtens hie und da Einige mit allem Ernſte dem Bibelſtudium oblagen. Schon vor dem Ende des vierten Jahrhunderts gründete der heilige Maximus, ein Schüler des heiligen Paulus von Aquileja eine biſchöfliche Kirche zu Petavium, in Oberpannonien (Pettau in Steyermark). Dieſelbe ſtand unter dem Patriarchat von Aquileja, deſſen Gerichtsbarkeit ſich dieſſeits der Alpen immer weiter ausdehnte, und endlich bis zum Bodenſee, dem Inn und der Salzach ſich erſtreckte. — Als in der Mitte des fünften Jahrhunderts der heilige Valentin als Apoſtel der Rhätier aufgetreten, und zu Majas geſtorben war, hatte Biſchof Aſimon ſchon zu Chur ſeinen bleibenden Sitz. Die biſchöfliche Kirche von Seben erhob ſich um die nämliche Zeit, und etwas früher hatte ſchon der heilige Severin die Kirche von Paſſau gegründet ꝛc. Aber bei den, damals mehrere Jahrhunderte fortdauernden, heftig bewegten Zeiten, anfänglich unter den blutigen, ſo weit der römiſche Arm reichte, ſich erſtreckenden Chriſtenverfolgungen, und dann bei dem unaufhörlichen Drängen und Treiben barbariſcher heidniſcher Völker, Sueven, Alemannen, Hunnen ꝛc. konnte dennoch das Chriſtenthum nur äußerſt langſam fortſchreiten, machte ſelbſt oft eher Rück- als Fortſchritte. Biſchöfliche Sitze, wie z. B. jener von Augsburg, nach dem Martertode des heiligen Dionyſius, blieben oft undenkliche Zeiten lang erlediget; Kirchen wurden zerſtört, die chriſtlichen Gemeinden verjagt, oder als Gefangene fortgeſchleppt, und ganze Länderſtrecken, in welchen der Same des Evangeliums noch nicht tiefe Wurzeln

gefaßt hatte, fielen dann wieder in Götzenthum und heidnischen Aberglauben zurück, und so ward die wahre und allgemeine Christianisirung Deutschlands erst spätern und ruhigern Zeiten vorbehalten.

5. In der Geschichte der Einführung des Christenthums in Deutschland tritt unstreitig die Bekehrung Bojoariens (Baierns) in den Vordergrund*). Schon unter den Römern und Ostgothen waren die Baiern keine Heiden mehr; und daß der frommen, geistvollen Theudelinde Vater ein Christ gewesen sey: wer wollte, wer könnte daran zweifeln. Indessen beschränkte sich das Christenthum doch blos auf das fürstliche Haus, auf die Großen am Hofe, auf den Adel und vielleicht auch die Beamten und Vorsteher des Volkes; aber ein vielleicht noch größeres Unglück war es, daß der gute Same evangelischer Lehre von dem, zu gleicher Zeit reichlich ausgestreuten und üppig wuchernden Unkraut beinahe völlig erstickt ward. Der größte Theil der baierschen Christen war den gottlosen Irrthümern des Bonosius und Photinus, welche beide die Gottheit Jesu Christi leugneten, ergeben. Fränkische Missionäre, wie Agilus und Eustasius, Schüler des heiligen Columbans, kamen gegen das Ende des 6. Jahrhunderts nach Baiern. Nach vieler Mühe gelang es ihnen, die baierschen

*) Mithin auch jene Schriften, welche vorzüglich den Uebergang der römischen Herrschaft in die germanische behandeln und nachweisen; dazu gehören nun vor allen andern des eben so scharfsinnigen, als gelehrten, um die vaterländische Geschichte ungemein verdienten Hrn. von Koch-Sternfeld's Beiträge zur deutschen Länder-, Völker-, Sitten- und Staatenkunde; auch ganz besonders empfohlen zu werden verdient des Herrn Professors Buchner Geschichte von Baiern, ein höchst schätzbares, durchaus classisches Werk.

Christen zu wahren, mithin zu katholischen Christen zu machen. Zu diesen Missionären gesellten sich nun bald aus dem Kloster von Lüxeu, dieser Pflanzschule frommer Apostel, noch mehrere Gehülfen, und, um den wahren Glauben in dem Lande zu befestigen, wurden diese nun größtentheils Gründer der ersten und ältesten Klöster in Baiern. Dem Beispiel dieser Männer folgte auch der heilige Rupert, welcher gegen das Ende des sechsten oder spätestens im Anfange des siebenten Jahrhunderts nach Baiern kam*); dieser erbaute unter den, mit Sträuchen bewachsenen Ruinen der alten, längst schon zerstörten Stadt Juvavium ein Kloster und eine Kirche; und auf dem, dabei liegenden Schloßberg, ein Nonnenkloster, Nonnenberg genannt, in welchem des heiligen Ruperts Nichte, Ehrentrude, die erste Vorsteherin war. Rupert ließ noch zwölf Priester aus Frankreich kommen, durchzog auch selbst lehrend das ganze Land, errichtete mehrere Landpfarreien, baute überall Kirchen in dem Ge-

*) Des heiligen Ruperts Erscheinung in Baiern wird zwar beinahe von allen Geschichtschreibern in das Jahr 696 gesetzt; aber Herr Michael Filz, Conventual der Abtei Michaelbrunnen und Professor zu Salzburg, hat in einer historisch-kritischen Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostolischen Wirksamkeit des h. Rupert in Baiern, mit großer Umsicht und Consequenz nachgewiesen, daß der h. Rupert schon im Jahre 580 nach Baiern kam, und die Kirche zu Juvavium noch vor dem Ablaufe des 6. Jahrhunderts von ihm gegründet worden. Die daran sich anknüpfende Behauptung, daß es mehrere Herzoge in Baiern gegeben, welche den Namen Theodo geführt, würde dadurch ebenfalls an Wahrscheinlichkeit gewinnen. (Man sehe Hrn. von Koch-Sternfelds Prüfung der baierschen Geschichte in unserer Lit. Zeit. 1831 April- und Maihefte.)

birgland; und damit sein gottseliges Werk Dauer und Festigkeit erhalte, ordinirte er Geistliche von höherm und niederm Range. Der heilige Rupert starb in Baiern gegen das Jahr 630.

6. Nach dem Tode dieses Heiligen zerfiel jedoch bald wieder dessen gottseliges Werk. Der allmählige Abgang der fränkischen, wie der von Rupert ordinirten Priester ward durch keine neuen, frommen und wohlunterrichteten Geistlichen ersetzt. Der Mangel ächter Hirten ward bald in dem ganzen Lande fühlbar; herumziehende, unwissende und dabei sittenlose Landstreicher gaben sich für Priester aus, zogen aus der Leichtgläubigkeit des Volkes Gewinn und, anstatt dasselbe zu belehren, halfen sie nur es noch mehr wieder zu bethören. Eine Folge davon war, daß nicht nur von den vielen, im Lande noch lebenden Götzendienern keiner mehr zu dem Christenthun bekehrt ward, sondern daß auch die Christen selbst, in deren Brust immer noch etwas von der Wurzel abgöttischen Wahnes war stekken geblieben, nun auch wieder in manche ihrer alten heidnischen Laster und Gebräuche zurückfielen, und größtentheils oft selbst nicht wußten, ob sie getauft waren oder nicht. Unter diesen Umständen kam der heilige Emmeran in der Mitte des siebenten Jahrhunderts zu Herzog Theodo dem zweiten oder dritten nach Baiern; ungefähr um die nämliche Zeit auch der heilige Kilian zu dem thüringischen Herzog Gosbert nach Wiceburg (Würzburg) und dieser beiden Heiligen anfänglich glücklicher Erfolg, wie nachheriges traurige Ende sind unsern Lesern aus dem vorigen Bande bereits bekannt. —

7. Herzogs Theodo des Zweiten oder Dritten Nachfolger hieß ebenfalls Theodo. Derselbe war

ein äußerſt frommer Herr; das Chriſtenthum, mit welchem es in Baiern noch immer nicht recht fort wollte, lag ihm ungemein am Herzen, und es allgemein unter ſeinem Volke zu machen, und dieſes in den Lehren deſſelben bleibend zu befeſtigen, war der ſehnlichſte Wunſch ſeines Herzens. Er unternahm daher zu Anfange des Jahres 716, nachdem er mehrere Jahre vorher ſchon ſeine Länder zwiſchen ſich und dreien ſeiner Söhne vertheilt hatte,*) eine Walfahrtsreiſe nach Rom, um, nach verrichteter Andacht bei den Gräbern der Apoſtelfürſten, mit dem Pabſte über die religiöſen Bedürfniſſe ſeines Landes, vorzüglich über Errichtung mehrerer Biſthümer, und förmlicher Regulirung und Organiſirung des kirchlichen Zuſtandes in Baiern ſich zu beſprechen. Pabſt Gregor II., ungemein erfreut über dieſen Beſuch, empfieng den fürſtlichen Reiſenden mit allen ſeinem hohen Rang geziemenden Ehrenbezeigungen, ertheilte deſſen frommer Sorgfalt für das Heil ſeines Volkes die gebührenden Lobſprüche, und ernannte den Biſchof Martinian, nebſt einem Prieſter, Namens Georg und den Subdiacon Dorotheus, um den Herzog auf ſeiner Rückreiſe nach Baiern zu begleiten, und dort mit demſelben, und mit Zuziehung der Stände, und der noch im Lande vorhandenen Geiſtlichkeit, die kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen. Die Inſtruktion, welche der Pabſt ſeinen Legaten ertheilte, iſt vom 15. Mai des Jahres 716 und eine der älteſten und koſtbarſten baierſchen Urkunden, von hohem Intereſſe für den Geſchichtforſcher, weil ungemein belehrend über Baierns dama-

*) Aber auch nach dieſer Theilung behielt Herzog Theodo, welcher ſeine Reſidenz zu Regensburg hatte, dennoch eine Art Oberherrſchaft über ſämmtliche baierſchen Länder.

ligen religiösen, kirchlichen, sittlichen und politischen Zustand. Zufolge dieser Instruktion sollten sie vor allem mit jedem in seinem Länderantheil regierenden Herzog sich berathen, wie am zweckmäßigsten eine allgemeine Versammlung sämmtlicher Geistlichen, so wie der Richter und des Adels sammt den Angesehensten in der Nation zu bewerkstelligen sey. In Ansehung der Geistlichkeit sollten die Legaten eines Jeden Anstellung und Weise, wie auch dessen Kenntnisse und sittlichen Wandel prüfen, und wenn seine Rechtgläubigkeit und kanonische Einsetzung erwiesen wären, ihm nach den Vorschriften der römischen Kirche die geistliche Gewalt und Vollmacht ertheilen. Jene aber, welche nicht gehörig ordinirt oder auf irgend eine Weise zu dem geistlichen Amte nicht tauglich wären, durch andere ersetzen. Sie sollten bei jeder Kirche einen Priester anstellen, zur Verrichtung des täglichen Opfers, zum Beten der Tageszeiten, und Lesen der heiligen Schriften, nach römischem Brauche und altem kirchlichen Herkommen. Nach gepflogener Berathung mit den regierenden Herzogen, und mit Berücksichtigung der Localverhältnisse sollten sie einen erzbischöflichen Stuhl und, nach Erforderniß, drei bis vier bischöfliche Stühle errichten. Fänden sie in dem Lande ein, für das hohe erzbischöfliche Amt taugliches Subjekt; so möchten sie solches entweder mit den erforderlichen Empfehlungsschreiben nach Rom schicken, oder selbst dahin mitbringen; sollte sich aber Niemand vorfinden, dem man jene schwere und heilige Bürde auflegen könnte, so hätten sie hierüber alsogleich Bericht nach Rom zu erstatten, in welchem Falle alsdann der heilige Stuhl selbst einen Erzbischof ernennen und nach Baiern schicken würde. Den Bischöfen müßte ganz besonders eingeschärft werden, keinem die heiligen Weihen zu ertheilen, welcher

ſchon zweimal verheirathet geweſen, oder eine Witwe zur Frau gehabt hätte; auch keinem Unwiſſenden, keinem, der ein Handwerk treibe, keinem am Leibe verſtümmelten, oder der ſchon öffentlich Buße gethan hätte. Ehemalige Manichäer, weil öfters getauft, dürften auf keine Weiſe zum Kirchendienſt angenommen werden. Die Einkünfte jeder biſchöflichen Kirche ſollten in 4 Theile getheilt werden; der eine Theil für den Biſchof, der andere für den Dienſt thuenden Prieſter, der dritte für Arme und Fremde, und der vierte zur Erhaltung der Kirche und Anſchaffung kirchlicher Erforderniſſe. Außer im Falle dringender Gefahr ſollte nur am Oſter- und Pfingſtſonntage das heilige Sacrament der Taufe ertheilt werden. — Die wahre Ehe, heißt es in der Inſtruktion, ſey die Verbinduug eines Mannes mit einer Frau, und ſo lange beide Theile lebten, wäre keinem von ihnen eine andere fleiſchliche Verbindung erlaubt. Als blutſchänderiſch wären auch verboten alle eheliche Verbindungen unter Blutsverwandten bis zum zweiten und unter Verſchwägerten bis zum erſten Grade. — Nur ſolche Speiſen ſeyen unrein, welche durch Götzenopfer befleckt worden. — Die loſen Künſte der Zauberer und Wahrſager, als Sproſſen und Zweige heidniſchen Aberglaubens, dürften Chriſten nicht üben, auch nicht, gleich den Heiden, auf gewiſſe Tage beſondern Bedacht nehmen, die einen für glückliche und die andern für unglückliche Tage erachten. — Die Legaten ſollten die Leute belehren, daß keiner von Sünden frei wäre, und ſtets, wenigſtens für ſeine täglichen Untreuen und Schwachheiten der Buße bedürfe. — Wegen der, damals unter den Chriſten in Baiern eingeſchlichenen Ketzereien der Manichäer, erhielten die Legaten noch ganz beſonders den Auftrag, die Auferſtehung des Fleiſches und die Ewigkeit der Höllenſtrafen zu lehren,

und jene aus der Kirche auszustoßen, welche behaupten, daß auch die Teufel am Ende noch begnadigt, und zu ihrer ehemaligen Seligkeit wieder gelangen würden. — Man weiß nicht, wie lange die Legaten in Baiern blieben; aber wie es scheint, richteten sie wenig oder gar nichts aus. Schon daran scheiterte das ganze Unternehmen, daß alle Geistlichen, sowie auch der Adel und die Angesehensten des Volkes auf der Versammlung erschienen, und an den Berathungen Theil nahmen. Nun konnten die päbstlichen Abgeordneten nur äußerst wenige Geistlichen finden, welche zu ihrem Amte die nöthige Befähigung hatten. Zudem fanden auch die Beschränkungen der Ehe durch kirchliche Gesetze, besonders bei dem Adel, den Vornehmern und Reichen der Nation, ganz ungemeinen Widerspruch. Wie unter den Franken war auch unter den Baiern Vielweiberei eine nicht gar zu seltene Sache; und daß die Heirathen unter Blutsverwandten, mit der Stiefmutter, oder Stieftochter, oder des verstorbenen Bruders Wittwe Etwas sündhaftes und unerlaubtes seyn sollte, dies konnten und wollten die Baiern durchaus nicht begreifen. Nicht minder zuwider war ihnen auch die Abschaffung ihrer, aus dem Heidenthum herrührenden öffentlichen Freudenfeste, besonders jener, welche im Anfange des Jahres und an den ersten Tagen des März gefeiert wurden, und bei welchen sie sich in ihrem Taumel allen Lüsten, Ausschweifungen und heidnisch-abergläubischen Gebräuchen überließen; kurz, der Zweck des frommen Herzogs ward nicht erreicht; Alles blieb im ganzen genommen beim Alten, und die Verrichtungen der Legaten beschränkten sich blos darauf, daß sie für die Kirchen von Regensburg und Salzburg zwei Bischöfe ordinirten. Herzog Theodo starb gleich darauf im folgenden Jahre 717.

8. Zwar kam ſchon in dem Jahre 718 der heilige Corbinian zu dem Herzog Grimoald, Theodos Sohne, nach Baiern. Aber auch der, obgleich ziemlich lange Aufenthalt dieſes Heiligen in dem Lande, hatte, wie wir gleich ſehen werden, keinen erfolgreichen Einfluß auf den kirchlichen Geſammtzuſtand in Baiern. Corbinian war aus Chartres in Frankreich gebürtig, hatte ſchon von ſeinem zarteſten Alter an ſich gänzlich Gott geweihet, und lebte da her, zu reifern Jahren gelangt, anfänglich in einem nahe bei der Kirche des heiligen Germanus zu Chartres gelegenen Hauſe, wo er mit noch einigen Gefährten ein ſtilles, klöſterliches Leben führte, und in kurzer Zeit, ſeiner Frömmigkeit wegen, in ſolchem Anſehen ſtand, daß ſelbſt Pipin ihm Geſchenke ſandte, und ſeinem Gebete ſich empfahl. Von den vielen Geſchenken, welche Corbinian auch von Andern erhielt, behielt er nur weniges, blos ſoviel als ſeine höchſte Nothdurft erforderte; alles Uebrige theilte er unter den Armen aus. Da auch viele fränkiſche Großen ihn beſuchten, um Worte des Troſtes oder Belehrung von ihm zu vernehmen, ſo wurden die Ehrenbezeugungen, mit denen man ihn überhäufte, ſeiner Demuth endlich läſtig. Er verließ daher Chartres, ging nach Rom, ließ ſich dem heiligen Vater vorſtellen, und äußerte dieſem den Wunſch, von der Welt völlig getrennt in einem Kloſter, unter der Leitung und den Befehlen eines Obern, blos von der Arbeit ſeiner Hände zu leben. Aber der Pabſt, der das große Verdienſt des Mannes erkannte, gab dies nicht zu, behielt ihn in Rom bei ſich, beförderte ihn nach und nach von einer kirchlichen Stufe auf die andere, weihete ihn endlich zum Biſchofe, ertheilte ihm ſogar das Pallium, und ermächtigte ihn, in allen Ländern der Chriſtenheit den Völkern das Evangelium und den Sündern Buße

und Bekehrung zu predigen. Wegen der damaligen groſsen Nachläſsigkeit der Biſchöfe in Frankreich, und des nicht minder groſsen Verfalls der fränkiſchen Geiſtlichkeit beſchränkte jetzt der heilige Corbinian ſeine apoſtoliſchen Arbeiten blos auf ſein Vaterland, und zwar unter ungemeinem, oft gleichſam ſichtbarem Segen von Oben. Auf einer Reiſe begriffen zu dem Majordomus Pipin, begegnete er einſt einer Truppe Soldaten und Schergen, welche einen Dieb Namens Adalbert zu dem Galgen führten. Corbinian erbarmte ſich des Unglücklichen, und bat, daſs man deſſen Hinrichtung noch ſo lange aufſchieben möchte, bis er mit dem Majordomus darüber geſprochen hätte; und da dieſe Bitte ihm nicht gewährt wurde, ſo nahm er den Verurtheilten bei Seite, lieſs ihn eine allgemeine Beichte ablegen, nahm ihm dann das Verſprechen ab, daſs er, wenn Gott ihn am Leben erhalten würde, die Welt verlaſſen und nur ſeinem Schöpfer und Erbarmer dienen wolle, bezeichnete hierauf deſſen Kopf und Schulter mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, und übergab ihn wieder den Händen der Gerichtsdiener. Sobald Corbinian zu dem Majordomus kam, bat er ihn, ihm den zum Tode verurtheilten und wahrſcheinlich ſchon hingerichteten Verbrecher Adalbert todt oder lebendig zu überlaſſen. Mit zuvorkommender Bereitwilligkeit gewährte Pipin dem Heiligen ſeine Bitte. Ein Hausbeamter des Majordomus eilte auf Pipins Befehl alſogleich nach der, ihm von Corbinian bezeichneten Richtſtätte, und fand den, obgleich ſchon 3 Tage an dem Galgen hangenden Adalbert, noch am Abend des dritten Tages lebendig und vollkommen geſund. In dem ganzen Lande ward dies Ereigniſs ruchbar, und überall als ein, auf Corbinians Fürbitte geſchehenes Wunder erbarmender Allmacht betrachtet. Adalbert hielt ſein, dem Heiligen ge-

machtes Verſprechen, und ward von jetzt an einer der treueſten und frömmſten Schüler ſeines Befreiers.

9. Nachdem Corbinian mehrere Jahre in Frankreich mit großem Erfolg geprediget hatte, entſchloß er ſich abermals nach Rom zu pilgern; da der Weg ihn durch Baiern führte, und der Ruf ſeiner Heiligkeit ihm voranging; ſo ließ Herzog Grimoald ihn an ſeinen Hof einladen, empfieng ihn, wie man einen Boten Gottes empfängt, beſchenkte ihn reichlich, und ließ ihn durch einige Leute bis an Italiens Grenzen begleiten; gab aber zugleich auch ſeinen Beamten im Vinſtgau Befehl, den Biſchof auf ſeiner Rückreiſe anzuhalten, und nicht weiter ziehen zu laſſen. Die Befehle des Herzogs wurden pünktlich erfüllt. Dem rückkehrenden Biſchofe ward nicht geſtattet, weiter zu reiſen; man bat ihn, an das Hoflager des Herzogs, der ihn ſehnlichſt erwartete, ſich zu verfügen, und gab ihm zugleich zu verſtehen, daß wenn er nicht freiwillig dahin gehen würde, man allenfalls auch wohl Zwangsmittel anwenden könnte. Corbinian machte aus der Noth eine Tugend und ging nach Freiſingen. Aber im höchſten Grade entrüſtet über eine Behandlung, die jedoch blos in des Herzogs grenzenloſer Verehrung eines Heiligen ihren Grund hatte, erklärte der Biſchof, ſobald er in dem Schloß zu Freiſingen angekommen war, mit zürnender Stimme, daß er das Angeſicht des Herzogs nicht eher ſchauen würde, bevor derſelbe nicht den Gegenſtand ſeiner blutſchänderiſchen Neigung aus dem Schloße entfernt hätte; denn zur Geſellſchaft gottſeliger Männer dürften Ehebrecher und Huren nicht zugelaſſen werden. Herzog Grimoald war, wie die Leſer ſich erinnern werden, mit Pilitrude, ſeines verſtorbenen Bruders Theobalds Wittwe vermählet; daher des heiligen

Mannes frommer Zorn, der jedoch, wie es scheint, sich jetzt in allzuharten, vielleicht selbst unanständigen Worten ergoß. Der Herzog, welcher den Corbinian über alle Maßen verehrte, aber auch seine junge, schöne Gemahlin nicht minder liebte, suchte nun auf alle Weise den heiligen Mann zu besänftigen; 40 Tage blieb derselbe unerbittlich; endlich milderte sich sein Sinn; das fürstliche Paar demüthigte sich, knieete vor ihm nieder; Corbinian gab ihnen mit Auflegung der Hände die Absolution, legte ihnen eine Buße auf, und dispensirte in Ansehung der, des Herzogs ehelicher Verbindung mit Pilitrude entgegen stehenden kirchlichen Hindernisse. Corbinian wohnte nun in dem Schloß des Herzogs, errichtete zu Freisingen seinen bischöflichen Sitz, und erbaute zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau eine Kirche, die er zu seiner Cathedrale erhob, und bei welcher er Priester und Mönche anstellte, um das tägliche Opfer zu verrichten und die Tagzeiten zu beten. Aber zu Majas, einem damaligen Städtchen an der Etsch, wo Corbinian auf seiner Rückreise war angehalten worden, hatte er Gelegenheit gehabt, die Schönheiten der Landschaft um Meran in Augenschein zu nehmen. Der Anblick der herrlichen Natur hatte einen bleibenden Eindruck auf ihn gemacht. Jetzt erinnerte er sich wieder dieser reizenden Gegend, und beredete den Herzog zum Ankauf der anmuthigen Ländereien um Majas. „Beide, der Herzog und der Bischof," (Buchners Gesch. v. Baiern) „reisten nun dahin, sahen das „romantisch wilde Camina zwischen den Bergströmen Timon und Finale: das schöne Ackerland, die „Wiesen, Weinberge und die umliegenden Alpen über„ließ der Adel des Landes um einen mäßigen Preis „an die Marienkirche in Freisingen, auch ein Dorf, „Ramens Chorzes ward gekauft: die ersten Dota-

„tionen des freiſinger Bisthums. Zu dem Ankauf „gab Corbinian ſelbſt 900 Goldſtücke her, größten„theils Geſchenke Pipins und der baierſchen Herzoge; „erbauete ſich auf dem benachbarten Berge eine „Wohnung und eine Kirche zu Ehren des heiligen „Stephan, und legte ſo den Grund zu dem nachher „ſo berühmt gewordenen Kloſter Weihenſte„phan.“ —

10. Durch der Gläubigen Freigebigkeit erweiterten ſich zuſehends die Beſitzungen des Freiſinger Bisthums; aber, wie es ſcheint, beſchränkte Corbinian ſeine apoſtoliſchen Arbeiten blos auf die von ihm errichteten Kirchen, auch zeigte er ſich jetzt weit ſeltener an dem herzoglichen Hofe; und als er die Folgen einer ſich zugezogenen Ungnade der Herzogin fürchten zu müſſen glaubte, floh er über die Gebirge nach Majas, und war durch keine Bitten mehr dazu zu bewegen, wieder am Hofe zu erſcheinen. *) — Vielfältigen, leiblichen wie geiſtigen

*) Allem Anſehen nach, war der heilige Corbinian von einer etwas herben Gemüthsart, und eben ſo ſtreng gegen andere, als gegen ſich ſelbſt. Eines Tages, als er, wie gewöhnlich an der Tafel des Herzogs ſpeiſte, warf Grimoald ſeinem Lieblingshunde, der gerade in den Speiſeſaal kam, ein Stückchen von dem Brode vor, über welches Corbinian, bevor der Herzog und deſſen Gäſte ſich zu dem gemeinſchaftlichen Mahle niedergelaſſen, den Segen geſprochen hatte. Zürnend ſprang jetzt der Biſchof von ſeinem Stuhle auf, und ſtieß ſo heftig an die Tafel, daß alle Schüſſeln und Teller wankten, und die ſilbernen Trinkgefäße umſtürzten. „Der iſt,“ ſagte er, „des Segens nicht „werth, der ihn den Hunden vorwirft!“ Er ſchwur, nie mehr wieder zu kommen. Der Herzog, ein ſehr guter Herr, wußte ihn dennoch zu beſänftigen; aber nicht ſo leicht nahm es die Herzogin, und da Corbinian bald

Segen verbreitete Corbinian über die Gegend, in

---

darauf eine Bauersfrau, die durch sympathetische oder magische Künste ein krankes Kind der Herzogin geheilt hatte, oder geheilt haben sollte, auf öffentlicher Straße anfiel, und sie mit Fäusten blutig schlug; so ward die Herzogin so sehr darüber erzürnt, daß sie sich gegen ihren Secretair Ninus über den Bischof auf eine Art äußerte, welche freilich sehr gefährliche Folgen für den Bischof befürchten ließ, daher er sich, da er es bei Zeiten erfuhr, schnell vom Hofe entfernte, und nie wieder dahin zurückkam. — Mag immerhin die Herzogin, in den Aufwallungen ihres Zornes, gegen den Bischof Arges ersonnen und schwer gegen denselben sich versündiget haben; so muß man doch auch auf der andern Seite gestehen, daß Stöße und gar blutige Faustschläge nicht gerade Handlungen sind, welche einen sehr merkbaren Stempel der Heiligkeit tragen. Schwerlich würde sich der heilige Augustinus, hätte er in jenen Zeiten gelebt, und sich an der Tafel seines und seiner Kirche größten Wohlthäters befunden, auf ähnliche Weise sich betragen haben. Auch möchte Einem das Fehlerhafte oder Strafbare in der Handlung des Herzoges nicht ganz einleuchten. Die Christen in den ersten Zeiten, und wie wir aus Tertullian ersehen, schon in dem zweiten Jahrhundert wurden öfters ermahnt, bei allen ihren Handlungen, so wohl vor wie nach, sich und das Werk ihrer Hände mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes zu bezeichnen. Wahrscheinlich befolgten sie größtentheils diesen frommen Rath, und machten also auch, wenn sie ihre Nahrung bereiteten, über sich wie über die Speise das Zeichen des heiligen Kreuzes; und dennoch ist es keinem dieser damals gewiß frommen, Gott in der Einfalt ihres Herzens dienenden Christen eingefallen, für die Hunde, diesen, von Gott dem Menschen zu seinem Schutze und manchem andern Dienste geschaffenen, und daher durch eine ganz beispiellose, von dem Herrscher der Natur in sie gelegte treue Anhänglichkeit an den Menschen ausgezeichnete Hausthiere, deren vorzüglichste Nahrung doch das Brod ist, ein ganz besonderes und mithin

welcher er lebte, ging Priestern, Mönchen und Laien mit leuchtendem Beispiel der Frömmigkeit voran, und überlebte seinen Wohlthäter, den Herzog Grimoald, mehrere Jahre. Aber in Baierns religiöser Verfassung brachte Corbinian keine bedeutenden Veränderungen hervor; wenigstens entdeckt man nirgends Spuren davon; und alles, was dazu erfordert wird, daß das Christenthum tiefe Wurzeln schlage, und die Früchte seines Heils allgemein verbreite, als: Errichtung und Eintheilung mehrerer

---

ungesegnetes Brod backen zu lassen. — Eben so möchten einem Bischof, um ein beschränktes Bauernweib von heidnischem Wahn und Aberglauben zu heilen, auch selbst, wenn es nöthig ist, sie darüber zu bestrafen, wohl ganz andere Mittel zu Gebote gestanden haben, als mit eigenen Händen ausgetheilte Ohrfeigen und Faustschläge. Uebrigens sey Gott dafür, daß wir durch diese Bemerkung der Heiligkeit des höchst ehrwürdigen Corbinian zu nahe treten wollen. Auch Heilige bleiben oft noch in diesem Leben mit Schwachheiten behaftet; denn Was sie zu Heiligen macht, sind nicht ihre Handlungen, selbst nicht die Wunder, die Gott in ihnen und durch sie wirkt; sondern was sie zu erlesenen Freunden Gottes erhebt, ist die, sie und ihr Selbst ganz verzehrende, mithin vollkommen reinigende Flamme göttlicher Liebe, jener unendlichen Liebe, welche die ganze unermeßliche Schöpfung, und den Seraph wie die Grasmücke umfaßt. Die höchste Weisheit wie die größte aller Wissenschaften ist die Weisheit und Wissenschaft der Liebe, sie erwärmt und erglühet nicht blos, sondern sie erleuchtet auch, und erhellet jedes Dunkel auf jedem Pfade, wie in jedem Verhältniß unsers Lebens. Welch ein Glück, wenn Alle, sie möchten von Gott blos zum Niedern oder auch zum Höchsten berufen seyn, unaufhörlich diese Wissenschaft aller Wissenschaften studirten, und zwar täglich sie studirten am Fuße des Bildes Desjenigen, der ebenfalls aus Liebe für uns Alle, einst am Kreuze auf Golgatha blutete.

Ordinariate, zweckmäßige Anstalten zur Erziehung brauchbarer und frommer Geistlichen, Einführung heilsam strenger Kirchenzucht, verbesserter Religionsunterricht, Bekehrung aller, noch dem Götzendienst ergebener Landleute, Abschaffung der vielen, dem Heidenthum entsprossenen Gebräuche; kurz, eine durchgreifende, allgemeine Christianisirung, ganz in dem Geiste und der Wahrheit des Evangeliums war erst dem heiligen Bonifacius, Deutschlands großem und eigentlichem Apostel, vorbehalten.

XXI.

1. Der heilige Bonifacius, dem ein großer Theil des nördlichen Deutschlands seine Bekehrung zum Christenthum, das ganze südliche Deutschland aber Einheit und Reinheit der Lehre und dauernde kirchliche Institute zu verdanken haben, war aus der Grafschaft Devonsshire in dem Königreich Westsex gebürtig. Winfried war sein Tauf-, Bonifacius sein nachheriger Kloster-Name *). Schon in seinen frühesten Jahren sehnte sich der kleine Winfried nach der Einsamkeit stillen, klösterlichen Lebens. Einige fromme Ordensmänner, welche eine kurze Zeit bei seinem Vater sich aufgehalten, hatten diese Sehnsucht in ihm erregt. Dem Wunsche des Knaben

*) Gewöhnlich wird zwar erzählt, Winfried habe von dem Pabst Gregor II., als er ihn zum Bischofe weihete, den Namen Bonifacius erhalten. Da aber unser Heilige in vielen, längst vor Empfang der bischöflichen Weihe geschriebenen Briefen sich schon dieses Namens bediente, und unter demselben auch Andere an ihn schrieben; so wird ja offenbar dadurch die erstere Behauptung völlig entkräftet.

widersetzte sich jedoch lange Zeit und zwar sehr ernstlich der Wille des Vaters; aber dieser ward plötzlich von einer, ihn an die Pforten der Ewigkeit führenden Krankheit ergriffen; und da jetzt der, von der Welt und ihren Täuschungen um ihn gezogene Nebel auf einmal verschwand, so versprach er, wenn das Leben ihm gefristet werden sollte, seinen Sohn Gott und dessen heiligem Dienste auf immer zu weihen. Der Vater genaß, und sogleich wanderte nun auch der junge Winfried nach einem Kloster in Exeter, wo er 13 Jahre blieb, eine, seinem künftigen Berufe entsprechende Erziehung erhielt, und dann in das, in dem Bisthum Winchester gelegene Kloster Nutcell geschickt ward. Da er schon zu Exeter nicht nur im Bibelstudium, sondern auch in der Poësie, Redekunst, Geschichte, Mathematik ꝛc. sehr große Fortschritte gemacht hatte, so übertrug ihm der Abt von Nutcell den Unterricht der Klosterzöglinge, und ließ ihn hierauf im dreißigsten Jahre seines Lebens zum Priester weihen. Von jetzt an widmete sich Bonifaz vorzüglich der Seelsorge und dem Predigeramte; und der Ruf seiner Frömmigkeit verbreitete sich so schnell in dem ganzen Lande, daß ihn der gottselige König Inna in Aufträgen an Breitouald von Canterbury sandte; diesem heiligen Bischofe sollte er mündlich Bericht erstatten über die Verhandlungen eines Conciliums, welches man dringender Ursachen wegen so eiligst hatte zusammen berufen müssen, daß es an Zeit gebrach, den Erzbischof davon in Kenntniß zu setzen, und dessen Weisungen und Instruktionen zu erwarten. Bonifaz entledigte sich seines Auftrages mit solcher Zufriedenheit der Bischöfe, daß er von dieser Zeit an von ihnen zu allen ihren Concilien zugezogen ward.

2. Aber Bonifacius strebte nicht nach kirchlichem Ansehen, auch nicht nach dem Ruhm großer Gelehrsamkeit. Alle seine Studien hatte er blos Gott geheiliget, und nur deßwegen mit Kenntnissen und Wissenschaften sich zu bereichern gesucht, um einst desto fähiger zu werden, den Namen des Herrn zu verherrlichen und das Heil der Menschheit zu befördern. Bonifacius sehnlichster Wunsch war, den Völkern, welche noch in der Finsterniß und den Schatten des Todes saßen, die beseligenden Lehren des Evangeliums zu verkündigen. Weil voll Demuth, daher auch voll Mißtrauen in seine eigene Kraft, ging er lange Zeit vorher täglich vor Gott mit sich zu Rathe, und erst als der Wille Gottes ihm auf wunderbare Weise kund geworden, verließ er mit Bewilligung seines Abtes das Kloster, schiffte über das Meer, ging nach Friesland, und kam zu Utrecht zu dem friesischen König Radbod. Leider war dieser jetzt durch den, zwischen den Friesen und Franken wieder ausgebrochenen Krieg, in welchem er anfänglich einigen Erfolg hatte, nur noch mehr gegen das Christenthum erbittert; und da er die frühern, von Gott ihm gesandten Missionäre nicht gehört, hörte er auch jetzt unsern Heiligen nicht, und gab ihm auch eben so wenig die Erlaubniß, unter seinem Volke die Lehre Jesu zu verkündigen; worauf Bonifacius zwar unverrichteter Dinge, jedoch ohne den Muth zu verlieren, weil auf Gott vertrauend, wieder nach England in sein Kloster zurückkehrte.

3. Um diese Zeit starb Winbert, Abt des Klosters von Nutcell, und einstimmig ward Bonifacius von der ganzen Gemeinde zum Nachfolger des Verstorbenen gewählt. Aber Bonifacius, überzeugt, daß er von Gott zu etwas Anderem berufen

ſey, lehnte die ihm angetragene Würde von ſich ab, und ging in dem Jahre 718 nach Rom, um von dem Pabſte Miſſionsvollmacht und Zeugniſſe der Rechtgläubigkeit ſich zu erbitten. Verſehen mit Empfehlungsſchreiben von dem, eben ſo gelehrten als frommen Biſchofe Daniel von Wincheſter, fand er in Rom überall freundliche Aufnahme; und blieb allda bis zum Frühjahr des folgenden Jahres. Während dieſer Zeit ließ Gregor II. ihn öfters zu ſich kommen, unterhielt ſich, um ihn genau zu prüfen, nicht ſelten mehrere Stunden mit ihm, ertheilte ihm endlich die Vollmacht, den Heiden in allen Ländern das Evangelium zu predigen, und ſie nach Vorſchrift der römiſchen Kirche zu taufen. Er beſchenkte ihn auch mit mehrern koſtbaren Reliquien, und befahl ihm, von Zeit zu Zeit über den Erfolg ſeiner apoſtoliſchen Arbeiten nach Rom zu berichten. Voll heiliger Entwürfe zog Bonifaz nun gegen Deutſchland. Auf longobardiſchem Gebiet ward er mit großer Auszeichnung von Liutprand behandelt, und auf deſſen Befehl von Leuten des Königes bis an die Grenze begleitet; er überſtieg dann die Alpen und kam durch Baiern in das benachbarte Thüringen. In beiden Ländern fand er die ſeltſamſte und widerlichſte Miſchung des Chriſtenthums mit dem Heidenthum, überall unwiſſende, durch ihren Wandel das Chriſtenthum verleugnende Geiſtlichen, und das, in dichtem Aberglauben befangene Volk ſich ſelbſt und ſeinen Gelüſten überlaſſen. In Thüringen begann er jetzt ſeine apoſtoliſche Laufbahn, predigte Hohen und Niedern, unterrichtete ſie in der wahren Lehre, ermahnte zur Buße und chriſtlicher Reinheit des Wandels, und hatte das Glück, nicht nur viele von dem Volke, ſondern auch von den Vornehmern und Großen des Landes, theils zu bekehren, theils von dem Pfade des Laſters auf

jenen der Tugend wieder zurückzuführen; unter den Letztern befanden sich auch mehrere, bis dahin ganz in Ausschweifungen versunkene Geistlichen. Als Bonifacius sah, daß ihre Bekehrung aufrichtig sey, gab er ihnen besondern Unterricht, und setzte sie in Stand, ihrem Berufe in Zukunft besser zu entsprechen. Indessen verweilte er nicht lange in Thuringen; denn als er hörte, daß König Radbod todt sey, und Carl sich Friesland unterworfen habe, zog er eiligst dahin, und arbeitete allda nun 3 Jahre unter ungemein großem Segen, gemeinschaftlich mit dem heiligen Willibord. Da dieser ehrwürdige, in Jahren sehr weit vorgerückte Bischof glaubte, jetzt bald an dem Ziele seiner Laufbahn zu seyn, so beschloß er den Bonifaz, von dessen Eifer und Heiligkeit er einen hohen Begriff hatte, zu seinem Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle von Utrecht zu ernennen; aber die Schwere der heiligen Bürde fürchtend, die man seinen Schultern auflegen wollte, verließ Bonifaz, sobald er die Absicht erfahren hatte, die Mission, und zwar unter dem Vorwand, daß der heilige Vater ihm vorzüglich Deutschlands Bekehrung zur Pflicht gemacht habe. Der ehrwürdige Greis Willibord gab ihm nun seinen Segen, und im Frieden schieden beide von einander.

4. Mit seinen Gefährten durchzog Bonifacius jetzt das Land der Catten *), predigte überall den Gekreuzigten, und taufte eine zahllose Menge Heiden. Als er, um nicht bei der zur Taufe sich herbeidrängenden Menge, Mangel an Wasser zu haben, sein Zelt an dem Ufer eines Flusses aufschlagen ließ, ward plötzlich in der Nacht die ganze Gegend von einem himmlischen Lichte erleuchtet. Der

*) Die jetzigen hessischen Länder.

Fürſt der himmliſchen Heerſcharen, der beſondere Beſchützer der Kirche, der Erzengel Michaël nämlich erſchien unſerm Heiligen, ermunterte ihn zur Beharrlichkeit, und verkündete ihm, daß er unter dem beſondern Schutze des Himmels ſein großes, gottgefälliges Unternehmen glücklich vollenden werde. Auf der Stätte, wo dem Heiligen die Erſcheinung geworden war, las er am folgenden Morgen die heilige Meſſe, und erbauete allda auch nachher eine Kirche zu Ehren des heiligen Michaël. An den obern Grenzen des Cattenlandes kam Bonifacius zu zwei Brüdern, Namens Detdic und Dierolf. Sie gehörten zu den Angeſehenſten und reichſten ihres Volkes. Beide waren Chriſten, aber nur zur Hälfte, und tranken Chriſti Blut und der Teufel Opfertrank aus demſelben Kelch. Bonifacius unternahm ihre Bekehrung, die ihm auch vollkommen gelang; worauf beide Brüder ihm ein Stück Landes überließen, auf welchem er das Kloſter Amöneburg erbauete, das bis in das 11. Jahrhundert blühete, dann aber in Kriegszeiten von feindlichen Völkern gänzlich zerſtört ward. — Aus dem Lande der Catten ging Bonifacius wieder nach Thüringen, das aber leider im vorigen Jahre durch einen feindlichen Einfall der wilden heidniſchen Sachſen furchtbar war verheert worden. Die unglücklichen Einwohner hatten beinahe alle das Ihrige verloren, kaum noch um zur Nothdurft ihr Leben zu friſten. Die Miſſionäre mußten ſich alſo jetzt den härteſten Entbehrungen unterwerfen, größtentheils blos von der Arbeit ihrer Hände leben. Aber freudig, und ſelbſt dem Himmel dankend, ertrugen Boniſaz und ſeine frommen Gefährten auch den drückendſten Mangel; denn Gott verbreitete, deſto größern Segen über ihre apoſtoliſchen Arbeiten, die einen ſolchen Erfolg hatten, daß unſer Heiliger zu den größten und ſchön-

sten Hoffnungen berechtiget ward. Er erstattete also jetzt dem Pabst über alles einen umständlichen Bericht, erwähnte darin auch der Mittel, die angewendet werden müßten, um dem Werke bleibende Dauer zu geben, und unterlegte endlich der päbstlichen Entscheidung noch verschiedene Fragen über mehrere ihm bis jetzt vorgekommene zweifelhafte Fälle. Gregor II. höchst erfreut über den Inhalt des von Bonifacius erhaltenen Briefes, und nicht minder um die Verbreitung des Christenthums in Deutschland besorgt, glaubte über diesen wichtigen Gegenstand mit Bonifaz, dem jetzt Deutschland, seine Verfassung, der Charakter und die Sitten des Volkes, dessen Empfänglichkeit für das Christenthum, kurz alle Local- und Personal-Verhältnisse ziemlich bekannt seyn müßten, sich mündlich zu benehmen; er säumte also nicht das erhaltene Schreiben zu beantworten und unsern Heiligen einzuladen, sich so bald als möglich zu ihm nach Rom zu verfügen.

5. Bonifacius folgte auf der Stelle der päbstlichen Einladung, und kam in dem Jahre 723 zum zweitenmale nach Rom. Diesen neuen Beweis völliger Ergebenheit gegen den römischen Stuhl wußte Gregor zu würdigen. Er empfing ihn mit der freundlichsten Herablassung, ordnete ihm Wohnung und Unterhalt in dem, zum Empfang der Fremden und päbstlichen Gäste eingerichteten Gebäude, und bestimmte ihm gleich den folgenden Tag zu seiner Audienz. Obgleich mit den wichtigsten Geschäften überhäuft, unterhielt sich dennoch der Pabst den ganzen Tag mit unserm Heiligen, ließ sich von demselben über alles, was er zu wissen wünschte, die nöthigen Aufschlüsse geben, und foderte ihm, weil er entschlossen war, ihn zum Bischofe zu weihen, sein Glaubensbekenntniß ab. Natürlicher Weise fand

es der Pabst vollkommen mit den Lehren der Kirche übereinstimmend, und weihete daher den Bonifaz, einige Tage darauf, am Feste des heiligen Andreas (11. Novbr. 723) zum Bischof der Deutschen ohne Sitz; nachdem derselbe noch vorher ein von eigener Hand geschriebenes eidliches Versprechen, stets in der Gemeinschaft und Einheit der Lehre mit der römischen Kirche zu beharren, und darin auch alle Völker zu unterrichten und zu erhalten, auf dem Grabe des heiligen Apostels Petrus niedergelegt hatte. Der Pabst beschenkte ihn hierauf mit einer Sammlung der wichtigsten Canons, die ihm in der Führung seines bischöflichen Amtes zur Richtschnur dienen sollten; endlich gab ihm Gregor auch noch eine Menge Empfehlungsschreiben, an Carl Martel, an die Bischöfe, Priester und Diaconen in allen Ländern, durch welche er kommen würde; an die fränkischen Herzoge, Grafen und Statthalter der Provinzen, ferner an sämmtliche Christen in Thüringen und zuletzt auch noch eines an alle christlichen oder nicht christlichen Völker Deutschlands. Wie weise Gregor hierin verfuhr, bewies der tiefe Eindruck, den diese päbstlichen Ermahnungsschreiben machten; sie erleichterten und beförderten nicht wenig alle Unternehmungen des neuen Bischofes der Deutschen, und man vermuthet nicht ohne Grund, Bonifaz, der den Charakter der Deutschen und ihr tiefes Gefühl für alles Große und Erhabene kannte, habe alle diese päbstlichen Breves selbst entworfen.

6. Als Bischof der Deutschen, und mit den ausgedehntesten Vollmachten versehen, durchreiste Bonifaz jetzt ganz Deutschland, von dem Rhein bis an die avarische Grenze, und von der Donau bis an die Elbe. Aber abschreckend ist das Gemälde, welches Bonifaz in seinem Bericht an den Pabst

von dem Sittenverderbniß selbst des damals schon christlichen, aber dennoch in heidnischem Aberglauben und heidnischer Gesinnung und Gesittung tief versunkenen Volkes der Deutschen und vorzüglich der Geistlichkeit entwirft. „Es steht," sagt er, „zwar „eine große Ernte in Deutschland bevor; aber leider „gebricht es an treuen Arbeitern in dem Weinberge „des Herrn. Es gibt allda Geistliche, welche alle „ihre Jugendjahre in jeder Art der Unzucht, Hurerei „und des Ehebruchs zugebracht haben; diese nennen „sich jetzt Diaconen, lesen das Evangelium, und „schlafen jede Nacht bei drei, vier, auch mehrern „unzüchtigen Dirnen. Diese verdorbenen Menschen „werden sogar Priester, und erröthen nicht, vor „dem Volke zu beten und das heilige Opfer zu verrichten. Aber was noch ein viel größeres Aergerniß gibt, ist, daß dergleichen Wüstlinge und Verführer der Mädchen und Frauen endlich selbst Bischöfe werden. Einige von ihnen sagten mir zwar, „sie seyen rein von diesen Lastern; aber ich weiß, „daß sie nur andere Laster dafür eingetauscht haben; „sie sind Trunkenbolde, Spieler, Lügner, Verläumder, leidenschaftliche Jäger, oder ziehen sogar in das „Feld als Soldaten, und scheuen sich nicht mit „eigenen Händen Menschenblut zu vergießen. Mehrere von ihnen behaupten, sie wären in Rom gewesen, der Pabst selbst habe ihnen die bischöfliche „Würde ertheilt, und sie in allen diesen Stücken „dispensirt." ꝛc. Bonifacius bemerkt, welchen schädlichen Einfluß diese Sittenlosigkeit des Clerus auf die Moralität aller Classen des Volkes haben müsse. In Ansehung der Geschlechtsverbindung, sagte er, herrsche nirgends weder Zucht noch Ordnung. Das Volk, roh und sinnlich, folge hierin keiner andern Regel, als blos dem Triebe einer verdorbenen Natur, und die wenigen hierüber bestehenden bürgerlichen Gesetze

würden leicht umgangen, oder deren Uebertretungen mit Geld geſühnt. Zorn, Rachſucht, Schlägerei, Gewaltthätigkeiten jeder Art gehörten zu den überall herrſchenden Laſtern. Einem Arme und Füße entzwei ſchlagen, oder einen ſolchen Streich auf den Kopf verſetzen, daß das Gehirn herausſpritzt, einander die Augen aus dem Kopfe ſtechen, Hände, Füße, Naſen und Ohren abhauen, die Zähne einſchlagen, einen über die Brücke in den Fluß werfen, ſchwangere Frauen halb todt prügeln, und dadurch unzeitige Geburten veranlaſſen, gewaltſam in Haus und Hof des Nachbarn einbrechen, deſſen Obſt- und Gemüßgärten, Bäume und Hecken zerſtören, oder gar ſein Gebäude in Brand ſtecken, das Vieh lahm ſchlagen, oder gar tödten ꝛc., wären ganz alltägliche Erſcheinungen, und würden beinahe blos als Kleinigkeiten betrachtet. Nicht minder gottloſer Unfug würde auch von Zauberern, Teufelsbannern, Schatzgräbern und anderm loſen Geſindel dieſer Art getrieben. Nach allen Richtungen durchzogen das Land Wahrſager, ſogenannte weiſe Weiber, Alrunnen, Traumausleger ꝛc., welche das Volk bethörten und deſſen Leichtgläubigkeit beſteuerten. Aus dem Flug und Geſchrei der Vögel, dem Wiehern der Pferde und der Beſchaffenheit des Kuhmiſtes deuteten ſie die Zukunft, und verkündeten den Menſchen deren zukünftiges Glück oder Unglück. — Eben ſo bitter klagt Bonifacius auch über die in manchen deutſchen Städten üblichen jährlichen, öffentlichen Feſte; Tage der grenzenloſeſten Ausgelaſſenheit, an welchen man ſich dem Trunke, der Völlerei, der Unzucht und den gröbſten Ausſchweifungen jeder Art ſcham- und ſcheulos hingab. Jünglinge verkleideten ſich in alle Arten von Thiergeſtalten, liefen als Bären, Hunde, Hirſche ꝛc. auf den Straßen umher, ſchwelgten ununterbrochen Tag und Nacht, und trieben ſolchen Unfug,

daß dieses Fest die heidnischen Bachanalien und Saturnalien an Unanständigkeit noch bei weitem übertraf. Bonifacius wollte dieses und ähnliche Feste abstellen; aber man widerstand seinen Verordnungen, und Männer aus dem Volke traten hervor, öffentlich bezeugend, sie hätten selbst in Rom am ersten Jänner dieselben Ergötzungen und noch weit Aergeres gesehen. Bonifacius fragte den Pabst, ob dieses wahr und die Behauptungen jener Männer gegründet wären. Der Pabst antwortete dem Bonifaz, daß die aus dem Heidenthum herrührenden Feste in Rom von den Päbsten längst schon wären theils beschränkt, theils völlig abgeschafft worden, welches Letztere auch in Beziehung auf das, bisher am ersten Jänner in Rom gefeierte Bachusfest, von seinem Vorfahrer, durch eine besondere Constitution geschehen sey, wovon er ihm hier eine Abschrift beilege.— Diese und ähnliche Schilderungen mögen nun auch die Päbste bewogen haben, die Deutschen, als ein noch rohes und daher höchst sinnliches Volk, mit vieler Milde und Schonung zu behandeln, daher sie auch denselben, als ohnehin noch Neulingen in dem Christenthum, jede Bürde möglichst zu erleichtern suchten. So z. B. ermächtigte Gregor II. den heiligen Bonifacius, den Deutschen zu erlauben, daß, wenn die Frau eines Mannes, durch irgend eine Krankheit oder ein Gebrechen, zu dem ehelichen Leben untauglich würde, der Letztere auch noch zu Lebzeiten der Erstern zu einer zweiten Ehe schreiten dürfte. Derselbe Pabst dispensirte auch in Betreff der unter Verwandten verbotenen Heirathen, welche er für die Deutschen nur auf den vierten Grad beschränkte, da doch diese Beschränkung bei allen übrigen christlichen Völkern sich bis auf den sechsten Grad erstreckte.

7. Mit verdoppelter Anſtrengung weihete indeſſen Bonifaz ſich auf das Neue ſeinem apoſtoliſchen Berufe. Die germaniſchen Wälder durchziehend, verſchwanden überall die heiligen Eichen und Zauberlinden; und wo ſeine Ermahnungen nicht fruchten wollten, legte er ſelbſt Hand an das Werk. So z. B. zeigte man ihm im Lande der Catten einen vorzüglich verehrten, dem Othin geheiligten Baum, die Donner-Eiche genannt. Viele Jahrhunderte waren ſchon an ihr vorübergegangen; ehrwürdig durch ihr hohes Alter, flößte ſie ſelbſt den ſchon zum Chriſtenthum bekehrten Bewohnern der Gegend noch eine gewiſſe heilige Scheu ein. Bonifaz faßte den Entſchluß, ſie ſelbſt zu fällen. Unter dem Schutz Carls und aller fränkiſchen Herzoge, Grafen und Statthalter konnte freilich der Heilige mehr als jeder andere wagen; aber dennoch war jetzt ſein Vorhaben nichts weniger als gefahrlos. Eine Menge von Heiden war verſammelt, in der gewiſſen Hoffnung, daß der Blitz den Frevler, der es wagen ſollte, das Heiligthum zu zerſtören, augenblicklich zerſchmettern würde. Aber gleich nach den erſten Hieben ſtürzte ſchon der hohe Baum unter furchtbarem Krachen und zerſplitterte ſich in vier beinahe gleiche Theile. Die erſtaunten Heiden betrachteten dieſes als ein Wunder, und bekehrten ſich nun ſämmtlich zum Chriſtenthum. Aus dem Holze der gefällten heiligen Donner-Eiche ließ Bonifacius eine Kapelle erbauen. Statt heiliger Eichen- und Linden-Bäume prangte von jetzt an in Deutſchlands Gauen das Bild des Gekreuzigten, und an den Stätten, wo man bisher falſchen Gottheiten opferte und heidniſche Gebräuche übte, erhoben ſich Klöſter, Kirchen, oder einſame Kapellen zur Ehre Mariens und der Heiligen Gottes.

8. Ohne Genehmigung des Pabſtes, und ohne

ihn vorher um Rath zu fragen; unternahm Bonifacius nichts bedeutendes; aber eben dadurch erwarb er auch der römischen Kirche jenes große Ansehen in Deutschland, welches durchaus nothwendig, ja wohl das einzige Mittel war, unter den verschiedenen, durch politische Verhältnisse von einander getrennten, und in dem Christenthum nur noch schwach befestigten deutschen Volksstämmen Einheit der Lehre, des Glaubens und aller kirchlichen Institutionen zu erhalten. Ohne vollkommene Unterordnung der deutschen Ordinariate unter dem römischen Stuhle, und eine ununterbrochene feste Verbindung mit demselben, würde der unter den Deutschen schon so sehr eingerissene Sektengeist bald das Christenthum in diesen Ländern erstickt, oder gänzlich daraus verscheucht haben. Nur dadurch, daß man den römischen Stuhl als den Grundpfeiler christlicher Wahrheit betrachtete, mithin auch die Ueberzeugung hatte, daß ein vom Pabste gesetzter oder bestätigter Bischof keine andere Lehre, als die der römischen Kirche, das heißt, die wahre Lehre vortragen würde, konnte unter die vielen deutschen christlichen Gemeinden vollkommene Einheit des Glaubens und des Ritus gebracht werden; und wenn endlich der Deutschen, eine lange Reihe von Jahrhunderten bis zur unseligen Kirchentrennung, gegen den römischen Stuhl bewiesene ehrfurchtsvolle Anhänglichkeit denselben zu nicht kleinem Ruhm gereicht; so war dies offenbar das Werk des Bonifacius, dieses von Gott ihnen gesandten, großen und heiligen Apostels.

9. Mit England, seinem Vaterland, blieb Bonifacius stets in der engsten Verbindung; und bei allen seinen mühevollen apostolischen Reisen und Arbeiten, fand er dennoch immer Muße, einen ununterbrochenen Briefwechsel mit dem heiligen Cuthbert, Erzbi-

ſchof von Canterbury, mit Daniel von Wincheſter, mit der gelehrten und frommen Aebtiſſin Eadburga*) und andern, durch Geiſt, Wiſſenſchaft und Frömmigkeit ausgezeichneten Männern zu unterhalten. Gebrach es ihm, bei immer gröſſerer Verbreitung des Chriſtenthums an Gehülfen; ſo war es ſtets jene, damals heilige Inſel, welche ihm ganze kleine Colonien eifriger Miſſionaire und frommer Lehrer ſandte: die beiden Brüder Willibald und Wunibald, Burkart, Lullus, Witta, Gregor und noch andere mehr. Auch andächtige, eines beſſern Lebens harrende Frauen und Jungfrauen, als die heilige Lioba, eine Baſe des Apoſtels, die heilige Thecla, Walburgis, Chunichild ꝛc. überſchifften auf Bonifacius Ruf das Meer und kamen nach Deutſchland. Gleich geſtimmte Seelen ſammelten ſich um ſie her, führten ein gemeinſchaftliches Leben, und unterwarfen ſich der Regel des heiligen Benedikt. In Heſſen, Schwaben, Baiern, Franken, Thüringen und ſelbſt bis tief in das Sachſenland bildeten ſich neue fromme Ordensgeſellſchaften beiderlei Geſchlechtes, und überall entſtanden Klöſter, deren gottergebener Bewohner hervorleuchtende Frömmigkeit, ſo wie die vielen, von Gott durch ſie erwirckten wunderbaren Gnadenerweiſungen, den von Bonifacius ausgeſtreuten Samen des Chriſtenthums mit jedem Tage noch mehr befruchteten. Die heilige Lioba z. B. ward die erſte Vorſteherin des, von unſerm Heiligen zu Biſchofs-

*) Eadburga, Aebtiſſin von Winimburn war eine ſehr gelehrte Nonne; ſie verſtand nicht nur die Kalligraphie, das heißt, die ſchwere, aber damals ungemein geſchärfte Kunſt, Handſchriften mit goldenen und ſilbernen Buchſtaben zu verfertigen, und mit mancherlei Verzierungen auszumalen, ſondern war auch der ſchönen Wiſſenſchaft, vorzüglich der Dichtkunſt ſehr kundig.

heim an der Tauber erbauten Klosters. Vor den Pforten desselben saß täglich eine, nicht mehr junge, dabei gebrechliche und ziemlich häßliche Frauensperson; von dem Tische der Klosterfrauen ward sie genährt, und empfing Allmosen von denen, welche die Kirche besuchten. Durch den Klostergarten floß ein Bach, der sich schlängelnd dicht an der Klostermauer vorüber zog und, Wiesen und Aecker befruchtend, in die Tauber sich ergoß. In diesem Bach fanden eines Tages einige Bauernweiber, sehr frühe des Morgens, neben der Klostermauer ein neu gebornes Kind. Sogleich ward dieses Ereigniß in dem ganzen Dorf ruchbar, und von bösem Verdacht verleitet, schmähete schon alles Volk die schuldlosen, frommen Klosterbewohnerinnen. „Jetzt" hieß es, „sieht man, „welches Leben innerhalb dieser Mauern geführt wird, „und auf welche Weise die Nonnen ihre, mit Sünde „und Schande zur Welt gebrachten Kinder zu taufen „pflegen". Die heilige Lioba, tief gebeugt durch diesen schrecklichen Verdacht und noch schmerzhafter besorgt wegen des daraus nothwendig entstehenden Aergernisses, und ohne Mittel, ihre und der Ihrigen Unschuld zu erweisen, nahm in dieser Noth ihre Zuflucht zu Gott; sie ordnete öffentliches Gebet, lag drei Tage, jeden Tag dreimal mit der ganzen Gemeinde in der Kirche auf den Knieen, und hielt auch jeden Tag dreimal nach der Ordnung der Tageszeiten eine feierliche Prozession um das Kloster. Als sie am dritten Tage, nach dem letzten Umgange mit der Gemeinde wieder in die Kirche zurückgekommen war, warf sie sich unter den Augen des Volkes vor dem, auf dem Altar stehenden Crucifix zur Erde, und flehete mit lauter Stimme zu Gott, daß er doch die unverdiente Schmach von dem Kloster hinwegnehmen, und in dem Wege seiner unendlichen Erbarmungen die Wahrheit entdecken möchte.

Fürchterliches Geheul erfüllt jetzt auf einmal die Kirche. Die bisher vor der Klosterpforte sitzende Bettelfrau wird plötzlich von einem bösen Geist besessen, drängt schreiend und gräßlich sich gebärdend durch das Volk, und bekennt sich nun öffentlich als Mutter des Kindes, bezeichnet auch den Vater, und alle die Beistitschaffung des unglücklichen Geschöpfes betreffenden Nebenumstände. Alle Anwesenden, die Bewohner des Dorfes und der umliegenden Gegend, außer sich ob dem, was sie jetzt gesehen und gehört, ergoßen sich einstimmig in das Lob Gottes, schlugen auf ihre Brust, und baten fußfällig die heilige Lioba und deren Schwestern um Verzeihung. Dieses offenbare Wunder, in Verbindung mit einem furchtbaren Strafgericht Gottes, machte tiefen Eindruck auf die ganze Gegend, hatte eine Menge wahrer Bekehrungen zur Folge, und verschaffte auch von jetzt an dem Kloster weit und breit das, wahrhaft frommen, Gott völlig ergebenen Seelen gebührende höhere Ansehen. Aber die Sünderin blieb ihr ganzes übriges Leben hindurch in den Banden des bösen Geistes festgehalten, und ward erst kurze Zeit vor ihrem Tode durch anhaltendes Gebet und Auflegung der Hände von demselben wieder befreit.

10. Indessen war Gregor II. gestorben (730) und Gregor III. ihm auf dem Stuhle des heiligen Petrus gefolgt. Sobald Bonifacius dessen Erhebung erfuhr, sandte er mit schriftlichen Aufträgen Einige der Seinigen nach Rom, theils um dem Pabst zu seiner Erhebung Glück zu wünschen und ihn seines unbedingten Gehorsams zu versichern, theils auch um Entscheidung verschiedener, die Angelegenheiten der deutschen Kirche betreffender Fragen sich von ihm zu erbitten. Gregor III. zeigte großes Wohlgefallen über das Schreiben unsers Heiligen, ernannte

ihn zum Erzbischof von Deutschland, sandte ihm das Pallium, gab ihm Vollmacht, so viele bischöfliche Stühle, als das Bedürfniß der deutschen Christenheit erfodere, zu errichten, und beantwortete ihm endlich auch alle seine übrigen Fragen. Von welcher Art diese Letzteren gewesen, ergibt sich so ziemlich aus der Antwort des Pabstes, diese ist in 9 Kapitel eingetheilt, wahrscheinlich weil Bonifacius eben so viele Fragen dem Pabste vorgelegt hatte. Gregor verordnet demnach: 1. Daß diejenigen, welche von Götzendienern getauft worden,*) nochmals im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit sollten getauft werden. 2. Eben so auch jene, welche daran zweifeln, ob sie getauft worden, oder die Taufe von einem Priester erhalten haben, welcher zugleich auch noch einer heidnischen Gottheit opfert, und von dem Fleische der, den Götzen dargebrachten Opferthiere genießt. 3. Bonifacius soll denen, welche Pferdefleisch essen, eine Buße auflegen. 4. Soll man für jene nicht beten, welche als notorische, öffentliche Sünder in der Unbußfertigkeit gestorben. 5. Unter Verwandten soll in den verbotenen Graden keine eheliche Verbindung gestattet werden. 6. Bonifacius soll, so viel möglich, die Leute abhalten, sich mehr als zweimal zu verheirathen.— (Dieß Letztere wird nicht schlechterdings verboten; sondern blos davon abgerathen.) — 7. Den Vater-, Mutter-, Bruder- oder Schwester-Mördern soll nur in der Stunde ihres Todes die heilige Communion wieder gereicht werden. 8. Eben so sollen auch jene als vorsätzliche Todtschläger betrachtet und gestraft werden, welche den Heiden Sclaven verkaufen, die alsdann von denselben ihren Göttern

*) Hieraus ergibt sich, daß damals christliche Gebräuche auch von Götzendienern nachgeäfft wurden.

geopfert werden. 9. Wird endlich dem Bonifacius geboten, bei der Einweihung eines Bischofes noch zwei oder drei andere dazu zu berufen.

11. Beehrt mit der Freundschaft des Pabstes suchte nun unser Heiliger sich des unbeschränkten Zutrauens, welches Gregor III. in ihn setzte, auf alle Weise würdig zu machen. Er errichtete jetzt zwei Bisthümer, das eine zu Frizlar, das andere zu Amöneburg; gründete das Kloster von Hirschfeld; ging dann, auf die Bitte des Herzogs Hugibert, nach Baiern, stellte dort die, durch falsche Lehrer, unter welchen die Geschichte einen gewissen Ethelwulf nennt, gestörte Ruhe wieder her, stieß die Irrlehrer aus dem Schoße der Kirche, kehrte hierauf wieder nach Franken zurück, und zwar in Begleitung mehrerer gutgearteter, zu dem geistlichen Stande bestimmter baierscher Jünglinge, unter welchen sich auch der liebenswürdige Sturm befand, damals noch ein Knabe aus einem der edelsten Geschlechter des Landes; aber nachher erster Abt des von ihm, unter Bonifacius Leitung, gestifteten Klosters von Fulda und endlich von der Kirche den Heiligen beigezählt. Die von frommen Aeltern ihm anvertrauten Kinder übergab Bonifacius zur Erziehung dem heiligen Wicbert, Abt in dem Kloster zu Frizlar; er selbst aber trat nun in dem Jahre 738 von mehreren Franken und Engländern begleitet, und höchst wahrscheinlich wenigstens zum Theil in Aufträgen des baierschen Herzoges, seine Reise nach Rom an.

12. Bonifacius und seine Gefährten fanden in Rom, sowohl von Seiten des Pabstes als aller bedeutenden Römer die ehrenvollste Aufnahme. Sein Ruhm und der überschwänkliche Segen seiner

apostolischen Arbeiten hatten sich in dem ganzen Abendlande verbreitet, und alle in der Hauptstadt der Christenheit anwesenden vornehmen Fremden beeiferten sich jetzt gleichsam in die Wette, Deutschlands großem Apostel ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Bonifacius blieb mehrere Monate in Rom, hatte häufige Unterredungen mit dem heiligen Vater, und reiste erst gegen das Ende des Jahres wieder ab, reichlich von dem Pabste beschenkt mit heiligen Reliquien, und abermals versehen mit vielen Empfehlungsschreiben an Fürsten, Bischöfe, Priester und die zum Christenthum neu bekehrten Völker in Hessen, Franken, Thüringen und Baiern. Diese ermahnet der Pabst sämmtlich, jetzt wo sie Christen, und mit dem kostbaren Blute des Erlösers abgewaschen wären, keine abgöttischen Gebräuche mehr zu üben, mit Götzendienern und Wahrsagern keine Gemeinschaft zu haben; der Todtenopfer, der Opfer an Quellen und in Hainen sich zu enthalten; nicht zu hören auf das Geschwätz der Wahrsager, Zeichendeuter und andern ähnlichen losen Gesindels; sondern die Lehren und Gebote des Bonifacius zu befolgen, und den Bischöfen gehorsam zu seyn, welche derselbe im Namen des heiligen römischen Stuhles ihnen setzen würde. Den Bischöfen gebot der Pabst, seinen Mitbruder im heiligen Amte, den Erzbischof Bonifacius als den Stellvertreter des Oberhauptes der Kirche zu betrachten, ihn daher mit schuldiger Ehrfurcht aufzunehmen, und ihre Lehrvorträge, wie alle Angelegenheiten ihrer Kirchen seinen Anordnungen gemäß einzurichten.

13. Nach seiner Rückreise aus Italien ging Bonifacius unmittelbar nach Baiern. Hugibert war jetzt todt, und Herzog Odilo ihm in der Regierung gefolgt. Als dieser die Ankunft unsers Hei-

ligen in Baiern vernahm, sandte er ihm eine Einladung, sich zu ihm an seinen Hof zu begeben. Bonifacius fügte sich dem Wunsche des Fürsten, blieb bei zwei Jahre bei demselben, und beschäftigte sich vorzuglich mit Ausführung des, schon unter dem Herzog Theodo entworfenen Planes, Einheit und Ordnung in Baierns zerrüttete kirchliche Angelegenheiten zu bringen, zu diesem Zwecke, das ganze Land in bestimmte Kirchsprengel zu theilen, und für jeden einen Bischof nach Vorschrift der Canons zu ordnen. Zwar fehlte es in Baiern nicht an Bischöfen; aber nur von einem Einzigen, nämlich dem Bischofe Vivilo, war dessen Rechtgläubigkeit und canonische Einsetzung erwiesen. Bonifacius begann also jetzt mit einer strengen, über Bischöfe und Priester sich erstreckenden Untersuchung sowohl in Ansehung ihrer Ordination, als auch ihrer Lehre und ihres sittlichen Wandels. Alle, welche nicht erweisen konnten, daß ihre Ordination nach Vorschrift der Canons geschehen, oder deren Lehre nicht mit dem Lehrbegriff der römischen Kirche übereinstimmte, oder auch deren Aufführung nicht den Geboten des Evangeliums und der Kirche entsprach, wurden von Bonifacius, vermöge der ihm ertheilten Vollmacht ohne weiteres abgesetzt; viele derselben sogar verbannt, vorzüglich jene, welche unter dem Namen Afern manichäische Irrthümer zu verbreiten suchten, die Ehe und Erzeugung als Etwas teuflisches verdammten, dafür aber die schändlichsten fleischlichen Ausschweifungen als Etwas ganz gleichgültiges gestatteten.

14. Mit Genehmigung des Herzogs und der Großen des Reiches theilte nun Bonifaz das ganze Land in vier Theile und eben so viele Bisthümer; diese waren; Regensburg, Freising, Salzburg und Passau. Für jedes dieser Bisthümer

ward von Bonifacius ein ordentlicher Bischof geweihet; und um alle Collisionen zu vermeiden, wurden zugleich auch die Grenzen jeder Diöceſe genau bestimmt. Das Bisthum Regensburg erhielt Gavibald, Freising Erenbrecht, ein Bruder des im Jahr 733 oder 34 gestorbenen heiligen Corbinians, Salzburg Johannes und Passau der so eben erwähnte Vivilo. Derselbe war früher Bischof in Lorch gewesen; hatte aber, als im Jahre 738 die Avaren diesen bischöflichen Sitz zerstört hatten, sich sammt seiner Geistlichkeit nach Passau geflüchtet. — Im folgenden Jahre 740 errichtete Bonifacius auch noch ein Bisthum für die Bewohner des zwischen Baiern nnd Franken liegenden Nordgaus. Zur Errichtung dieses bischöflichen Stuhles bot ein gewisser Graf von Hirschberg, welcher an der Altmühl sehr große und reiche Besitzungen hatte, ein Stück Landes an, das heißt, er gab die große, weithin sich erstreckende eichstädtische Wildniß dazu her. Bonifaz übertrug das neue Bisthum dem, mit ihm verwandten Willibald. Dieser machte sich mit seinem Gefährten sogleich an das mühevolle Werk. Eine Kirche ward erbauet; neben und um dieselbe siedelten sich fromme Landleute an; zusehends mehrte sich die neue Colonie; die Einöde ward urbar gemacht, nach und nach in eine schöne und fruchtbare Landschaft verwandelt, und Willibald hatte noch vor seinem Ende den Trost und die Freude, lachende Fluren und blühende Dörfer mit Kirchen und Kapellen da zu sehen, wo er, als er hinkam, nichts als eine menschenleere, mit Gesträuch und Bäumen bedeckte Wildniß gefunden hatte.

15. Aber nun verlor Bonifaz seinen erhabenen Freund und Gönner Gregor III. (741); schmerzhaft empfand der Heilige diesen Verlust, ward jedoch bald

wieder einigermaßen getröstet durch Gregors Nachfolger, den heiligen Pabst Zacharias, der gleiche Ehre und Liebe ihm erwieß, auch daſſelbe Zutrauen ihm ſchenkte. Bonifacius hatte um die nämliche Zeit noch drei neue Bisthümer errichtet, nämlich eines zu Erfurt für Thüringen, das andere für die heſſiſchen Länder zu Buraburg, welches in der Folge nach Paderborn verlegt ward, und das dritte für Franken zu Würzburg, wozu ungefähr ein halbes Jahrhundert vorher ſchon der heilige Kilian mit ſeinen zwei Gefährten Coloman und dem Diacon Torman, wie die Leſer ſich erinnern werden, den Grund gelegt hatte. Ueber die Errichtung dieſer drei biſchöflichen Sitze berichtete nun Bonifacius an den neuen Pabſt Zacharias, begehrte zugleich deſſen Genehmigung zur Zuſammenberufung eines Conciliums, welches Carlman, der damalige Beherrſcher Auſtraſiens, eben ſo ſehr, als unſer Heiliger für nothwendig hielt, und bat endlich auch den Pabſt um die Erlaubniß, daß er, weil der Jahre Laſt ihn drücke, ſich einen Nachfolger dürfte wählen laſſen. Zacharias beſtätigte die 3 neuen Bisthümer, ſo wie alle von Bonifacius getroffenen Einrichtungen, gab auch zur Zuſammenberufung eines Conciliums ſeine Zuſtimmung; fand aber für gut, unſerm Heiligen ſeine dritte Bitte nicht zu gewähren. Er möchte, ſchrieb ihm der Pabſt, nur während ſeines Lebens Gott um einen würdigen Nachfolger bitten, und dann, wenn die Stunde ſeines Scheidens von dieſer Welt gekommen ſeyn würde, ſich ſelbſt einen Nachfolger ernennen; dieſer dürfte alsdann nur nach Rom kommen, um ſich dort conſecriren zu laſſen. Zacharias fügte hinzu, daß er nur ihm dieſe Begünſtigung zugeſtehe, welche er keinem Andern, wer es auch ſeyn möchte, zugeſtehen würde. In ſeinem Schreiben an den Pabſt hatte Bonifacius ſich auch ſehr

beklagt, daß Priester und Laien bei ganz unerlaubten Handlungen sehr oft auf eine, diesfalls von Rom erhaltene Dispens, oder besondere Erlaubniß sich stützten, und überhaupt alles für gut und erlaubt hielten, was ihrer Meinung nach auch in Rom geschehe. Der Pabst antwortete ihm hierauf, daß der römische Stuhl noch nie zu Etwas seine Erlaubniß gegeben, oder jemals dazu geben werde, was den heiligen Canons und Satzungen der Kirche zuwider laufe; er möchte also auf dergleichen Geschwätz nicht hören, und die Fehlenden bestrafen, wie die Canons es erheischten.

16. Pabst Zacharias schrieb ebenfalls an die drei neuen, von Bonifacius geweiheten Bischöfe, und endlich auch an Karlmann, höchst wahrscheinlich in Betreff des so eben erwähnten Conciliums. Dieses, das erste deutsche Concilium kam nun auch wirklich gleich darauf am 21. April des Jahres 742 zu Augsburg zusammen. Den Vorsitz darauf führte der heilige Bonifacius, Erzbischof von Deutschland. Gegenwärtig waren: Burkard von Würzburg, Regenfried von Cölln, Vitta von Buraburg, Vizo von Augsburg, Willibald von Eichstädt, Edan von Straßburg, und Dadan von Utrecht. Jeder Bischof war von einigen Priestern seiner Kirche begleitet, welche ebenfalls dem Concilium beiwohnten. Die versammelten Väter machten 16 Canons, welche sich jedoch füglich auf 7 zurückführen lassen. Die neu errichteten Bisthümer wie auch die von Bonifacius gesetzten Bischöfe wurden abermals bestätiget; alle aus dem Heidenthum herrührenden, abgöttischen und abergläubischen Gebräuche auf das neue verdammt und, um der Sittenverderbniß der Geistlichkeit vorzubeugen, sehr strenge Disciplinargesetze gegeben. Das Halten der Jagdhunde und Falken

ward allen Geistlichen strenge verboten; sie sollen nicht auf die Jagd gehen, weder Waffen noch weltliche Kleidung tragen, und noch viel weniger als Soldaten in den Krieg ziehen; nur zur Verrichtung ihrer priesterlichen Funktionen sollen einige, welche der Fürst oder Feldherr wählen würde, als Feldkaplans dem Heere folgen. In den Wohnungen der Geistlichen sollen keine Frauenspersonen, jedoch mit Ausnahme der Mütter und Schwestern geduldet werden. Fleischliche Vergehungen der Geistlichen sollten mit Geißelung und zweijährigem Gefängniß bestraft werden. Mönche und Nonnen, welche sich gleicher Sünde schuldig machen würden, wurden mit dreimaliger Geißelung und Letztere mit Abscheerung der Haupthaare bedrohet. Endlich verordnet auch noch das Concilium, daß alle geistlichen Güter, die jetzt noch in den Händen der Laien wären, wieder an die Kirchen, Abteien und Klöster zurückgegeben werden, auch die Bischöfe, zur Einführung christlicher Gesittung und Aufrechthaltung der Kirchenzucht, sich jedes Jahr in einem Concilium versammeln sollten. Zu Folge dieses Canons kam nun auch im folgenden Jahre 743 zu Leßines, einem königlichen Schloß in der Gegend von Cambray, ein neues Concilium, ebenfalls wieder unter dem Vorsitze des heiligen Bonifacius zusammen (concilium Liptinense.) Es machte nur wenige Canons. Alle im vorigen Jahre gegen Wahrsagerei, Zauberei, nächtliche Opfer und andern, bei den Franken, wie bei den Deutschen tief gewurzelten, heidnischen Unfug erlassenen Verordnungen wurden auf das neue wiederholt, eben so die Strafgesetze gegen sittenlose Geistlichen; aber der wegen Zurückgabe der usurpirten geistlichen Güter auf dem Augsburger Concilium gegebene Canon ward um vieles gemildert. Wegen der drangvollen Zeiten, hieß es jetzt, so wie wegen

der Kriege gegen die Ungläubigen, und der dadurch veranlaßten ungeheuern Staatsausgaben, sollte es dem Regenten gestattet seyn, die Kirchengüter, über welche er schon verfügt hätte, noch einige Zeit zu behalten, jedoch gegen Zahlung eines jährlichen Zinses von einem Silbersou für jedes Haus, oder Familie an die Kirchen oder Klöster, welchen die Güter gehörten. Der Sou galt damals 24 Sou nach dem jetzigen Münzfuß. Die auf solche Weise verpfändeten Güter sollten jedoch, wenn derjenige, welchem sie zum Genuß wären gegeben worden, stürbe, der Kirche wieder zurückgegeben werden, außer in dem Falle, wenn der Regent es für nothwendig fände, zum Besten des Staates sie noch einmal auf einige Zeit einem andern Laien zu übertragen. Daß durch diesen Canon und dessen schwankende Bestimmungen nichts, und zwar gar nichts ausgerichtet ward, begreift sich von selbst; auch dauerte dieser Mißbrauch noch über ein ganzes Jahrhundert fort.

17. Um diese Zeit suchten zwei Betrüger, Namens Adalbert und Clemens, Deutschlands ohnehin noch nicht sehr befestigte Kirche zu verwirren, und das gemeine Volk von seinen Bischöfen zu entfernen. Der Erstere war von Geburt ein Franke, rühmte sich hoher Offenbarungen und der Gabe, Wunder zu thun, erschlich von unwissenden Bischöfen die bischöfliche Weihe, und wußte das gemeine Volk so zu bethören, daß es ihn als einen lebendigen Heiligen verehrte, und abgeschnittene Haare und Nägel von ihm als kostbare Reliquien aufbewahrte. Die bethörte Menge verließ nun die Kirchen, bekümmerte sich wenig mehr um ihren Bischof und ihre Priester, und strömte haufenweise nach den, von Adalbert willkührlich hie und da errichteten Kapellen

und Bethäusern. Diejenigen, welche beichten wollten, warfen sich zu seinen Füßen; er sagte ihnen alsdann; Ihr habt nicht nothwendig, eure Sünden zu bekennen: ich durchschaue die geheimsten Falten eurer Herzen, alle eure Vergehungen und Schwachheiten sind mir bekannt; steht aber jetzt auf und geht nach Hause, eure Sünden sind Euch vergeben. — Der andere Betrüger Clemens gab sich für einen Bischof aus, obgleich er zwei Kinder im Ehebruch erzeugt hatte. Er verwarf alle Canons und Concilien, wie auch die Werke der Kirchenväter, besonders des heiligen Hieronymus, Augustinus und Gregors des Großen; schwatzte über das Geheimniß der Höllenfahrt Jesu mancherlei aberwitziges Zeug, und lehrte auch in Betreff der Gnadenwahl eine Menge grober Irrthümer. Um dem Unfug dieser beiden Verführer ein Ende zu machen, berief Bonifacius ein Concilium. Adalbert und Clemens wurden darauf verdammt, und nachher auf Carlmans Befehl eingesperrt. Das über die beiden Betrüger von diesem Concilium ausgesprochene Urtheil ward nachher auch von dem Pabste in einem zu Rom gehaltenen Concilium von sieben Bischöfen, siebzehen Priestern und einigen Diaconen bestätiget.

18. Aber auf dem nämlichen, von Bonifaz gegen Adalbert und Clemens zusammenberufenen Concilium trat unser Heiliger auch gegen Gewilieb, Erzbischof von Mainz, als Kläger auf. Zu seinem Vorfahrer auf diesem Stuhle hatte Gewilieb seinen eigenen Vater Gerold gehabt. Aber wie es scheint, hatten die, auf dem Augsburger Concilium gegen das unevangelische Leben der Bischöfe erlassenen Canons ihren Zweck nur höchst unvollkommen erreicht; denn Gerold war bald darauf mit Carlmann gegen die Sachsen zu Felde gezogen, und in einem Ge-

fechte von einem Sachsen erschlagen worden. Um den Sohn wegen des Verlustes seines Vaters einigermaßen zu entschädigen, gab man ihm das, durch Gerolds Tod erledigte Bisthum, obgleich er noch ein Laie war, und als einer von Carlmans Hofbeamten sich wohl schwerlich zu dem hohen bischöflichen Amte sehr befähiget haben mochte. Gleich in dem darauf folgenden Jahre unternahm Carlman abermal einen Zug gegen die Sachsen, dem nun auch Gewilieb, wie ehmals sein Vater Gerold, beiwohnte, und zwar, wie es ganz das Ansehen hat, blos in der Absicht, seines Vaters Tod an dem Urheber desselben zu rächen. Als beide Heere, blos durch einen Fluß getrennt, einander gegenüber standen, schickte Gewilieb einen Knecht in das Lager der Sachsen, um den Namen desjenigen zu erforschen, welcher seinen Vater im Zweikampf getödtet hätte; als er diesen erkundet hatte, sandte er zu ihm, und ließ ihn zu einer Unterredung einladen. Die Mitte des Flusses, ließ er ihm dabei sagen, sollte der Ort ihrer Zusammenkunft seyn. Der Sachse, nichts Arges ahnend, nahm die Einladung an und erschien; aber nun zog Gewilieb plötzlich das Schwert, und unter den Worten: "da hast du den Lohn dafür, daß du meinen Vater getödtet," versetzte er ihm einen solchen Streich auf den Kopf, daß der Sachse sogleich todt in den Fluß fiel. Obgleich diese treulose That unter den Augen beinahe des ganzen fränkischen Heeres geschehen war, fand doch niemand Etwas daran auszusetzen, und nach beendigtem Feldzug setzte Gewilieb seine bischöflichen Verrichtungen wieder ruhig fort. Aber unser, von Eifer für Tugend und Wahrheit glühende Heilige nahm die Sache, als er sie erfuhr, nicht so leicht. Vor dem Concilium klagte er den Gewilieb des vorsätzlichen Todschlages an, überwies ihn auch noch

mehrerer andern Verletzungen der heiligen Canons, z. B. daß er Falken und Jagdhunde unterhalte und mit diesen auf die Jagd ziehe, was er selbst mit eigenen Augen gesehen habe. Bonifacius erklärte, daß derjenige, welcher selbst nach erhaltener bischöflichen Weihe seine Hände mit Blut befleckt habe, nicht länger mehr dem heiligen Amte vorstehen könne. Die versammelten Väter stimmten darin vollkommen mit unserem Heiligen überein, und einstimmig ward nun Gewilieb seines bischöflichen Stuhles förmlich entsetzt. Gegen diesen Spruch wollte der Verurtheilte nach Rom appelliren, stand aber davon ab, als er hörte, daß Carlman die Beschlüsse des Conciliums bestätiget habe. Die Kirche von Mainz suchte nun Gewilieb noch lange Zeit auf mancherlei Weise in ihren Besitzungen zu beunruhigen, besann sich jedoch endlich eines Bessern; schenkte nun selbst eben dieser Kirche alle seine Sclaven und Ländereien, und behielt von allen seinen Besitzungen nur ein kleines Landgut, wo er ein äußerst zurückgezogenes Leben führte, und nie nach Mainz kam, als blos am Gründonnerstag, um armen Pilgern die Füße zu waschen. Gewilieb lebte nach seiner Absetzung noch vierzehen Jahre, ununterbrochen sich bestrebend, durch aufrichtige Buße und einen erbaulichen, wahrhaft christlichen Wandel, die Missethaten früherer Jahre, so wie das, der Kirche dadurch gegebene Aergerniß so viel wie möglich wieder zu tilgen. Der heilige Bonifacius, der bis jetzt blos Erzbischof der Deutschen jedoch ohne Sitz gewesen, erhielt nach Gewiliebs Entsetzung den Stuhl von Mainz, welchem nun auch noch dreizehen andere Bisthümer, nämlich Strasburg, Speier, Worms, Cöln, Lüttich, Utrecht, Augsburg, Würzburg, Buraburg, Erfurt, Eichstätt, Constanz und Chur untergeordnet wurden (745.).

19. Wo möglich, noch eifriger als je, arbeitete Bonifacius jetzt an der Verbesserung der Sitten sowohl des Volkes als vorzüglich der Geistlichkeit; sein sehnlichstes Verlangen war, daß die Völker nicht nur mit dem Munde sich zu dem Christenthum bekennten, sondern auch durch wahrhaft christlichen Wandel sich als Christen bewährten. Nichts machte ihm mehr zu schaffen, als die im Umgange beiderlei Geschlechtes noch immer herrschende Zuchtlosigkeit, so wie auch die Heirathen in verbotenen Graden. Gegen die letzten erließ er sehr geschärfte Verordnungen; eiferte nicht minder gegen das, so sichtbar das Gepräge des Heidenthums tragende Laster der Unzucht, verbot daher das gemeinschaftliche Baden der Männer und Weiber, und unterwarf die Klöster einer strengern Aufsicht der Bischöfe, denen er noch besonders gebot, vorzüglich über die Frauenklöster ein wachsames Auge zu haben, damit durch sie ja kein Aergerniß, keine die Sitten eines ohnehin noch rohen und sinnlichen Volkes noch mehr vergiftenden Beispiele gegeben würden. In allem diesem ward Bonifacius von den Bischöfen, besonders von den bayerschen kräftig unterstützt. Durch wiederholte Synodalbeschlüsse setzten sie der bisherigen Freiheit der Geistlichen engere und geziemendere Grenzen; verboten denselben das Tragen weltlicher Kleidung, wie auch das, einem Diener des Evangeliums so unanständige Kräuseln der Haare. Mönche und Nonnen, welche unter dem Vorwande, daß sie auch bei ihren Eltern oder Verwandten nach den Regeln ihres Ordens leben könnten, die Klöster verlassen hatten, wurden wieder in dieselben zurückgewiesen; auch ward ferner nicht mehr geduldet, daß Frauen und Jungfrauen, welche einmal den Schleier genommen hatten, denselben wieder ablegten, und zu ihrer vorigen weltlichen Kleidung und Lebensweise zurück-

kehrten. Eine allgemeine Sittenverbeſſerung unter allen Ständen der Nation ward nun immer mehr fühlbar; und obgleich noch Manches zu thun und zu wünſchen übrig blieb; ſo ſah man doch, daß es jetzt den Deutſchen einmal Ernſt ward, nicht nur dem Namen, ſondern auch der That und der Wahrheit nach Chriſten zu ſeyn; da im Gegentheil vor den Zeiten des heiligen Bonifacius zwiſchen ihnen und den Heiden, ſowohl was ihre Gebräuche, als ganze Lebensweiſe betraf, beinahe keine, wenigſtens nicht merkbare Verſchiedenheit ſtatt fand.

20. Obſchon der heilige Bonifacius ſowohl mit den ihm untergeordneten Biſchöfen, als auch, in ſeiner Eigenſchaft eines päbſtlichen Legaten für Deutſchland, mit jenen in Bayern vollkommen zufrieden zu ſeyn ſchien; ſo gerieth er doch um dieſe Zeit mit Virgilius von Salzburg in eine, ſo ziemlich unangenehme Berührung. Schon früher war der erwähnte Biſchof in einer, die Taufe betreffenden Frage von einer mit unſeren Heiligen ganz verſchiedenen Meinung geweſen. Man hatte nämlich in Bayern einen Prieſter gefunden, der, wenn er taufte, die Taufformel folgendermaßen ausſprach: Baptizo te in nomine Patria et Filia et spiritua sancta. Bonifacius glaubte, daß die mit dieſen Worten ertheilte Taufe ungültig ſey, mithin alle, welche ſie erhalten, noch einmal müßten getauft werden. Aber hierin ſtimmten die Biſchöfe Virgilius und Sidonius mit dem Heiligen nicht überein, berichteten daher an den Pabſt, und Zacharias, die Anſicht der beiden Biſchöfe theilend, entſchied gegen den heiligen Bonifacius. Die Gründe der päbſtlichen Entſcheidung bieten ſich von ſelbſt dar. Der unwiſſende Prieſter wollte im Namen der allerheiligſten Dreifaltigkeit taufen, taufte auch wirklich im Namen derſelben,

bezeichnete aber blos aus Unkunde der Sprache die drei göttlichen Personen auf eine grammaticalisch fehlerhafte Weise, wodurch offenbar weder der Heiligkeit der Handlung noch der Kraft des Sacraments etwas benommen werden konnte. —

21. Aber in einer, dem ersten Anscheine nach, ungleich wichtigeren Sache klagte Bonifacius einige Jahre nachher gegen den Bischof von Salzburg bei dem römischen Stuhl. Virgilius war nämlich ein geborner Irländer, mithin auch in einer der irländischen Klosterschulen erzogen worden, wo damals mehr als in irgend einem andern Lande Künste und Wissenschaften blüheten, und außer der Grammatik, Poesie, Redekunst und dem Bibelstudium, auch Mathematik, Astronomie, Natur- und Erdkunde getrieben wurden. Die wahre Gestalt unserer Erde, und was eine Folge davon ist, die Lehre von Antipoden waren also den gelehrten Irländern, mithin auch dem, von ihnen unterrichteten Virgilius nicht unbekannt; und in traulichen Gesprächen mit seiner Geistlichkeit äußerte sich nun auch dieser Bischof nicht selten über diese und andere, damals noch außer dem Kreise der Begriffe gewöhnlicher Gelehrten, besonders fränkischer und deutscher Gelehrten liegenden Gegenstände. Natürlicher Weise erregte die Neuheit dieser Lehre großes Erstaunen, und kam nun bald von Mund zu Mund, aber entstellt und mit den tollsten Zusätzen vermehrt, zu den Ohren des Erzbischofes Bonifacius. Dem Heiligen ward gesagt, Virgilius behaupte, auf der uns entgegengesetzten Oberfläche der Erde wohne ein besonders, nicht von Adam und Eva entsprossenes Menschengeschlecht; für dasselbe sey daher Christus nicht gestorben; es habe also an der Erlösung keinen Antheil, und die zur Seligkeit füh-

rende Thüre des Evangeliums bleibe demselben auf immer verschlossen. — Diese Lehre empörte den heiligen Bonifacius; in dem Munde eines Bischofes schien sie ihm von den gefährlichsten Folgen; er eilte also, den heiligen Vater davon in Kenntniß zu setzen, und Zacharias schrieb ihm, daß man die Sache genau untersuchen, und den Bischof, wenn er seine verkehrten Lehren nicht widerrufe, excommuniciren und des heiligen Amtes entsetzen müße. Aber dem heiligen Bonifacius war indessen nähere Kunde geworden, das unselige, zum Theile lächerliche Mißverständniß hatte sich aufgeklärt; und so war nun auch von einer weitern Untersuchung und noch viel weniger von Excommunication und Absetzung mehr die Rede.

22. Eine Einladung Pipins rief den heiligen Bonifacius in dem Jahre 752 an das Hoflager dieses Fürsten, den er noch in demselben Jahre, wie wir schon wissen, zu Soissons zum König salbte, und krönte. Man weiß nicht, wie lange Bonifaz sich bei dem neuen König aufhielt; als er aber wieder nach Deutschland zurückgekommen, müssen die wichtigsten Geschäfte jeder Art alle seine Zeit und seine ganze Thätigkeit in Anspruch genommen haben; denn, obgleich Pabst Stephanus II. schon in dem Jahre 752 den römischen Stuhl bestiegen, schrieb Bonifacius doch erst zwei Jahre nachher, nämlich in dem Jahre 754 an denselben und entschuldiget sein spätes Schreiben damit, daß er, wie er sagte, diese ganze Zeit ununterbrochen beschäftiget gewesen, mehr als dreißig an mehrern Orten von den Heiden — wahrscheinlich Sachsen, vielleicht zum Theil auch Friesen — zerstörte Kirchen wieder aufzubauen. Bald darauf ging er nach Friesland. Die Veran-

lassung zu dieser Reise gab eine unerhörte Anmaßung Hildeberts, Bischofes von Cöln. Der bischöfliche Stuhl von Utrecht war erlediget; Bonifacius wollte einen neuen Bischof weihen; dagegen protestirte jetzt Hildebert von Cöln, behauptend, daß die Kirche von Utrecht im Grunde keine bischöfliche, sondern eine zu der Diöcese von Cöln gehörige Kirche sey. Hildeberts seichte Gründe widerlegte Bonifacius in einem weitläuftigen Schreiben an den Pabst Stephanus, und von diesem dazu ermächtiget, ging er nach Utrecht, und weihete den Eoban, der ebenfalls vor mehrern Jahren aus England zu ihm nach Deutschland gekommen war, zum Bischofe von Utrecht. Da es trotz der vieljährigen, segenvollen Bemühungen des heiligen Willibords, doch noch sehr viele Götzendiener unter den Friesen gab; so blieb unser Heilige jetzt noch einige Monate in dem Lande, und bekehrte und taufte während dieser Zeit wenigstens einige tausend Heiden; worauf er wieder nach Mainz zurückkehrte.

23. Immer schöner fingen jetzt die von Bonifacius gegründeten Kirchen in Deutschland an aufzublühen; mit jedem Tage faßte das Christenthum tiefere Wurzeln; der Wandel der Geistlichen war nun kein Gegenstand der Aergerniß mehr, und auch die Laien, und zwar selbst in den noch rohern Volksklassen, nahmen nach und nach wahrhaft christliche Sitten und Gesinnung an. Unter diesen, zu noch schönern Hoffnungen berechtigenden Umständen glaubte der, ohnehin unter der Last der Jahre tief gebeugte Bonifacius, die schwere, erzbischöfliche Bürde auf jüngere und stärkere Schultern legen, und dann die wenigen, ihm noch übrigen Tage ganz und ungetheilt der Bekehrung der noch heidnischen Friesen,

deren Heil ihm so ungemein am Herzen lag, weihn zu dürfen. Von jeher hatte der Heilige kein sehnlicheres, kein glühenderes Verlangen gefühlt, als einst von Gott der Glorie heiliger Blutzeugen gewürdiget zu werden. Eine geheime, aber untrügliche Ahnung sagte ihm jetzt, daß die, von ihm schon so oft und so inbrünstig erflehete Stunde nun nicht mehr ferne sey. Diese Ueberzeugung erfüllte ihn mit hohem, freudigem Muthe; aber voll zärtlicher Besorgniß um seine Schüler, die, Fremdlinge in dem Lande, nach seinem Tode mancherlei Verfolgungen, selbst dem drückendsten Mangel ausgesetzt seyn könnten, schrieb er vorher noch einen ungemein rührenden Brief an seinen Freund Fulrad, Abt von St. Denys, ihn bittend, für die Seinigen nach seinem Tode zu sorgen, sie dem Schutze des Königs zu empfehlen. Viele davon, sagt er, leben im Lande einzeln als Priester zerstreut, im Dienste der Kirche und treuer Erfüllung ihres Berufes; durch Handarbeit gewinnen sie zwar ihre Nahrung, haben aber nicht, wovon sie sich kleiden könnten. Andere wohnen in Klöstern beisammen, widmen ihre Zeit dem Gebete und dem Unterricht, bedürfen aber für jetzt noch einiger Unterstützung. Nichts ängstiget mich so sehr, als der Gedanke, daß sie, wenn nach meinem Tode von aller Welt verlassen, sich zerstreuen, und die, besonders an den heidnischen Grenzen lebenden Völker, welche sie jetzt in dem Christenthum unterrichten und darin zu befestigen suchen, alsdann den Glauben wieder verlieren könnten. — Fulrad zögerte nicht, die letzte Bitte seines Freundes zu erfüllen; Pipin nahm alle Schüler und Klöster des Bonifacius in seinen besondern Schutz, ließ auch jedem derselben ein, seiner Lage und seinen Bedürfnissen angemessenes Jahrgeld anweisen.

24. Bonifacius, von dessen Herzen nun die letzte, ihn noch an die Erde fesselnde Sorge genommen war, zögerte jetzt keinen Augenblick mehr, seiner glorreichen Bestimmung entgegen zu eilen. Nachdem er alle seine Angelegenheiten geordnet hatte, weihete er, zu Folge der von Pipin erhaltenen Erlaubniß, und mit Zustimmung aller, seinem Stuhle untergeordneten Bischöfe, Priester und Aebte, wie auch der in der erzbischöflichen Diöcese lebenden Großen des Landes, den Lullus, seinen treuesten, liebsten Schüler zum Erzbischofe von Mainz. Bei seinem Abschiede sprach er folgende Worte zu demselben: „Die Zeit meines Todes nahet heran; vollende den von mir angefangenen Bau der Kirche in Thüringen; sorge auch für jene von Fulda, und laß mich dort begraben.“ — Lullus war sprachlos; Thränen flossen über seine Wangen und erstickten seine Stimme. Zu Lioba, der Aebtissin von Bischofsheim, sprach der Heilige auf ähnliche Weise; sie dürfe, sagte er ihr, obgleich eine Fremde in dem Lande, dasselbe doch nicht verlassen, auch unter keinem Vorwande, sey es der Gesundheit oder des Alters, in strenger Befolgung ihrer Gelübde nachlassen; sie möchte schauen auf den ewigen Lohn, gegen welchen alle Beschwernisse dieses Lebens als nichts zu betrachten wären. Mit einigen Gefährten bestieg er hierauf ein Schiff, und fuhr den Rhein hinab, um jetzt noch am Ende seiner Tage auch den Bewohnern von Frieslands entlegensten Küstenländern den Gekreuzigten zu verkündigen. Auf der Reise gesellten sich zu ihm der unlängst zum Bischofe von Utrecht geweihete Eoban, ferner drei Priester, drei Diacone und vier Mönche. Sie durchreiseten das Land, bekehrten sehr Viele zum Christenthum, und tauften eine zahllose Menge Männer, Frauen und Kinder. Um ihnen die Hände auf-

zulegen — (das heilige Sacrament der Firmung zu ertheilen) bestimmte Bonifacius ihnen einen gewissen Tag, an welchem sie sich wieder versammeln sollten. Da keine Kirche die ungeheure Anzahl hätte fassen können; so wählte er dazu einen Ort auf offenem Felde, bei Dorcum, an den Ufern des, damals das östliche von dem westlichen Friesland trennenden Flusses Burda *). Hier ließ er am Vorabend des bestimmten Tages Zelte aufschlagen, begab sich mit seinen Gefährten dahin und, sich vorbereitend zur bevorstehenden heiligen Handlung, durchwachte er mit ihnen die Nacht im Gebete. Sehr frühe des Morgens entdeckte man von weitem einen sich nahenden zahlreichen Haufen. Dies waren aber nicht, wie man allmählig sah, die zur Firmung erwarteten Neubekehrten, sondern mit Schilden und Lanzen bewaffnete Heiden, welche in feindlicher Absicht heranrückten. Die Diener des Heiligen, so wie viele schon um ihn versammelte Christen waren sogleich entschlossen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Aber Bonifacius trat aus seinem Zelte, und gebot ihnen, sich jeder Gegenwehr zu enthalten. „Die heilige Schrift," sagte er, „verbietet Böses mit Bösem zu vergelten. Der Tag, den ich so oft sehnlichst erflehet, ist, wie ich sehe, erschienen. Vertrauet auf Gott; Er wird eure Seelen retten," die Priester ermahnte er, freudig einem Tode entgegen zu gehen, der ihnen heute noch die Pforten des ewigen Lebens eröffne. Aber während er noch sprach, stürmte schon der wilde Haufe heran, fiel über die Wehrlosen her, und Bonifacius sammt sei-

*) Nicht sehr ferne, höchstens blos 5 bis 6 Stunden von der jetzigen Stadt Leuwarden in Friesland.

nen Gefährten und allen anwesenden Christen, ungefähr zwei und fünfzig an der Zahl, wurden ermordet. (5ten Jun. 755.) Die Heiden plünderten hierauf die Zelte, wie auch die, in dem Flusse vor Anker liegenden Bote, welche der Mission die nöthigen Lebensmittel nachgeführt hatten; den Wein, den sie darauf fanden, soffen sie gierig hinunter, wurden berauscht, geriethen über der Theilung der Beute in blutigen Streit, und begannen nun unter sich selbst ein furchtbares Gemetzel. Als dieses vorüber war, fielen die, welche Sieger geblieben waren, freudig über die großen Kisten und Kasten her, welche sie mit Gold und Kostbarkeiten gefüllt glaubten; da sie aber nichts als Bücher darin fanden, wurden sie wüthend, und zerstreuten alle Bücher und Schriften auf dem Felde, oder warfen sie in den Fluß, und in das dabei stehende Schilf. Alle wurden jedoch nachher, und zwar unversehrt und wohl erhalten wieder gefunden *). Als das Gerücht von des heiligen Bonifacius und seiner Gefährten Tode im Lande erscholl, sammelten die Christen ein kleines Heer und fielen damit in das heidnische Gebiet. Das Land ward verheert, viele Heiden erschlagen; aber alle, deren das Schwert der Christen verschonte, ließen sich taufen; und so hatte, was das

*) Mehrere dieser Bücher wurden noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in der landesherrschaftlichen Bibliothek zu Fulda aufbewahrt. Eines davon, welches Glaubensbekenntnisse und kleine Abhandlungen verschiedener heiliger Väter, auf Pergament in ganz klein folio enthält, und den heiligen Bonifacius wahrscheinlich als Leitfaden bei seinem Unterricht der Heiden gedient haben mag, ist oben durch einen starken Hieb gespalten, und mit dem Blute des heiligen Märtyrers besprengt.

Leben des Heiligen angefangen, deſſen Tod nun auch vollkommen vollendet.

25. Der heilige Bonifacius ſtarb im fünf- und ſiebenzigſten Jahre ſeines Alters; und ſeinem, dem Apoſtelamte in Deutſchland 40 Jahre lang geweihten Leben ſetzte ein glorreicher Märtyrertod die herrlichſte aller Kronen auf. Seine entſeelte Hülle ward anfänglich in der Kirche von Utrecht beigeſetzt, aber bald darauf nach Mainz und endlich nach Fulda gebracht. Der Beſitz dieſer heiligen Reliquie trug nicht wenig zum immer ſteigenden Ruhm des Kloſters von Fulda bei; ſchnell blühete es auf, und blieb während anderthalb Jahrhunderte die erſte und berühmteſte Schule der ganzen abendländiſchen Chriſtenheit. — Bonifacius war nicht blos der wahre und eigentliche Apoſtel Deutſchlands; Er war auch der Wiederherſteller der, in dem ganzen fränkiſchen Reiche völlig geſunkenen Kirchenzucht. Aeußerlich das Bild der Demuth und Armuth, aber innerlich die Fülle der Geiſteskraft, war der Anblick des Heiligen ſchon erbauend; und wenn er durch ſeine Worte zahlloſe Heiden bekehrte und zu Chriſten ſie umſchuf; ſo war es auf der andern Seite auch ſein eigenes Beiſpiel, welches ebenſo viele laſterhafte Chriſten bekehrte, ſie auf das Neue zur Tugend reizte, und dann oft wieder auf den Pfad der Heiligkeit zurückführte. Sein langes, mühevolles, in ſtetem Kampfe zugebrachtes Leben war das Leben einer wahrhaft heiligen, wahrhaft großen chriſtlichen Heldenſeele. Vieles hat die Kirche, Alles aber Deutſchland ihm zu danken. Jahrhunderte hindurch geſchahen Wunder und Zeichen an dem Grabe des Heiligen; denn ſo wollte Gott auch vor den Menſchen Den verherrlichen, der ſein ganzes Leben ſeinem

Dienſte geweihet, deſſen ganzes mühevolles Streben ſich blos die Verbreitung des Namens Jeſu zum ſchönen Ziele gemacht, und der nie einen heißern Wunſch, ein brennenderes Verlangen gefühlt, als daß der ganze Erdkreis den großen Gekreuzigten, den ewigen Sohn des ewigen Vaters erkennen, und in jeder Seele, in jedem Herzen unumſchränkt Gott allein nur herrſchen möge.

Druckfehler.

Seite 311 in der dritten Zeile von unten ließ, ſtatt Crecy an der Oiſe, Quiercy an der Oiſe.

Wiesbaden, gedruckt bei Ludwig Riedel.

Im Verlage dieſes Werkes ſind ferner erſchienen, und in allen Buchhandlungen zu haben.

Engel, P. J, der Menſch im Umgange mit Gott. Ein Gebet- und Erbauungsbuch, 8°. 8te Ausgabe mit einem geſtochenen Titel und Titelkupfer. 1832. 1 fl. 30 kr. od. 20 gr

Herrmann, M. C., Chriſtus unter den Menſchen. Ein Gebet- und Erbauungsbuch für aufgeklärte Chriſtusverehrer. In Taſchenformat auf Velinpapier mit einem Titelkupfer. 2te Aufl. 1832. 1 fl. 12 kr. od. 16 gr.

— — — der betende Chriſt. 12. 54 kr. od. 12 gr.

— — — Biographien verklärter Freunde Gottes, mit angehängten Sittenlehren auf alle Tage des Jahres, zum Gebrauche für Prediger, Lehrer und Katecheten, und vorzüglich zur häuslichen Erbauung 2 Bände. gr. 8. 2te Aufl. 1832. 8. fl 24 kr. od. 4 Rthl 16 gr.

— — — achtzehn Faſtenreden gr. 8. 1810. (wird neu gedruckt.)

— — — homiletiſches Handbuch über die ſonntäglichen Evangelien des ganzen Jahres, zum Gebrauch für Prediger und Katecheten, wie auch zur häuslichen Erbauung. 2 Bde. gr. 8. 2te Aufl. 1832. 3 fl. 36. kr. od. 2 Rthl.

— — — Schul- und Erziehungsreden. gr. 8. 2t. Aufl. 1832. 1 fl. 12. kr od. 16 gr.

— — — einige von den gangbarſten Sprüchwörtern, näher erläutert und zu Predigten und Katechiſationen anwendbar gemacht. Als Anhang zu deſſen Volkspredigten. 3. Bdchn. gr. 8. 2te Aufl. 1832. (wird neu gedruckt.)

— — — Feſt- und Gelegenheitspredigten, 3 Jahrgänge, jeder aus 2 Theilen beſtehend. gr. 8. 10 fl. 48 kr. od. 6 Rthl.

1r Jahrg 4te Aufl 1832. 4 fl. 12 kr. od. 2 Rthl. 8 gr.
2r — 4te Aufl. 1832. 3 fl. 36 kr od 2 Rthl.
3r — 3te Aufl. 1832 3 fl. od. 1 Rthl. 16 gr.

— — — Frühpredigten auf alle Sonntage des ganzen Jahres. 1n Jahrgangs 1te u. 2te Hälfte gr. 8. 2te Aufl. 1832. 2 fl. 24 kr. od. 1 Rthl. 8 gr.

— — — kürzere Kanzelvorträge auf alle Sonntage eines ganzen Jahres, zum Gebrauch für Seelſorger, beſonders auf dem Lande. 4 Jahrgänge, jeder aus 2 Theilen beſtehend. gr. 8.

1r. Jahrg. 4te Aufl. 1832. 3 fl. 36 kr. od. 2 Rthl.
2r. — 4te Aufl. 1832. 5 fl. 24 kr. od. 3 Rthl.
3r — 3te Aufl. 1832. 3 fl. od. 1 Rthl. 16 gr.
4r — 2te Aufl. 1832. 2 fl. 24 kr. od. 1 Rthl 8 gr.

— — — Volkspredigten, kurze, auf alle Sonn- und Feſttage des ganzen Jahres. 3 Jahrgänge, jeder aus 2 Theilen beſtehend, mit dem Portrait des Verfaſſers. gr 8.

1r und 2r Jahrg. 2te Aufl. 1832. 7 fl. 48 kr. od 4 Rthl 8 gr. (Dieſe beiden Jahrgänge werden nicht vereinzelt.)
3r Jahrg. 2te Aufl. 1832. 4 fl. 12 kr. od 2 Rthl. 8 gr.

— — — Volkspredigten d ganzen Jahres über die epiſtol. Texte und Lectionen nebſt einem Anhang von Gelegenheitsreden gr. 8. 2te Aufl. 1832. 1 fl. 48 kr. od. 1 Rthl.

Herrmann Volkspredigten über die epistolischen Perikopen in 2 Jahreshälften gr. 8. 2te Aufl. 1832. 3 fl. 36 kr. od. 2 Rthl.

Hille, Aug., sieben Fasten-, sammt einigen andern Predigten. gr. 8. 2te Aufl. 1832. 1 fl. 12 kr. od. 16 gr.

Natter, J. J., Predigten über christl. Lebensweisheit auf alle Sonntage eines ganzen Jahres. 2 Thle. g. 8. (wird neu gedruckt.)

— — — Fest- und Fastenpred. 2 Thle. gr. 8. (wird neu gedruckt.)

Parizek, Alex., Erklärung der sonntägigen Episteln, zum Gebrauche der Katecheten. 2 Bände. gr. 8. 2te Aufl. 1832. 4 fl. 48 kr. od. 2 Rthl. 16 gr.

— — — Erklärung der sonn- und festtägigen Evangelien in Schulen, zum Gebrauche der Katecheten 3 Thle. (wird neu gedruckt.)

— — — Exhorten für Kinder auf alle Sonn- und Festtage, wie auch besondere Schulfeierlichkeiten des ganzen Jahres. 3 Theile. gr. 8. 2te Aufl. 1832 4 fl. 48 kr. od. 2 Rthl. 16 gr.

— — — Exhorten für Jünglinge auf besondere Kirchenzeiten und über Kirchenzeremonien. gr. 8. 2te Aufl. 1832 1 fl. 12 kr. od 16 gr.

Wilde, Ambros, Lob- und Sittenreden auf die Festtage des Jahres. 2 Theile. gr. 8. 2te Aufl. 1832. 3 fl. od. 1 Rthl. 16 gr.

— — — sechs Fastenreden über die Bekehrung des heil. Augustin, nebst einer Charfreitags- und Pfingstmontagsrede. gr. 8. 2te Aufl. 1832. 36 kr. od. 8 gr.

— — — Fastenreden über Zachäus. gr. 8. 2te Aufl. 1832. 36 kr. od. 8 gr.

— — — Fastenreden zur Berichtigung einiger Religionszweifel. gr. 8. 2te Aufl. 1832. 36 kr od. 8 gr.

Binterim, Dr A. J., die vorzüglichsten Denkwürdigkeiten der christkatholischen Kirche, mit besonderer Rücksichtnahme der christkatholischen Kirche in Deutschland; 7 Bände in 16 Theilen. complet gr. 8.
Subscriptionspreis jeden Theiles

Bona, J., de sacrificio Missae tractatus asceticus, continens praxim attentè, devotè et reverenter celebrandi. Editio septima. 27 kr. od. 6 gr.

Gretsch, Adrian, sämmtliche Predigten. Neue Auflage in 8 Thle.
Fastenpredigten 2 Theile. gr. 8. 3 fl. 12 kr. od. 1 Rthl. 21 gr.
Feiertagspredigten 2 Theile. 3 fl. 12 kr. od. 1 Rthl. 21 gr.
Sonntagspredigten 4 Theile. 6 fl. 45 kr. od. 4 Rthl.

Missae defunctorum juxta usum ecclesiae romanae cum ordine et canone extensae. Fol. Prachtausgabe mit einem feinen Kupferstiche. 3 fl. 36 kr. od. 2 Rthl.

Wansidel, Anton, Pfarrer zu Waldulm, geistliche Reden für das Landvolk auf alle Sonn- und Festtage des Jahres. 8te Auflage. 3 Bände. gr. 8. 6 fl. 30 kr. od. 4 Rthl.